F XXXIII 150 a-b.

Süd-Amerika

Guyana

Gt. o. 457/4

Geogr. o.

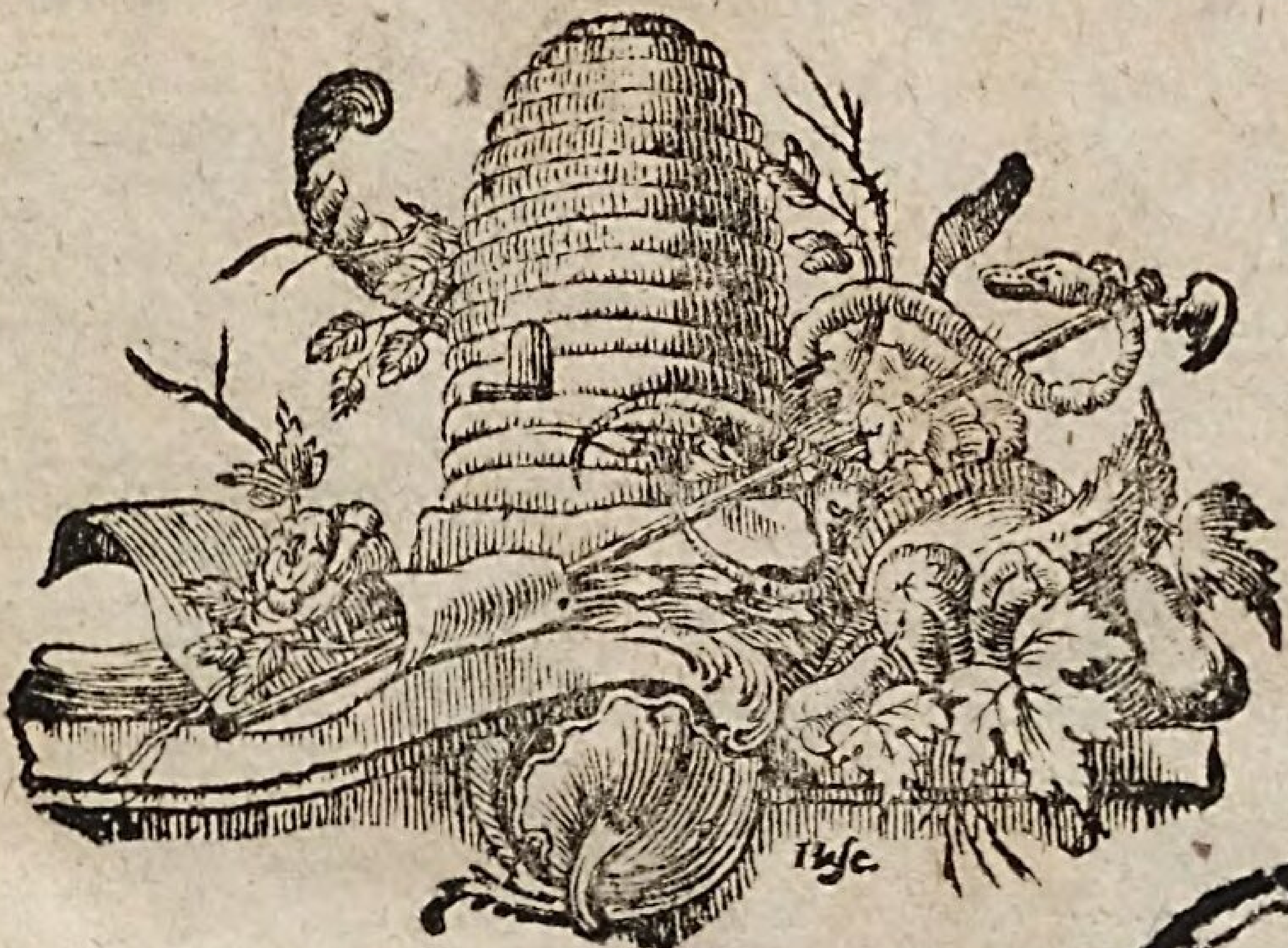
F 33 150/a-b

D. Philipp Fermins

Reise,

durch Surinam.

Aus dem Französischen übersetzt.



Erster Theil.

Mit Kupfern.

Potsdam,
bey Carl Christian Horvath,
1782.

D. Philipp Fermins

ausführliche historisch-physikalische

Beschreibung

der

Kolonie Surinam.

Auf Veranlassung der Gesellschaft Naturforschender Freunde in Berlin

Aus dem Französischen übersetzet, und mit Anmerkungen begleitet.

Erster Theil.

Mit Kupfern.

Berlin, 1775.
bei Joachim Pauli, Buchhändler.

Vorrede des Verfassers.

Ich will nicht in Abrede seyn, daß ich nicht die, von einigen Naturforschern und Journalen, mir gemachte Vorwürfe, wegen meiner im Jahr 1765 herausgegebenen Naturgeschichte von dem mittägigen Holland *) gewissermaßen verdienet habe. Die gute Meynung, die ich von der Billigkeit meiner Kritiker hege, deren vorzügliche Einsichten ich hochschätze, läßt mich indessen hoffen, daß ihr Tadel aufhören wird, wenn ich ihnen sagen werde, daß ich nur durch das dringende Ver-

*) Histoire naturelle de la Hollande équinoxiale.

langen verschiedener Liebhaber der Naturgeschichte bin veranlasset worden, ihnen in der Geschwindigkeit ein Verzeichniß von den seltensten Naturalien dieses Landes zu liefern, um ihnen das Sammlen derselben zu erleichtern; und in dieser Absicht habe ich selbiges so gar mit verschiedenen Artikeln vermehret, von welchen mir bekannt war, daß sie unter andere Klassen gehören, die sie aber ebenfalls anschaffen, und die eben so wohl der Neubegierde der Liebhaber ein Genüge leisten könnten.

Indessen sehe ich gar wohl ein, daß, so viele Mühe ich mir auch gegeben habe, meinen Endzweck zu erreichen, oder auch so gar mehr zu leisten, als ich mir vorgenommen hatte, weil ich lieber zu viel als zu wenig thun wollte, der

Titul

Titul meines Werks das Publikum verführet hat, welches darinn eine ausführliche Beschreibung von diesem vesten Lande zu finden vermuthete, statt eines blossen und noch dazu ziemlich abgekürzten Naturalien-Verzeichnisses, wie ich solches doch in meiner Vorrede bemerket hatte.

Freylich verdiente es nur höchstens den Titul eines Versuches, den ich selbigem anfänglich auch nur gegeben hatte, den ich aber auf starkes Zureden meines Verlegers änderte, welcher mir jenen um seines eigenen Vortheils willen vorschlug, und dem ich die Schwachheit gehabt nachzugeben.

Man wird mir hoffentlich aber diese Willfährigkeit verzeihen, weil ich, seit der ersten Ausgabe meines Buches, mir doppelte Mühe

gegeben, diesen begangenen Fehler wieder gut zu machen, indem ich eine viel vermehrtere Ausgabe, als die erste gewesen, liefere, die sich insbesondere auch auf die merkwürdige Vorwürfe erstreckt, von welchen das Publikum gewünschet hat, daß sie mit mehrerem Fleiße wären abgehandelt worden.

So sehr ich mich indessen bemühet, alles gründlich zu untersuchen, und so viel Nachrichten ich auch in dieser Absicht gesammlet habe; so darf ich mich doch nicht schmeicheln, daß diese Materie durch mich erschöpft sey. Ich bin aber doch versichert, daß dadurch andern der Weg angezeiget worden, den meines Wissens noch niemand, seit der Ausgabe meines ersteren Werks, betreten hat, so unvollkommen selbiges auch gerathen ist.

Habe ich übrigens wider meinen Willen Fehler begangen, so bitte ich diejenigen, die eines besseren belehret sind, mir mit ihren Einsichten an die Hand zu gehen. Ich werde von selbigen gelegentlich, mit lebhaftestem Danke, guten Gebrauch machen; um dadurch zugleich auch dem Publikum meine schuldige Erkenntlichkeit zu bezeugen, weil es meine übrige geringe Bemühungen, die ich demselben zu übergeben gewaget, mit einer geneigten Aufnahme beehret hat.

In dem gegenwärtigen Werke wird man eine getreue Beschreibung, von eben diesem Lande, von den Sitten und Gebräuchen der dortigen Einwohner, insbesondere aber von den Landes-Eingebohrnen und von ihrer Wirth-

schaft

schaft finden. Kurz, ich habe mir Mühe gegeben alles zu bemerken, was die Neubegierde des Publikums nur reizen könnte; und ich hoffe, daß die darinnen befindliche Nachrichten demselben einen deutlichen Begrif von einer der vornehmsten holländischen Kolonien in Amerika geben, und ihm das Vorurtheil benehmen werden, das man hier zu Lande wider ein Land heget, welches in so vielerley Absicht, insbesondere aber wegen seiner Fruchtbarkeit an Zucker, Kaffe, Kakao und Baumwolle, wovon es eine unglaubliche Menge hervorbringet, dessen vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet.

Allgemeine historische, geographische und physikalische Beschreibung der Kolonien Surinam.

Erstes Hauptstück.

Beschreibung der Küsten von Surinam, der Mündung des Flusses dieses Namens und aller übrigen, von demselben abhangenden Flüsse.

Wenn ein Kriegesbaumeister einen Platz befestigen soll, muß er vor allen Dingen einen genauen Riß davon verfertigen, um selbigen denenjenigen, die er zu dieser Arbeit gebrauchen will, vorlegen zu können, weil sonst öfters alle seine mündliche und schriftliche Bemerkungen auch so gar für die Kunstverständige nicht hinreichend seyn würden, wenn sie nicht, so zu reden, den Platz selbst beständig vor Augen hätten, um ihnen in ihrer Arbeit zum Leitfaden zu dienen.

Eben diese Bewandniß hat es, meines Bedünkens, mit denenjenigen, die ein Land beschreiben wol-

 len,

len, das noch vielen Leuten unbekannt ist. Um obiges Verfahren also nachzuahmen, habe ich dieser Schrift eine topographische Charte von dem Lande vorgesetzet, welches ich eben jetzt beschreiben will, damit man bey Betrachtung derselben, sich mit desto mehrerer Gewißheit unterrichten, oder von dem vesten Lande, wovon die Rede ist, einen richtigen Begriff machen könne. Ehe ich aber zur Sache selbst schreite, wird es vermuthlich nicht unschicklich seyn, zu bemerken, daß es den Holländern viele Mühe gekostet, sich dieses Landes zu bemeistern, weil sie den Landes-Eingebohrnen, als ersten Besitzern deßelben blutige Schlachten liefern müssen; wodurch sie gewissermaßen genöthiget worden, mit diesem Volk in eine genaue Verbindung zu treten, um sie unter das Joch zu bringen, damit sie dieses Land nicht allein anbauen, sondern auch eine Handlung daselbst anlegen könnten. Daß ihnen dieses vollkommen geglücket, werden wir in der Folge sehen.

Von der Lage der Kolonie und wem sie gehöret.

Von dieser Kolonie ist gleich Anfangs zu bemerken, daß sie am Flusse Surinam, in dem Theile des vesten Landes von dem mittäglichen Amerika, unter dem sechsten Grade mitternächtlicher Breite und dem neunzehnten Grade funfzehn Minuten der Länge, gelegen ist.

Ehedem haben die Franzosen und nach ihnen die Engelländer dieses Land besessen. Es ist aber von beyden Nationen wieder verlassen worden, weil sie selbiges höchst ungesund gefunden haben.

Die ersten Niederlassungen der Holländer in demselben, wurden durch einige Einwohner von Seeland

land, unter dem Schutze der Staaten dieser Provinz, errichtet.

Von den Staaten von Seeland wurde diese Kolonie an die ostindische Kompanie abgetreten, und als diese sich außer Stand sahe, die benöthigte Hülfe zur ferneren Urbarmachung der morastigen Ländereyen dahin zu senden und folglich eine Kolonie daraus zu machen, trat sie ein Drittheil derselben an den Magistrat von Amsterdam, ein zweytes Drittheil aber an den Herrn F. von Aarssen, Herrn auf Sommelsdyk ab, und behielt nur ein Drittheil davon für sich. Aus dieser Ursache hat man diese Kolonie die Gesellschaft von Surinam genannt, welche bis anjetzo unter der Verwaltung der drey Mitherren, nämlich der ostindischen Handlungsgesellschaft, der Stadt Amsterdam, und der Erben des verstorbenen Herrn F. von Aarssen, Herrn auf Sommelsdyk, geblieben ist.

Durch die schleunige Aufnahme dieser Kolonie wurden die General-Staaten bewogen, derselben viele Vortheile zuzugestehen. Sie ertheileten derselben wirklich einen aus zwey und dreyßig Punkten bestehenden Freyheits-Brief, welche so wohl zum Besten der Westindischen Handlungs-Gesellschaft, als auch zur Sicherheit der Einwohner, oder derer, die sich noch künftig dort niederlassen würden, abzieleten.

Meinen Lesern wird es hoffentlich nicht unangenehm seyn, allhier das Verzeichnis derjenigen Gouverneurs zu finden, welche dieser Kolonie hintereinander vorgestanden haben.

1. Herr F. von Aarssen wurde im Jahr 1683. zum ersten General-Gouverneur derselben bestellet. Er hatte aber das Unglück im Jahr

 1688.

1688. von der dortigen Besatzung umgebracht zu werden.

2. Ihm folgte den 20ten December gedachten Jahres Herr Jan von Scharpenhuysen, welcher im Jahr 1695 seinen Abschied erhielte.

3. Herr Paul van der Veen, welcher im Jahr 1706. ebenfalls verabschiedet wurde.

4. Herr Wilhelm von Gruyter im Oktober desselbigen Jahres, starb im folgenden Jahre.

5. Herr Johann von Goyer, lebte auch nur bis ins Jahr 1715.

6. Herr Johann von Mahony, überlebte den vorigen nur ein Jahr.

7. Herr Johann Koeter wurde den 2ten März 1718. bestellet und starb 1721.

8. Herr Heinrich Temming starb 1727.

9. Herr Carl Emilius Heinrich von Cheußes gieng 1734. mit Tode ab.

10. Herr Jakob Alexander Heinrich von Cheuße starb das Jahr darauf.

11. Herr Johann Ray lebte nur zwey Jahre.

12. Ihm folgte den 11ten September 1737. Herr Girard von der Schepper, welcher im Jahr 1741. seinen Abschied erhielte.

13. Herr Johann Jakob Mauritius kam am 7ten Hornung 1742. an dessen Stelle, und wurde derselben im Jahre 1753. wieder entlaßen.

14. Sein im Jahre 1754. bestellter Nachfolger Herr P. A. van der Meer starb 1756. Herr

Johann

Johann von Nepven, erster Fiskal der Kolonie, erhielt diese Stelle interimsweise, und wurde fünf oder sechs Monate nachher durch Herrn Wighol Krommelin abgelöset, welcher als General-Gouverneur der Kolonie, und obrister Befehlshaber der ganzen Besatzung noch jetzt am Leben ist. Es sind also seit Errichtung der Kolonie funfzehn wirkliche General-Gouverneurs mit Inbegrif des Herrn Krommelin gewesen.

Von der Mündung des Flusses Surinam.

Die Mündung des Flusses Surinam lieget zwischen Kayenne und der Kolonie Berbice, in einer Entfernung von sechszig Meilen von der ersteren, welche man, wenn man aus Europa kömmt, zur Linken liegen läßet, und ohngefähr zwey und dreyßig Meilen disseits von der letztern. Die Küsten derselben machen also eine Strecke von etwa neunzig Meilen aus. Die Insel Kayenne lieget unter dem fünften Grade, zwey und funfzig Minuten nordlicher Breite, und unter dem dreyhundert drey und zwanzigsten Grade, sieben und zwanzig Minuten der Länge; und der Fluß Berbice unter dem 6ten Grade, zwanzig Minuten der nördlichen Breite, und unter dem dreyhundert und siebenzehnten Grade, zehn Minuten der Länge. Man kann also die Küste von Kayenne gegen Surinam zu rechnen, West-Nord-West, und die von Surinam gegen Berbice, Westlich nennen.

Die nördlichen Ufer sind mit einer unzählbahren Menge sehr schöner Bäume, zwischen welchen sich viele Moräste befinden, bedecket.

Von den vornehmsten Flüssen des Landes.

Die vornehmsten Flüsse des Landes, sind die Marawyne, der Saramaka, der Surinamfluß, die Kommewyne und der Kottika, welche ich nunmehro einzeln beschreiben will.

Der Fluß Marawyne.

Wenn man nach Surinam reiset, ist der Fluß Marawyne von der Insel Kayenne vier und zwanzig Meilen entfernet, oder er liegt unter dem fünften Grade, acht und funfzig Minuten nordlicher Breite, und unter dem dreyhundert und zwanzigsten Grade funfzehn Minuten der Länge. Er ist den Schiffen, welche nach Surinam segeln, höchst gefährlich, in Ansehung seiner großen Aehnlichkeit mit der wahren Mündung; weil alle diejenigen, welche so unglücklich sind, in demselben einzulaufen, wegen der vielen darinn befindlichen Sandbänke und der verschiedenen Klippen, selten wieder heraus kommen. Ueberdies ist der Grund desselben so morastig, daß die Schiffe in demselben stecken bleiben, auch auf keine andere Weise wieder loszumachen sind, als daß sie, vermittelst kleiner Kähne, gelichtet werden. Um dergleichen Zufälle zu verhüten, hat man zwölf Meilen weit von dem Surinam-Fluß, eine Art von Schanze oder Batterie mit einigen Kanonen bepflanzet, angeleget, worinn einige Mannschaft von der Besatzung befindlich, um auf die Ankunft der Schiffe Acht zu haben und selbige durch einige Kanonen-Schüsse zu warnen, im Fall sie in Ansehung der Höhe, in welcher sie sich befinden, zweifelhaft seyn mögten.

Ohne diese Warnung, würden selbige ohnfehlbar vor der Mündung des Flusses so weit vorüber segeln,

daß

daß sie dahin nicht anders zurückkehren könnten (wegen der Heftigkeit des Strohmes des Flusses Saramaka, der sie, aller Bemühungen und Geschicklichkeit der Lootsen ohngeachtet, mit fort reißen würde) als daß sie den Rückweg nach Europa bis auf eine gewisse Höhe, längs der Küste, nähmen.

Diese Schanze wird die Brand-Wacht genennet, sie lieget an der Mündung einer kleinen Kreek welche den Namen Mot-Kreek führet.

Der Fluß Saramaka.

Der Saramaka ist ein kleiner Fluß welcher Berbice von Surinam scheidet, und nichts merkwürdiges, als einen sehr schnellen Lauf hat.

Der Surinam-Fluß.

Der Surinam-Fluß ist ohne Wiederrede einer der vornehmsten Flüsse der ganzen Kolonie, weil er eines Theils von einem Ufer zum andern über eine halbe Meile breit ist; andern Theils aber, weil sein Lauf oder seine Ergießung ins Meer gegen Nord-West, sein Aufsteigen aber gegen Süd-West, gerichtet ist; welches alle sechs Stunden wechselsweise seine Ebbe und Flut verursachet.

Von der Ebbe und Flut dieses Flusses.

Die Ebbe und Flut geschiehet wechselsweise alle sechs Stunden, mit diesem Unterscheid, daß jedesmal eine Zwischenzeit von drey vierthel Stunden ist; dergestalt daß dieses so wohl des Steigens, als auch des Fallens wegen abwechselt. Hiebey ist zu bemerken, daß die See bey dem Voll- und Neumond so hoch steiget, daß sie alle Flüsse zurück treibt: und dieses heißet man die Spring-Flut.

Wenn selbige am höchsten ist, befördert sie nicht nur das Einlaufen der großen Schiffe in den Surinam-Fluß, indem sie die bey der Mündung desselben hin und wieder befindliche Sandbänke bedecket, sondern sie verschaffet auch noch vielen Zucker-Pflanzungen, besonders denen, welche in den Kreeken befindlich, den Vortheil, daß ihre Wassermühlen dadurch in den Gang gebracht werden. Dieses Steigen ist also in Ansehung dieses doppelten Vortheils, von sehr großem Nutzen.

Drey und eine halbe gute Meile vom Meer, oder von der Mündung des Flusses, theilet sich derselbe in zween Arme, wovon der eine, welcher gegen Süd-Ost, die Kommewyne genannt wird, der andere aber, welcher gegen Süd-West laufet, behält beständig die Benennung des Surinam-Flusses. Die Länge dieses letzteren Arms erstrecket sich über dreyßig Meilen. Da, wo derselbe sich zu theilen anfängt, gehen zur Linken desselben so gleich die Kaffé-Pflanzungen an, in einer Entfernung von einer halben Stunde einer von der andern, welches den schönsten Anblick verursachet. Zur rechten desselben siehet man nichts als Waldungen, welche bis an die Stadt Paramaribo reichen.

Bisher haben wir diesen Arm oder Fluß, von seiner Mündung an bis auf eine kleine halbe Meile disseits der Stadt betrachtet. Nun wollen wir ihn auch weiter hinauf in Augenschein nehmen. Wenn man weiter hinauf kömmt, siehet man eine Menge Kreeken oder Kanäle, so wohl auf der süd- als westlichen Seite; wie solches sehr deutlich auf der beygefügten Karten zu sehen ist, woselbst auch alle Pflanzungen die von diesen Kreeken eingeschlossen werden,

und

und von welcher eine jede ihren eigenen Namen führet, zu bemerken sind.

Ueber dies biethet der Fluß allhier einen unendlich schöneren Anblick dar, als bey seinem Ursprung, wegen der Menge Kaffé- und Zucker-Pflanzungen, welche man daselbst auf jeder Seite des Ufers in einer Entfernung von zwo bis drey Stunden, eine von der andern erblicket, in deren Zwischen-Räumen man eine frische Luft, und einen angenehmen Geruch einathmet, welcher von einer prächtigen Reihe Bäume, von unterschiedenen Gattungen verursachet wird, die von der Natur hervor gebracht worden, die auch ihre Blätter beständig behalten, folglich längs den Ufern eine Aussicht von einem beständigen Grünen verschaffen. Weiter hinauf aber erblicket man am linken Ufer einen Flecken, Torrarika genannt, welcher von lauter Juden bewohnet wird.

Acht Meilen davon ist noch ein jüdisches Dorf mit einer grossen und sehr schönen Synagoge befindlich; und zwo Meilen weiter hinauf ist eine Kreeke, die sich in zwo Arme theilet, wovon der eine gegen Mittag, der andere aber gegen Mitternacht läuft.

Ohngefähr sechs Meilen weiter hinauf, erblicket man den berühmten Berg, der Blaueberg genannt, auf welchem ein Wachthaus zur Wohnung etlicher Soldaten, befindlich, welche dorthin geschicket werden, um auf das Betragen der benachbarten Indianer ein wachsames Auge zu haben. Von diesem Berg an, von welchem man bis nach Kayenne kommen kann, ist das ganze Land so wohl in der Länge als in der Breite, ganz voller Berge, mit Felsen, die aus einem blauen Stein bestehen, und mit einer Menge Wasserfällen untermischt sind.

Von dem Reichthum dieser Gebirge lässet sich übrigens nichts zuverläßiges bestimmen. Gewis ist es indessen, daß nach dem Bericht einiger Bergleute, welche dort nachgesuchet haben, sich in denselben eine Menge von allerhand Erzarten finden würde, wenn man die erforderlichen Kosten zu deren Förderung herschiessen wollte. Es ist dieses auch wahrscheinlich, weil diese Gebirge mit dem spanischen West-Indien grenzen.

Der Kommewyne-Fluß.

Was ich bisher von dem Surinam-Fluß gesaget, hindert nicht, daß nicht auch der Kommewyne-Fluß seinen Vorzug in Ansehung seiner Breite habe.

Er entspringet aus dem vorigen, vier Meilen weit vom Meer, und nimmt seinen Lauf gegen Süd-Süd-Ost: und wenn selbiger gleich nicht dem Auge einen solchen angenehmen Anblick darbiethet als jener, so ist die Aussicht auf demselben deshalb nicht minder schön wegen der vielen Kafféplanzungen, deren Gebäude weitläuftiger und mehr in die Augen fallend sind, als die, welche sich auf den Zuckerpflanzungen befinden.

Dieser Fluß ergiesset sich in den Kottika, woselbst er seinem Namen verlieret, indem er zur rechten und zur linken eine Menge von Kreeken, von verschiedener Größe zurück lässet, deren Ufer bald mehr bald weniger mit Kaffé und Zuckerpflanzungen besezt sind, und deren jede ihren besondern Namen führet, wie solches auf der Charte ausgedrücket worden.

Der Kottika-Fluß und dessen Vestung.

Der Kottika-Fluß, welcher das Wasser der Kommewyne aufnimmt, entspringet selbst aus diesem

sem Flusse, acht Meilen weit vom Meer. An dessen Mündung lieget eine **Vestung**, deren ich erst in dem zweiten Hauptstück erwähnen würde, woselbst ihre Beschreibung vielleicht schiklicher seyn mögte, wenn solches nicht die Ordnung, die ich mir vorgeschrieben habe, unterbräche, und die meines Erachtens verständlicher ist, als wenn ich wieder zurück gienge. Ich werde also hier alles, was diesen Fluß angehet, abhandeln, damit ich dessen nicht weiter erwähnen dürfe.

Diese **Vestung** hat ihren Namen von dem Flusse, an welchem sie lieget. Sie ist auf einer etwas morastigen Anhöhe gebauet, mit Gräben und hohen Wällen umgeben. Da sie mit allen Kriegesbedürfnissen und mit den nothwendigen Lebensmitteln, zum Unterhalt für die darin befindliche Besatzung, versehen, so ist sie auch in einem guten Vertheidigungsstande. Man sagt, sie sey auf Befehl ihres ehemaligen Gouverneurs des Herrn F. van Aarßen, Herrn von Sommelsdyk, von dem ich in einem andern Artikel reden werde, erbauet, und seit der Zeit noch beständig mehr bevestiget worden. Wodurch sie also eben so vest, als Zeelandia welche die Stadt Paramaribo decket, geworden, wie ich in dem folgenden Hauptstück zeigen werde.

Ohngefähr gegen die Mitte dieses, und auch des Kommewyne-Flusses ist jedesmal eine Kirche oder vielmehr ein großes Haus befindlich, in welchem, wegen der Entlegenheit der Stadt, alle vierzehn Tage der Gottesdienst gehalten wird. Es haben also die längs diesen Flüssen befindliche Einwohner ihre besondere Prediger, wovon ein jeder seine Pfarrwohnung neben seiner Kirche hat, wohin die Eigenthümer

der Pflanzungen sich an den bestimmten Tagen begeben können.

Die Aussicht auf diesem Flusse ist überdies wegen der auf dessen beyden Ufern befindlichen grossen Menge von Pflanzungen sehr reizend. Er ist dabey sehr breit und theilet sich in drey Arme, davon der Erste seinen Namen Kottika behält, der Zweite wird der Pirika und der Dritte der Kruis-Kreek genannt, und da ihre Ufer insgesammt mit Kaffe- und Zuckerpflanzungen bedeckt sind, so wird das Auge daselbst durch den reizendsten Anblick entzücket. Man versichert, daß der Pirika-Fluß der tiefeste von allen dreyen ist, und wegen der vielen Krümmen die er machet, über zwanzig Meilen lang ist.

Ich glaube nunmehr alle Küsten und die fürnehmsten Flüsse dieses vesten Landes weitläuftig genug beschrieben zu haben, um nicht genöthiget zu seyn, der unendlichen Anzahl Kreeken oder Kanäle Erwähnung zu thun, welche diese Flüsse hervorbringen, und die man ohnehin auf der Charte nachsehen kann, um sich von diesen kleinen besondern Umständen näher zu unterrichten.

Zweytes Hauptstück.

Beschreibung der Schanzen, der Vestungen Amsterdam und Zeelandia, imgleichen der Stadt Paramaribo.

Von den zwo Schanzen, welche den Eingang des Surinam-Flusses vertheidigen.

Zwo Meilen von dem Einflusse des Surinam-Flusses, ist auf jeder Seite des Ufers eine Schanze befindlich, welche mit einer hinlänglichen Anzahl von Geschütze und Mannschaft jederzeit besetzet ist, um das Einlaufen in denselben zu Kriegeszeiten zu hindern; weil sie so angeleget sind, daß alle Schiffe, welche den Fluß hinaufsegeln wollen, vorbey müssen. Dieses ist ein grosser Vortheil für die neue Vestung, weil sie durch jene gewarnet wird, auf ihrer Huth zu seyn.

Von der neuen Vestung Amsterdam.

Wenn man den Fluß weiter hinauf kömmt, erblicket man in der Ferne die neue Vestung Amsterdam genannt, welche an der Mündung des Flusses Kommewyne zur linken, und den obbemeldeten Schanzen gegen über lieget. Im Jahre 1734 machte man den Anfang mit ihrer Anlegung, und erst im Jahre 1747 ist sie völlig fertig geworden. Sie ist auf einer Art Felsen gebauet, mit breiten Graben umgeben, und übrigens sehr wohl bevestiget. Inwendig fehlet es ihr an keiner Art von Vorrathshäusern, es sey zu Kriegesbedürfnissen oder zu Lebensmitteln. Man hat so gar vor sechs oder sieben Jahren eine von lauter Steinen gebauete Windmühle darin angeleget,

um das Getreide für die Besatzung darauf zu mahlen. Zu Kriegeszeiten können wenigstens drey tausend Mann darinn liegen. Zu Friedenszeiten hingegen liegen nur Einhundert Mann in derselben, welche unter den Befehlen eines Artillerie-Hauptmanns stehen, der den Titul eines Kommendanten führet, und welche durch eine Menge Geschützes unterstützet werden. Sollte also jemand, wenn er auch schon bey den Schanzen vorbey wäre, nur die geringste Gewalt gebrauchen wollen, um auch bey der Vestung vorbey zu segeln, so würde derselbe gewis die gröste Gefahr, zwischen diesen drey Feuern, laufen müssen.

Es ist so gar gebräuchlich, daß ein Schif beym Einlaufen in den Fluß, auf einer gewissen Höhe sich vor Anker legen und seine Flagge wehen lassen, alsdann aber dem Befehlshaber der Vestung seinen Paß überschicken und ihn um die Erlaubniß zu Fortsetzung seiner Reise ersuchen lassen muß; widrigenfalls wird eine Kugel auf dasselbe geschossen, für welche selbiges funfzehn Gulden zu bezahlen schuldig ist. Sollte der Schifsbefehlshaber dem ohngeachtet, ohne erhaltene Erlaubniß, näher kommen, empfängt er bis auf drey Kugeln, deren Preiß bey der zwoten doppelt und bey der dritten dreyfach steiget. Bey einer fernern Weigerung läuft er Gefahr in den Grund gebohret zu werden. Es ist ferner zu bemerken, daß so bald das Schif sich bis auf einen Kanonen-Schuß der Vestung genähert hat, selbiges, bevor es weiter segelt, diese mit sieben oder neun Kanonen-Schüssen begrüßen muß, dagegen selbige sogleich ihre Flagge wehen läßt und mit drey Danksagungs-Schüssen antwortet.

Von der Vestung Zeelandia.

Zwo Meilen von dieser Vestung, den Fluß weiter hinauf, lieget eine zwote Vestung, Namens Zeelandia, welche der Sage nach, von den Portugiesen erbauet, nachgehends von den Engelländern ihnen entrissen, diesen aber von den Seeländern im Jahr 1667. unter der Anführung des tapferen Admirals Krynzen, und des Vice-Admirals Kulewaard, wieder weggenommen worden, mit einer Flotte von drey Krieges-Schiffen und einigen platten Fahrzeugen, welche letztere bestimmt waren, dreyhundert Soldaten, unter den Befehlen des Generals Lichtenbergs ans Land zu setzen, welcher zum Gouverneur der Kolonie, nachdem selbige in der Folge durch diese Vestung zum Gehorsam gebracht worden, ernennet wurde.

Diese Vestung, welche der Stadt Paramaribo gewissermaßen statt einer Zitadelle dienet, ist ein gemauertes Fünfeck, dessen äusseres Polygon nicht über hundert und funfzig Schritte hat: sie ist mit keiner Brustwehre versehen, ihre Mauern aber sind ohngefähr fünf Fuß über dem obersten Theil des Walles erhaben und wohl sechs Fuß dicke. Der innere Raum derselben ist durch die verschiedene Gebäude, welche in demselben errichtet worden, z. E. das Zeughaus, verschiedene Soldaten-Wohnungen und Vorrathshäuser, sehr enge geworden. Hier werden auch die Gouverneurs und Officiere begraben. Eben hieselbst werden auch die Sklaven, die sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben, oder welche zum Dienst der Gesellschaft verurtheilet worden, aufbehalten.

Diese Vestung ist mit einer Art eines bedeckten Weges umgeben, zu welchem man auf einer Seite

der

der Stadt vermittelst einer hölzernen Brücke kömmt, an deren Ende, ehe man in die Zitadelle gelanget, ein mit Soldaten besetztes Wachhaus befindlich, die unter den Befehlen eines Officiers stehen.

Ueber dem Wachhause ist das Gefängniß so wohl für die Soldaten, als Stadt-Einwohner. In jeder Seite dieses Fünfecks sind zwo Schießscharten, und eine in jeder Flancke, mit ihren Kanonen besetzet, woran es in der Vestung nicht fehlet. Sie ist also im Stande, die Stadt so wohl durch ihre Lage, als durch ihr zahlreiches Geschütz zu vertheidigen, wozu noch die Hülfe kömmt, welche sie aus der ersteren, der sie gerade über lieget, erhalten kann, ohne daß sie jedoch wegen der Krümmungen des Flusses, einander sehen können. Es darf auch nach Sonnen Untergang kein Schiff, weder ein Holländisches noch ein Engländisches, ohne eine besondere Erlaubniß des Gouverneurs derselben vorbeyfahren, vielmehr muß selbiges, so bald es sich derselben auf einen Kanonen-Schuß genähert hat, eben dieselbe Zeremonie, die bey der Vestung Amsterdam gebräuchlich ist, beobachten.

Auch kann ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen, daß in einem Bastion der Vestung Zeelandia eine Glocke unter einem Dache aufgehängt ist, zu welcher ein Soldat jede Stunde, vermittelst einer Leiter, steigen und die Stunden so wohl bey Tage, als bey Nacht, anschlagen muß, weil sonst keine Uhr für die Stadt vorhanden ist.

Sobald man bey dieser Vestung vorbey ist, erblicket man die Stadt Paramaribo, von welcher ich alsdenn erst reden werde, wenn ich zuförderst einige

Um-

Umstände von meiner Ankuft im Lande werde erzählet haben, welche einigen Begrif von den Einwohnern geben können.

Das erste, was bey unserer Einfarth in dem Surinam-Fluß, meine Aufmerksamkeit an sich zog, war ein kleines Kanot, acht bis neun Fuß lang, an die vier Fuß breit, in welchem drey Neger-Fischer waren, die sich unserem Schiffe näherten, um uns Glück zu unserer Ankunft zu wünschen. Kaum waren sie an dasselbe heran, so kletterte auch schon einer von ihnen mit so vieler Behendigkeit hinauf, daß ich erstaunte, ihn den Augenblick auch auf dem Verdecke zu erblicken. Die Leibesgestalt dieses Negers, welcher sehr schön war, übertraf die mittelmäßige, ohne jedoch sehr groß zu seyn. Er hatte einen schwarzen Bart, aber die schönsten schwarzen Augen, sehr ordentliche und angenehme Gesichtszüge, Zähne, weißer als Elffenbein, und eine schwarze glänzende Haut, wie Agtstein. Seine Kleidung war so leichte, daß sie ihm, in Betracht der großen Hitze, nicht beschwerlich fallen konnte, weil sie nur aus einem Stücke Leinwand bestand, welches ohngefähr sechs Ellen in die Länge, und sechs bis acht Zolle in die Breite betrug, und die, nachdem sie ein paar mal um seine Lenden umgeschlagen, wieder zwischen denselben durchgezogen war, um die geheimen Theile zu bedecken.

Hierauf machte er dem Kapitain J. L. ein sehr demüthiges Kompliment, und sagte ihm in seiner Sprache; audi masſera, hou fasſi you tan, welkom na disſi contri; das ist: guten Tag Meister, wie befindet ihr euch? seyd willkommen in dieser Gegend! Es wurde mir nicht schwer, diese Sprache zu verstehen; weil ich die Englische verstehe, und jene

mit dieser viel ähnliches hat. Der Kapitain, der ihm deshalb dankte, ließ ihm ein Stück Pöckelfleisch reichen, welches ein Leckerbissen für diese Leute, und also das angenehmste Geschenk für sie war. Der darüber sehr vergnügte Neger eilte zu seinen Kameraden zurück, die auf ihn warteten, und die mit ihm davon fuhren, voller Freuden über das erhaltene Geschenk.

Denselben Tag liefen wir in den Surinam-Fluß ein, und wir landeten an der Vestung oder vielmehr bey der Stadt Paramaribo. Kaum waren wir an das Land getreten, als wir auch so gleich von verschiedenen Negerinnen umringet wurden, deren ganze Kleidung in einem leichten Unterrock bestand, welcher ihnen bis an das Knie gieng, um nur dasjenige zu bedecken was die Schamhaftigkeit zu zeigen verbiethet, der übrige Theil des Körpers hingegen war ganz bloß, so wie die Negers, die wir schon vorhin gesehen hatten. Unter diesen Negerinnen fiel mir eine besonders in die Augen; sie war eine vollkommene Schönheit, und schien, (außer ihrer schwarzen Farbe, an welche man gewohnt seyn muß) dem schönsten Frauenzimmer unserer Halbkugel, weder in den Gesichtszügen, noch in der Taille, die wie gedrechselt war, etwas nachzugeben. Ihre Nase war wider die Gewohnheit der Neger, die breite eingedrückte Nasen haben, sehr wohl gebildet, sie hatte einen sehr schönen Mund, Augen von ungemeiner Lebhaftigkeit, und eine so ungezwungene Gestallt in ihrer schlechten Kleidung, daß mir dabey der Gedanke von dem ersten Alter der Welt und von unsern ersten Aeltern einfiel.

Ich war die erste Zeit nach meiner Ankunft zu Paramaribo, wider diese Nation eingenommen, ohngeachtet ich mir dieses aus dem Sinn zu schlagen suchte,

suchte, weil ich zum voraus sahe, wie sehr ich ihres Beystandes benöthiget seyn würde, so wohl zu dem besonderen Dienste bey meiner Beschäftigung, als auch bey meinen vorhabenden Untersuchungen in diesem gesegneten Lande. Ehe ich aber das geringste mit ihnen vornehmen konnte, muste ich erst ihre Sprache lernen, welche ein verdorbenes Englisches ist, mit einigen holländischen Wörtern untermischt, wie solches leicht aus dem ersten Komplimente des Negers an den Kapitaine unseres Schiffes hat können bemerket werden. Folgende Worte, wovon die erstere aus ihrer Sprache, die zweyten eigentlich Englisch sind, und die dritten anzeigen, was sie im Französischen bedeuten, werden davon die Leser noch deutlicher urtheilen lassen. *O goede Godi.* O goed God, o bon Dieu. (o gütiger Gott) *Forki*, fork, une fourchette, (eine Gabel). *Pleti* plate, une assiette, (ein Teller). *Bredi* bread, du pain (Brod). *Boy*, boy, un garçon (ein Knabe). *Give mi da bedi*, give my hat, donnez-moi mon chapeau, (gebt mir meinen Huth,) und so weiter.

Diese wenige Beyspiele zeigen, daß sie die englische Sprache haben lernen wollen, weil die Engländer diese Kolonie anfänglich in Besitz gehabt hat; sie haben aber mit derselben nicht fertig werden können, und sie daher sehr zerstümmelt, indem sie verschiedene Wörter von ihrer afrikanischen Mundart darunter gemischet, wodurch sie dieselbe, ihrer Meynung nach, noch zierlicher machten.

In der Folge haben sie sich, um verständlich zu werden, genöthiget gesehen, verschiedene holländische Wörter mit einzuflicken, seit dem sie von dieser Nation unterjochet worden; denn an statt ihre Herren

Massera, wie zu den Zeiten der Engländer zu nennen, bedienen sie sich anjetzo des Titels *Mynheer*, welches **Mein Herr** bedeutet, und *Mevrouw*, **Meine Frau** an statt *Missi*, welches sie für *Mistrisse*, gebrauchten; ein Titel, welchen die Engländer dem Frauenzimmer bürgerlichen Standes geben!

Nach dieser kleinen Ausschweifung wollen wir nunmehro zu der Beschreibung der Stadt **Paramaribo** zurückkehren.

Die Stadt Paramaribo.

Dasjenige, was die Einwohner die **Vestung** nennen, ist eigentlich die Stadt **Paramaribo**, welche ehedem ein von Indianern bewohntes Dorf war, und von welchen sie ihre Benennung erhalten hat.

Sie ist zum Theil am Ufer des Flusses, ohngefähr sechs Meilen vom Meer, gelegen, und auf einem sandichten und kiesichten Felsen gebauet; daher das Pflaster in den Straßen, deren eine ziemliche Anzahl ist, niemalen beschwerlich fällt; dahingegen in der großen Hitze, die Sonne auch so brennend ist, daß der erhitzte Erdboden auch durch die dicksten Schuhe brennet.

Die Anzahl der Häuser in der Stadt, und ihre Bauart.

Alle Häuser, deren acht hundert an der Zahl, sind ungemein regelmäßig erbauet, und wegen der großen Hitze fast alle ohne Fenster, und fast ein jedes hat seinen besonderen Garten. Sie sind ausser dem Gouverneur- und dem Kommendanten-Hause nur von Holz gebauet, kosten dem ohngeachtet aber, wenn man von dem kleinesten anfängt, fünf- bis fünf und zwanzig tausend Gulden holländisch, je nachdem sie groß sind;

die-

dieses wird vielleicht übertrieben zu seyn scheinen; allein, des Arbeits-Lohns nicht zu gedenken, so muß man hier nur die ungemeine Theurung des Holzes in diesem Lande, und den Transport einer Menge Materialien erwägen, welche man aus Europa kommen lassen, und die man doppelt so theuer bezahlen muß. Wollte man steinerne Häuser bauen, würden sich die Kosten noch höher belaufen, weil es an Steinen, Kalk, und an allen Bau-Materialien im Lande fehlet. Uebrigens sind alle Häuser auf einem, zwey bis drey Fuß, ja öfters noch höheren steinernen Grund gebauet. Man muß ferner erwägen, daß, wenn die Häuser von Steinen gebauet wären, selbige nicht so gesund, als die hölzernen seyn würden, wegen der großen Feuchtigkeit des Bodens, welcher die Steine noch mehr ausgesetzet seyn würden; und den Bewohnern solcher Häuser müßte selbige auch bald mehrere, bald wenigere Beschwerlichkeiten verursachen.

Das Gouverneur-Haus.

Das Gouverneur-Haus ist an dem Sammel-Platze der Soldaten, dem Orte des Flusses gerade über gelegen, woselbst alle Fremden ans Land steigen: Es ist sehr geräumig und schön; hinter demselben ist ein sehr schöner Garten, aus welchem der Gouverneur nach der Vestung Zeelandia kommen kann. Man ersiehet hieraus, wie nahe diese Zitadelle an der Stadt liegen muß; wie ich solches oben bemerket habe. Vor diesem Gouverneur-Hause versammelt sich auch täglich, des Morgens um acht Uhr die Parade, um auf die Wache zu ziehen.

An das Gouverneur-Haus stößet das Kommendanten-Haus, welches ebenfalls mit einem schönen Gar-

Garten versehen ist: Diese beyde Gebäude gehören der Gesellschaft.

Beynahe alle Straßen sind mit Alleen von Pomeranzen-Bäumen vor den Häusern bepflanzet, die zweymal im Jahre blühen, und in denselben beständig einen sehr lieblichen Geruch verbreiten.

Die Reede.

Man zählet anjetzo an die sechszig holländische Schiffe auf der Reede, die englischen Barken nicht mit gerechnet, von dem Orte, wo ausgeladen wird, bis auf eine gewisse Höhe; und dieser Reede gerade über stehet, wie in den Straßen der Stadt, eine prächtige Allee von Pomeranzen-Bäumen, welche ihre balsamische Ausdünstungen in eine dahinter gelegene Reihe von Häusern verbreitet, und überdies den reizendensten Anblick, den man sich nur vorstellen kann, darbiethet. Ich könnte noch, ohne einen Wiederspruch zu befürchten, hinzufügen, daß in dem ganzen holländischen und französischen Amerika keine Reede mit dieser zu vergleichen ist, in Ansehung der Bequemlichkeit, mit welcher alle Schiffe hier die Waaren dieser Kolonie einschiffen können.

Ein großer Fehler derselben hingegen ist, daß es hier eine Menge Würmer giebt, welche die Schiffe an den Orten, wo sie nicht mit Theer bestrichen sind, durchbohren *). Indessen ist es leicht, sie für dieselben

*) Teredo navalis *Linn. S. N.* XII. p. 1267. *Vallisnieri* nat. 11. T. 4. *Sellii* Hist. nat. Teredinis seu Xylophagi marini &c. c. Tabb. Traj. ad Rhen. 1733. 4to. Beschreibung des Holl. See- oder Pfahlwurms mit K. Nürnb.

selben zu bewahren, wenn das Schiff nur gut kalfatert wird, und kein Fleck an demselben unbetheeret bleibet, u. s. w.

Das Rathhaus.

Das Rathhaus ist an einem sehr schönen Platz (den man ebenfalls ganz mit Pomeranzen-Bäumen bepflanzet findet,) gelegen, wo anjetzo der Sclaven-Markt, imgleichen für das Geflügel, Hülsen- und andere Früchte u. s. w. gehalten wird. Ehedem diente dieser Platz zum Zwang-Kirchhof (cimetiere bannal); weil man aber besorgte, daß die Menge von Leichen,

Nürnb. 1733. 4to. Recherches sur l'origine, la formation, le developpement, la structure &c. des diverses especes de *vers à tuyau* qui infestent les vaisseaux &c. par P. *Massuet*. avec figg. à Amsterd. 1733 8vo. Observations sur l'origine, la nature & la constitution des *vers de mer* qui percent les vaisseaux, les piliers, les jettées & les estacades, par Mr. *Rousset*, à la Haye 1733. avec figg. in 8vo. Hist. naturelle des vers, qui rongent les Piliers des Digues de la Zeelande, de la Frise & de la Nord-Hollande. avec figg. à Amst. 1733. 8vo. Bericht von den Seewürmern in Holland. Erfurth 1733. mit Kupf. in 8vo. Histor. physikal. Beschreibung einer höchst schädlichen Art Seewürmer ꝛc. von Puteano, Leipz. 1733. mit K. 8vo. Hierbey verdienet in der Gaz. litt. de Berlin 1771. p. 30. &c. nachgelesen zu werden, was daselbst von Herrn *Kornebeks* Mém. sur une decouverte interessante pour la conservation des vaisseaux &c. contre les vers à Tuyaux gesaget wird.

chen, welche man fast täglich daselbst begrub, durch ihre Ausdünstungen viele Krankheiten verursachen würden, so hat die Landes-Regierung einen andern Platz am Ende der Stadt angewiesen, und jenen nur zu Beerdigung der Personen von gewissem Range bestimmet, die für einen Begräbniß-Platz fünf hundert Gulden zahlen; an statt daß solcher auf dem neuen Kirchhofe nur funfzig Gulden kostet.

Dem sey wie ihm wolle, so kostet es immer, wie man siehet, ziemlich viel, um begraben zu werden, ohne noch die übrigen Begräbniß-Kosten zu rechnen, die sich auch sehr hoch belaufen.

Der Ober-Theil des Rathhauses ist dem Gottesdienst gewiedmet, welcher daselbst alle Sonntage, des Morgens in holländischer und des Nachmittags in französischer Sprache gehalten wird. Zu dem Ende sind zwey holländische und ein französischer Prediger vorhanden, wovon ein jeder zwölf hundert Livres, holländisch Kurrent jährliche Besoldung, auch überdies freye Wohnung und drey Sclaven zu seiner Bedienung hat; welches noch mehr als ihre Besoldung betragen mag.

Ob zwar die Armen in diesem Lande selten sind, so ist doch ein Armenhaus daselbst, worinn arme Waysen und betagte Personen, denen es an Lebens-Unterhalt fehlet, aufgenommen werden. Selbiges stehet unter so guter Aufsicht, daß man in der Kolonie nicht besorgen darf, von den Armen auf den Straßen, wie solches in den geringsten Städten Europens geschiehet, angefallen zu werden. Dort ist es ganz anders, denn man trift sie daselbst niemals an.

Auch

Auch die Lutheraner haben hier eine prächtige Kirche, in welcher alle Sonntage zweymahl geprediget wird, ob gleich hierzu nur Ein Prediger bestellet ist. Selbige lieget am Ufer des Flusses und ist ganz von Steinen gebauet.

Die Synagogen der Juden.

Die Juden, welche hier in grosser Anzahl sind, so wohl portugiesische als deutsche, haben ebenfalls zwo Synagogen. Der ersteren ihre ist sehr schön, der Deutschen ihre hingegen muß derselben weit nachstehen.

Der Krieges-Staat.

Die Besatzung beläuft sich, mit Inbegriff der Artilleristen, auf zwey Bataillons, welche zusammen genommen zwölf hundert Mann ausmachen sollen, wovon die eine Hälfte im Solde der Gesellschaft, und die andere im Solde der Einwohner der Kolonie stehet. Diese Völker stehen unter den Befehlen des Gouverneurs, welcher ihr vornehmster Obrister ist, und von der Gesellschaft ernennet wird, seine Bestallung aber von den Herren General-Staaten erhält. Der Kommendant, den die Gesellschaft ebenfalls ernennet, die Herren General-Staaten aber bestellen, ist Obrister des zweyten Bataillons.

Jedes Bataillon stehet unter den Befehlen von zwey Obristlieutenants, vier Hauptleuten, eben so viel Lieutenants, Unter-Lieutenants und Fähndrichen. Beyde haben aber nur einen Fiskal oder Auditeur, einen Obersten Proviantmeister und einen Buchhalter, welche alle in dem Solde der Gesellschaft stehen.

Für die kranken Soldaten ist auch ein Lazareth angeleget; welche durch einen Arzt und einen Regi-

ments-Feldscheer besorget werden, diese besoldet ebenfalls die Gesellschaft.

Die Bürger-Miliz.

Ausser den regulirten Truppen machen die Einwohner der Stadt annoch unter sich, drey Kompagnien von Miliz, überhaupt ohngefähr zwey tausend Mann aus. Jede dieser Kompagnien stehet unter den Befehlen eines Hauptmanns, eines Lieutenants, eines Unter-Lieutenants und eines Fähndrichs; welche alle, bedürfenden Falles, bereit seyn sollen, gegen den Feind zu fechten, weshalb jeder Einwohner mit einer guten Flinte, auch mit Pulver und Bley, so viel er zu seiner Vertheidigung nöthig hat, versehen ist. Wie denn auch die Hauptleute sorgfältig darauf Acht haben, und deshalb zweymal im Jahre eine allgemeine Untersuchung, welche nach der Vorschrift des Gouvernements geschehen muß, anstellen.

Diese Einrichtung findet an allen Flüssen statt, wo Pflanzungen sind, denn eine jede derselben hat verschiedene Abtheilungen, welche kleine Kompagnien ausmachen.

Die Oberaufseher und Schreiber, welche auf diesen Pflanzungen wohnen, werden überhaupt in acht Abtheilungen eingetheilet, davon eine jede ihren Hauptmann, ihren Lieutenant, Unter-Lieutenant und ihren Fähndrich hat, die sich bey dem ersten Kanonenschuß, welcher als ein Lärmzeichen gelöset wird, an die ihnen angewiesene Plätze begeben müssen. Sie sind übrigens eben so gut bewafnet, als die Stadt-Soldaten; ihre Anzahl aber erstrecket sich nur ohngefähr bis auf tausend Mann. Hieraus lässet sich leicht abnehmen, daß in der ganzen Kolonie sich nur ohngefähr vier tausend

send und zweyhundert Weisse befinden, welche im Stande sind, die Waffen zu tragen, die Besatzung mit gerechnet.

Von der politischen Regierung.

Ehedem entschieden der Gouverneur und einige Mitglieder des Raths, alle in der Kolonie entstandene Streitigkeiten in der lezten Instanz, und ohne weitere Appellation: welches damals, weil nur wenige Pflanzer und folglich wenig Processe waren, eben nicht schwer fiel; nachdem sich aber ihre Anzal vermehret hat, sind auch mehrere und wichtigere Processe entstanden. Da die aus Europa neu angelangete Personen, wenn sie gleich übers Meer gekommen, weder die Liebe zu den Processen, noch auch die Spitzfündigkeiten der Chikane vergessen haben, so ist man genöthiget gewesen, verschiedene Gerichte anzuordnen, damit sie von deren Spruch an ein höheres oder höchstes Gericht appelliren könnten. Man muß indessen unter allen Mitgliedern dieser Gerichte keine berühmte Rechtsgelehrten, sondern nur weise, bemittelte und folglich uneigennützige Männer suchen, und die von so bekannter Redlichkeit sind, daß ihre Aussprüche nur allein die Wirkungen des gesunden Verstandes und der Billigkeit sind: Was kann man mehreres verlangen?

Der Gouverneur ist, vermöge seiner Würde, Präsident aller dreyen Gerichte in Surinam.

Von dem Policey-Gerichte.

Das erste dieser Gerichte, welches das Policey- und Kriminal-Gericht heisset, bestehet aus dreyzehn Personen, nämlich aus dem Gouverneur, dem Kommendanten, einem Fiskal, einem Schreiber und neun andern Mitgliedern, die aus den vornehm-

sten

sten Einwohnern erwählet, und von selbigen ernennet werden. Wenn diese gewählet haben, stehet dem Gouverneur annoch das Recht zu, einen aus den Gewählten zu ernennen. Es darf sich aber keiner die Hofnung machen in dieses Gericht aufgenommen zu werden, der nicht liegende Gründe in der Kolonie besitzet, um so weniger, da es Bedienungen auf Zeitlebens sind, mit denen zwar Ehre, aber keine Einkünfte verbunden sind. In diesem Gerichte werden nur peinliche und solche Sachen abgehandelt, welche die innere Einrichtung der Kolonie betreffen.

Von dem Justiz-Hofe.

Das Zweyte, welches den Namen eines Justiz-Hofes führet, und dessen Mitglieder von dem ersten Gerichte erwählet werden, bestehet aus zwölf Personen, mit Innbegrif des Gouverneurs und des Schreibers, und zehn andern Mitgliedern. Bey diesem Gerichte werden die Civil-Sachen behandelt, welche nach Europa an den Rath Ihro Hochmögenden abgerufen werden können. Aus dieser Ursache hänget selbiges in keinem Stücke von dem erstern ab, und daher hat es auch sich den Titel eines souverainen Hofes beygeleget.

Von den Kommissarien oder dem dritten Gerichte.

Das dritte Gericht ist nur ein kleines Kommissions-Gericht, welches aus einem Vice-Präsidenten, der die Stelle des Gouverneurs vertritt, wenn dieser sich nicht seines Rechts, den Vorsiz in demselben zu führen, bedienen will, einem Schreiber und neun andern Gliedern bestehet, die ebenfalls wie die von dem zweyten, von dem ersten Gerichte erwählet werden.

Die

Die Geschäfte dieses Gerichts betreffen die Geldsachen von drey bis zu zwey hundert und funzig Gulden, und die Partheyen können von demselben an das souveraine Gericht appelliren, wenn die Sache über hundert und funfzig Gulden an Werthe betrift.

Alle vier Jahre werden neue Mitglieder dieses Gerichts erwählet, die Schreiber ausgenommen, deren Aemter in allen dreyen Gerichten auf Zeitlebens dauren.

Gerichtskosten bey langwierigen Processen oder sonst, werden nur an obgedachte Schreiber bezahlet. Doch sind die Glieder in den zwey leztern Gerichten berechtiget, sich ihre Bemühungen bey dem Verkauf einer Plantage oder bey andern Privat-Veräusserungen bezahlen zu lassen.

Alle vier vorgedachte Gerichte halten gewöhnlicher Weise nur vier Sitzungen im Jahre, ausgenommen das erste, welches bey vorkommenden nothwendigen Fällen, wenn solche nämlich das Wohl der Kolonie betreffen, sich versammeln muß.

Es ist leicht zu begreifen, daß bey der Menge der Processe in diesem Lande, auch Sachwalter und Prokuratoren erfordert werden; es ist auch daselbst kein Mangel daran; denn ich weis, daß von den ersteren sieben oder acht, und von lezteren eben so viel, und überdies noch fünf bis sechs so genannte Solliciteurs vorhanden sind. Meines Bedünkens ist diese Anzal für diejenigen hinlänglich, welche Processe lieben.

Von der Waysen-Kammer.

Die Regierung hat auch eine Waysen-Kammer angeordnet, die unter der Aufsicht zweener Kommissa-

missarien und eines Schreibers stehet, damit selbige sich um die, ohne Testament sterbenden Personen bekümmern, und für deren Beerdigung sorgen, falls ihr Nachlaß dazu hinreichet, widrigenfalls wird der Diakoney die Sorge dafür überlassen. Bleibt hingegen bey dem Tode des Verstorbenen einiges Vermögen übrig, so muß die Kammer die vermeintlichen Erben vorladen lassen, um ihnen Rechnung von des verstorbenen Verlassenschaft abzulegen und ihnen die Gelder davon zu überliefern, von welchen sie Zehen vom Hundert für ihre Bemühungen abziehen.

Von den Domainen der Gesellschaft und des Landes.

Unter dem Worte Domainen verstehe ich hier die Einkünfte, welche die Gesellschaft aus dieser Kolonie ziehet. Selbige bestehen in verschiedenen Abgaben, welche die Einwohner an verschiedenen Einnahme-Komptoirs bezahlen müssen, die zu Erhebung der Einkünfte angeordnet sind. Das erste dieser Komptoirs ist bestimmt, erstens die Eingangs- und Ausgangs-Abgaben von den englischen Waaren einzufordern. Zweytens, diejenigen Abgaben welche auf dem ganzen Theil der Handlung, so wie ich selbige beschrieben habe, geleget sind, wovon ein jeder Artikel dasjenige, was der Tarif bestimmet, bezahlet. Es ist auch eine Taxe vorhanden, welche ein jeder Kapitaine für jedes Schiff erlegen muß, welches ein- oder ausläuft, nach Beschaffenheit seiner Größe. Drittens, die von den Produkten der Plantagen die ausser Landes gehen. Von diesen bezahlet der Kaffé funfzehn Stüver von Einhundert Pfunden, die Baumwolle fünf und dreyßig von eben so viel Gewicht, und ein Faß Zucker einen Gulden. Bauholz, das im Lande zubereitet wird, muß ebenfalls eine vestgesezte Ab-

gabe erlegen. Von allen diesen Abgaben wird die Besatzung besoldet, der Ueberschuß aber den Herren von der Gesellschaft überliefert.

Das zweyte Komptoir ist der gewöhnlichen Kopfsteuer gewidmet, für welche eine jede Person, so wohl Weisse, als Sklaven von drey bis 12 Jahren, fünf und zwanzig Stüver, und von zwölf bis sechszig Jahren, funfzig Stüver jährlich bezahlet. Von dieser Abgabe sind alle Weisse, die nicht im Lande gebohren sind, die ersten zehn Jahre ihres dortigen Aufenthalts, befreyet. Die Kaffé-Pflanzer bezalen ihre Kopfsteuer in Species; die Zucker-Pflanzer hingegen haben das Vorrecht, selbige in dieser Waare zu bezahlen, das Pfund nämlich zu einem Stüver gerechnet, welche das Einnahme-Komptoir den Herren der Gesellschaft berechnet.

Ueber die Einnahmen dieser beyden Komptoirs hat der Gouverneur freye Hand, ohne den Herren der Gesellschaft darüber Rechnung ablegen zu dürfen.

Das dritte Komptoir hat mit dem Verkauf zu thun, und jeder Verkäufer muß eine bestimmte Abgabe von dem vorhabenden Verkauf, der Käufer aber einen Stüver fürs Pfund an dasselbe bezahlen; ausgenommen bey dem Sclavenhandel, wo derselbe nur zwey und ein halb vom hundert erleget.

Das Vierte ist dasjenige, wo die Einwohner den reinen Gewinst eydlich angeben müssen, welchen sie während dem Jahr eingenommen haben, wovon sie ein gewisses abgeben; ohne einer zwoten ausserordentlichen Kopfsteuer so wohl für die Weissen, als für die Sclaven vom zwölften Jahre angerechnet, zu erwähnen.

Diese

Diese beyde Arten von Auflagen werden von den Künstlern und von allen denjenigen entrichtet, welche, als z. B. die Pflanzer, gelohnet werden. Die Einkünfte davon werden zu Bestreitung der Kosten für die Truppen angewendet, die wider die so genannten **Maron-Negern** ausgeschicket werden, und die eben nicht mehr so beträchtlich sind, seitdem man einen Frieden mit ihnen geschlossen hat. Dem ohngeachtet muß diese Kasse doch eine hinlängliche Einnahme haben, um davon die ihnen jährlich zu machende Geschenke bestreiten zu können.

Bey dem **Fünften** werden die Eingangs-Abgaben von allerhand Weinen, Bieren, Brantewein, Wacholder und allerhand starken Getränken, von welchen die holländische und engländische Schifshauptleute ihre Ladungen eidlich angeben müssen, um von keinem dieser Artikel die Eingangs-Rechte unterzuschlagen, und auf welchen eine sehr leidliche Abgabe geleget ist, gesammlet und eingetrieben. Aus den Einkünften dieser Kasse, werden die Besoldungen der Prediger, des Fiskals und einiger andern Bedienten bezalet: und diese beyden leztern gehören zu dem politischen Gouvernement.

Zu dem **sechsten und lezten Komptoir** gehöret die Einnahme der Abgabe von den Häusern, den Equipagen, dem Vieh, als Ochsen, Kühen u. s. w. dessen Einkünfte zu den Wegebesserungen, den öffentlichen Plätzen und den so genannten **Savannen** oder Viehweiden, angewendet werden.

Ausserdem gebühret dem Aufseher der Reede noch eine Abgabe, von allen daselbst vor Anker liegenden Schiffen, und diese Einnahme wird ihm lediglich überlassen.

Drittes Hauptstück.

Von dem Klima oder der Beschaffenheit der Luft in Surinam.

Ein so weitläuftiges und mit einer so großen Menge von Flüssen und Kreeken durchschnittenes Land, welches außerdem von so vielen morästigen Wäldern bedecket wird, als dieses, muß nothwendig die Luft sehr anstecken und zu einer fast beständigen Abwechselung der Jahreszeiten Gelegenheit geben.

Von den im Lande herrschenden Jahreszeiten.

Nichts destoweniger rechnet man viere derselben, oder vielmehr zwo trockene und zwo regenhafte, von welchem wiederum folgende Unterabtheilungen gemachet werden: Erstlich die Zeit des kleinen Regens, auf welche eine trockene folget, in welcher die Hitze merklicher wird; hierauf folget das starke Regenwetter, welches dieser Jahreszeit uneigentlich den Namen des Winters giebt; denn es ist in diesem Lande niemals so kalt, daß man genöthiget seyn sollte einzuheitzen, oder sich sonst zu erwärmen; weil dort zu keinem andern Endzweck, als zum Kochen, Feuer angemachet wird. Die Küche ist überdies auch jederzeit von dem Wohnhaus abgesondert, und fast an dem Garten anstossend, damit man nicht durch das darinn befindliche Feuer beschweret werde. Man brennet auch nichts, als Holz in derselben. Was man aber mit Grunde den Sommer nennet, ist die große und unmäßige Hitze, welche auf das beständige und heftige Regenwetter folget. Alsdann

kommt der kleine Regen wieder; und so geschiehet es alle Jahre, ausgenommen die Abwechselungen von welchen ich sogleich mehreres anführen werde.

Nächstdem herrschet in diesem Lande eine beständige Tage- und Nachtgleiche, weil die Sonne jederzeit des Morgens um sechs Uhr auf und zu eben dieser Stunde des Abends wieder untergehet. Dieses machet die Abende und die Nächte denenjenigen, welche sich dem Abendthau aussetzen, höchst schädlich, nach der großen Hitze, die sie am Tage ausgestanden haben, besonders während der letzteren Jahreszeit von welcher ich so eben geredet habe, und wenn der Mond scheinet; weil alsdann die Luft, welche nach Sonnen Untergang sehr scharf ist, und besonders wenn es sehr heiß gewesen, noch viel schärfer ist, wenn ersterer seine Einflüsse über diese Gegend ausbreitet.

Was ich von diesem Lande so eben angeführet habe, muß die Vermuthung erregen, daß es nicht sehr gesund ist, und dieses hat auch seine Richtigkeit: und wenn man sich einmahl diesen übeln Begrif von selbigem gemachet hat, so bin ich nicht im Stande ihn zu zernichten. Denn so viel Gutes ich auch übrigens von diesem Lande zu sagen habe, so ist doch mein Vorsatz, durchgehends die Wahrheit zu schreiben; und hievon wird man auch in der Folge sicher überzeuget werden.

Es ist erstens ausser Zweifel, daß die Luft, wenn die Sonne in ihrem höchsten Stand ist, Krankheiten und ein großes Sterben unter dem Einwohnern verursachen muß, und besonders unter den armen Matrosen, die auf den Schiffen eine noch unreinere Luft, als am Lande einathmen; denn die Luft ist daselbst so ersti-

erstickend, daß auch der gesundeste Körper kaum ausdauren kann, besonders wenn man dort Zucker geladen hat, welcher fast entzündbare Dünste erzeuget, welche das Athemholen beynahe unmöglich machen: Es müssen also viele von denselben umkommen, weil auch nicht einmahl ein Kranken-Haus für selbige in der Stadt vorhanden ist, wo man sie hinbringen und ihnen diejenigen Hülfe, die ihre Krankheiten erfordern, verschaffen könnte. Ausser obiger Ursache ist eine noch weit wichtigere vorhanden, welche diese arme unglückliche vollends ins Grab bringet. Es sind diese Leute genöthiget, von einer Plantage zur andern zu gehen, um diejenige Produkte aufzusuchen, welche ihnen zur Schifsladung dienen sollen. Diese Reisen geschehen bey Tage und während der größten Sonnenhitze; sie müssen ohne Aufhören rudern: Diese starke Leibes-Uebung würde allein hinreichend seyn, sie ausserordentlich zu erhitzen. So bald sie ans Land kommen, verschlingen sie, so zu sagen, das kalte Wasser, und hiernächst den Saft von dem Zucker-Rohr; sie genüssen überdies noch Pomeranzen und Zitronen.

Diese Früchte sind an sich schon sehr kühlend: die meiste Zeit essen sie dieselben unreif, und in diesem Zustande sind sie ihrer Gesundheit noch schädlicher; dieses verursachet ihnen auch heftige Fieber, Koliken und Durchfälle, wovon sie mit vieler Mühe zu heilen sind. Man darf sich also nicht wundern, daß ich im Jahr 1756. zuweilen acht von diesen Unglücklichen an einem so ausserordentlichen heißen Tage begraben gesehen habe, ohne die von den Einwohnern der Städte zu rechnen.

Wie kann aber dieses anders seyn! Der Dunstkreis ist zu dieser Jahreszeit dergestallt erhitzet, daß

seine Hitze eine schleunige Auflösung in den Säften hervorbringet. Hieraus erfolget eine so häufige und anhaltende Ausdünstung, daß auch so gar das Wasser, so bald es getrunken worden, durch die Schweislöcher hervordringet und daß man es aus selbigen, als aus einem angefeuchteten Schwamm, welcher zusammen gedrücket wird, hervorkommen siehet.

Hiezu kömmt noch die unbeständige Witterung, die so groß ist, daß, ob es gleich, wie oben angeführet worden, daselbst vier beynahe merklich abgetheilte Jahreszeiten giebt, selbige dennoch öfters alle viere an einem einzigen Tage, eine auf die andere, folgen. Und daß die Winde daselbst häufig und heftig, auch die Gewitter ausserordentlich stark sind; und daß endlich, wenn das Wetter am heitersten ist, man plötzlich fast alle Elemente sich zum Untergange der Einwohner dieser Kolonie, vereinigen siehet.

Indessen zweifele ich, ob die Sterblichkeit derselben so groß seyn würde, wenn man die morastige Wälder, welche die Stadt Paramaribo umgeben, ausrottete, aus welchen beständig die Luft ansteckende Dünste aufsteigen, die einen ausserordentlich starken Einfluß auf die Säfte haben, die nervichten Theile des menschlichen Körpers sehr angreifen, die Harmonie derselben zerstöhren und sehr große Entkräftung verursachen müssen; hieraus entstehen unendliche Krankheiten, wovon die eine immer gefährlicher, als die andere ist, und welche fast jederzeit eine Fäulniß zur Folge haben.

Die allzutrockene Luft, ob sie gleich dem Körper weniger schädlich, als die feuchte ist, bringet nichts desto weniger beynahe eben dieselbe Wirkungen her-

vor;

vor; weil sie die Gefäße enger machet und folglich die in denselben befindliche Flüßigkeiten zu stark zusammen ziehet.

Nichts wirket indessen stärker auf die Nerven, die Fasern, die Schweislöcher, mit einem Wort auf die ganze thierische Einrichtung, als diese schleunige Abwechselungen in der Luft, von welchen ich Erwähnung gethan habe.

Man darf nur die Wirkungen erwägen, welche die Hitze und die Feuchtigkeit an den verschiedenen Arten der Körper, auch so gar an dem härtesten, als da sind Holz und Metalle, welche von denselben ausgedehnet und aufgetrieben werden, hervorbringet, um alle diejenigen zu begreifen, welche von diesen beyden wirkenden Ursachen, sie mögen eine jede für sich betrachtet, oder verbunden seyn, an den festen Theilen des menschlichen Körpers hervor gebracht werden können, wenn sie alle ihre Wirksamkeit an selbigen äussern.

Wäre also die Stadt weniger mit Holzungen umgeben, so würde sie auch diesen verschiedenen schädlichen Einflüssen nicht so sehr ausgesetzet seyn; weil alsdann die daselbst eingeschöpfte Luft reiner und gesunder; und die schädlichen Ausdünstungen dieses Bodens, welche nach gerade, so wie sie aufsteigen, verfliegen würden, könnten nicht unmittelbar in selbige eindringen; diese Nation wurde also, wo nicht gänzlich, doch zum Theil, von dieser unzählbaren Menge von Krankheiten, welche sie zu Grunde richten, befreyet werden.

Ehe ich von den Landes-Eingebohrnen rede, muß ich noch etwas von der Beschaffenheit des

Erdbodens sagen. Dieser bringet nämlich, wegen seiner großen Feuchtigkeit keine von unsern europäischen Fruchtarten hervor, als Birnen, Aepfel, Kirschen, Johannisbeeren, Pflaumen, Pfirsichen, Abrikosen ꝛc. dem ohngeachtet giebt es dort eine große Menge anderer Früchte, die jener ihre Stelle auf eine vortheilhafte Art ersetzen, und von welchen ich weitläuftiger gehörigen Orts reden werde.

Viertes Hauptstück.

Von den Indianern oder Landes-Eingebohrnen.

Die ersten Einwohner dieser Kolonie sind ohnstreitig Indianer gewesen, wie diejenigen sind, welche anjetzo noch auf den benachbarten Inseln Kayenne, Berbice u. s. w. wohnen. Sie sind im Lande hin und wieder zerstreuet, und machen verschiedene Dorfschaften aus, von welchen ich unten handeln werde.

Mir deucht aber, daß die Benennung der Amerikaner ihnen mit mehrerem Rechte als irgend eine andere zukomme, wie die Benennung der Europäer den Völkern Europens; der von Asiaten denen in Asien, und der von Afrikaner, den Bewohnern von Afrika am füglichsten gebühret; nur daß man den besonderen Namen ihrer Provinz hinzufüge, um desto deutlicher anzuzeigen, wo sie eigentlich her sind. Sie leben übrigens mit den Einwohnern friedlich, weil die Landes-Regierung bemühet ist, ihnen Recht angedeyhen zu lassen und zu verhüten, daß ihnen durch jene nichts in den Weg geleget werde, denen sie übrigens sehr nützlich, und, wie man sicher behaupten kann, in unendlichen Dingen unentbehrlich sind.

Diese Völker, so wohl diejenigen, die unsere nächste Nachbaren sind, als auch die, welche in der ganzen Kolonie zerstreuet leben, sind alle von mittlerer Leibesgestallt, wohlgebildet und ohne Fehler. Es ist unerhört, einen hinkenden, bucklichten, oder ver-

wachsenen, zu sehen, es sey denn, daß solches durch einen besonderen Zufall geschehen sey. Sie sind von einer Zimmetfarbe, welche ins röthliche fällt. Dem ohngeachtet werden sie so weiß, als wir, gebohren; ihre Farbe ändert sich aber in wenigen Tagen.

Diese Leute wissen sich in der Arbeit zu mäßigen, und sie lieben die Ruhe so gut, als irgend eine Nation in der Welt. Ihre Haare sind pechschwarz, lang, dicke, und sie werden erst im spätesten Alter weiß. Sie haben schwarze und wohlgestallte Augen und dabey ein sehr scharfes Gesicht; auch von Natur nur wenig oder gar nichts von einem Bart. Sie fürchten sich dermaßen, einen Bart zu bekommen, daß, so bald ihnen ein Haar im Gesichte oder an irgend einem andern Theile wächst, sie solches, und zwar um der Reinlichkeit willen, sorgfältig ausreissen. Wenige Menschen in der Welt sind auch so reinlich, als diese. Sie baden sich, so bald sie aus ihrem Bette oder ihrer Hangematte aufstehen; ihre Weiber reiben sie alsdann mit **Rukou** oder **Orlean** *), welcher mit dem Oele

*) Bixa orellana. *Linn.* Sp. Pl. 730. Cf. Dietr. Pflanzenr. I. p. 641. Der Rukou ist eine Frucht von einer länglichten oder ovalen Gestalt, an den Seiten etwas eingedrukt, und siehet beynahe als ein **Mirabolan** (Spondias lutea *Linn.* Sp. Pl. 613. Dietr. l. c. p. 540.) aus, anderthalb Finger lang, mit einer dunkelrothen stachlichten Haut umgeben. Diese Frucht wächst auf einem Baum von mittelmäßiger Größe, wenn sie reif ist, wird sie röthlich, und öfnet sich in zwey Theilen, deren jeder ohngefähr dreyßig Samenkörner enthält, wovon man einen Teig bereitet, indem man selbige einweichet: die Färber bedienen sich derselben;

Oele von dem **Wunderbaum** (**Palma Christi**) *), oder dem **Karapat** angefeuchtet wird, wodurch sie an Farbe mit den gekochten Krebsen eine Aehnlichkeit bekommen. Ihrer Meynung nach erhält dieser Balsam die Haut, bewahret sie für das Aufspringen, und machet sie so hart, daß sie nichts von dem Stiche der Mücken oder **Moskiten** **) empfinden.

selben; man vermischet sie auch mit dem Wachse, um selbigem eine gelbere und höhere Farbe zu geben. Sie wird zweymal im Jahre geerndtet.

*) Der Name **Palma Christi** oder **Wunderbaum**, (Ricinus *Linn.* Sp. Pl. II. p. 1430. Ricinus Gallis Palma Christi *Lob.* Hist. 392. wird einem Stauden-Gewächse beygeleget, welches eine den stachlichten Weintrauben ähnliche scharf anzufühlende Frucht träget. Eine jede dieser Früchte hat drey abgerundete Seiten und ist aus drey Behältnissen zusammen gesetzet, wovon ein jedes einen eyförmigen oder länglichten Samen enthält, der ziemlich dicke, von gelblichter Farbe und von aussen gefleckt, und in welchem ein weisses und zartes Mark befindlich ist. Wenn diese Frucht, welche bey den Kräuterverständigen **Ricinus** heisset, völlig reif ist, so entstehen Risse an derselben, aus welchen die Samenkörner mit Gewalt heraus-springen. Aus diesen Samenkörnern wird das **Karapat-Oel** ausgepresset.

) Culex pipiens. *Linn.* S. N. XII. p. 1002. n. 1. β. **Wassermücken oder Schnacken. Cf. Adansons Reise nach Senegal, vom Hrn. D. Martini übersetzet. Brandenb. 1773. gr. 8v. p. 52. 207. 211 und 232. Bankrofts Naturg. von Guiana. Frf. und Leipz. 1769 gr. 8v.

Die Karaiben, (welchen Namen man allen Indianern der Kolonie beyleget,) gehen fast alle nackend, und tragen bloß ein kleines Stück Leinewand an sich, welches sie zwischen den Schenkeln durchziehen, um ihre Blöße zu bedecken. Was ich aber an diesem Volk am allermeisten bewundert habe, sind ihre wohl geordnete und weisse Zähne, welche sie bis in ihr spätestes Alter gesund behalten; weil sie keine von den uns Europäern bekannten Krankheiten an denselben empfinden. Wenn sie Krieg führen, lassen sie sich von ihren Weibern verschiedene schwarze Streifen auf dem Körper von dem Safte der Genippe *) machen,

gr. 8v. p. 147. Kalms Reise. 2 Th. p. 268. Musquetois. Kranzens Grönl. I Th. p. 105. *Vallm. de Bom.* Dict. d'Hist. Nat. Tom. III. p. 434 Marignons. Afrik. Maringouin. leg. *Journ. des Sçav.* 1773. Octobr. p. 257.

*) Genipa americana *Linn.* Sp. Pl. p. 251. der Genippabaum. Dietr. Pflanzenr. p. 205. Der Baum, welcher diese Frucht trägt, ist sehr groß, und seine Blätter sind einen halben Fuß lang, und um ein Drittel weniger breit. Die Frucht desselben hat die Größe eines Gänse-Eyes, mit einer zarten aschfarbigen Haut überzogen. Ihr Fleisch ist derbe, gelblich, zäh, und mit einem sauren angenehm riechenden Saft angefüllt. In der Mitte dieser Frucht ist eine Hölung, die mit zusammengedruckten flachen, fast runden, mit einem weichen Fleische umgebenen Samenkörnern angefüllet ist. Bey dem Reifen wird sie weich, wie die Mispeln, und alsdenn soll sie gut zu essen seyn. Aus der Rinde dieses Baums pressen die

machen, die durch nichts weggebracht werden können, den achten oder neunten Tag nachher vergehen sie aber von selbst.

Die indianischen Weiber sind fast eben so groß, als die Mannspersonen. Sie haben schwarze und wohlgebildete Augen, ihre Gesichtszüge sind wohl proportioniret, ihre Haare schwarz, lang und stark. Es fehlet ihnen weiter nichts, um schön genannt zu werden, als die Farbe der Europäerinnen. Sie sind starker Natur, ohngeachtet sie zärtlich zu seyn scheinen; ihren Leib bemahlen sie wie die Mannspersonen und sind ungemein reinlich. Sie bedecken den Theil, welchen die Schamhaftigkeit zu zeigen nicht erlaubt, mit einer Kamisa, welches eigentlich nur ein Stück baumwollen Leinewand ist, welche mit kleinen Körnern von Rassada *) von verschiedenen Farben, und unten mit einer Frange von dieser Rassada, ohngefähr drey Zolle hoch, besetzet ist, um selbigem eine gewisse Schwere damit zu geben, damit der Wind sie nicht in die Höhe heben könne.

Verschiedener Schmuck der Indianer.

Es hat übrigens eine jede Nation ihre besondere Arten sich zu putzen oder vielmehr sich zu verunstalten; denn es ist keine einzige darunter, welche ihnen nicht das Ansehen einer Vermummung gebe. Einige unter denselben machen sich Mützen oder andere Arten des Putzes von den schönsten Vogelfedern des vesten Landes

die Karaiben einen Saft aus, der anfänglich so klar wie Wasser ist, hernach aber sehr schwarz wird.

*) Diesen Namen giebet man verschiedenen Arten Glas- oder Schmelz-Perlen, aus welchen mancherley Zierrathen verfertiget werden.

Landes. Die Weiber besonders haben große Halsgehänge von vielfärbigten Rassaden, und tragen an den Händen und über dem Ellbogen, sechs bis siebenreihichte Armbänder von eben dieser Materie; an ihren Füßen tragen sie eine Art von baumwollenen Halbstiefeln, welche ihnen bis an die Waden reichen und bis am Knöchel herunterhängen. Diese Tracht gereichet ihnen, so wie ihren Kindern, die dergleichen auch haben, mehr zur Beschwerde als zur Zierde, denn sie machen selbige so ausserordentlich enge, damit sie ihrem Vorgeben nach, einen wohlgebildeten Fuß haben wollen. Auch die Mannspersonen haben einen grossen Gürtel von dergleichen Leinewand um den Leib, in welchem sie ein grosses Messer ohne Scheide führen.

So wohl Männer als Weiber sind überhaupt zu reden, von einem sanften und furchtsamen Wesen; sie sind gastfrey, obgleich ziemlich gleichgültig. Sie dienen niemanden umsonst. Ihre Diensterweisungen sind aber nicht kostbar; man kann sie mit wenigem befriedigen, weil sie das wenige hochschätzen. So sehen sie zum Beyspiel ein Messer, einige Fischangeln, eine Flinte, eine Axt für einen kleinen Schatz an. Ehe sie unser Geld und den Werth des Goldes und Silbers kennen lernten, hätten sie wohl einen Sack voll Gold für obige Artickel bezalet. Jezt sind sie klüger geworden, und die Europäer haben einen grossen Fehler begangen, daß sie selbige so klug gemachet haben.

Wenn die Karaiben so sehr eifersüchtig sind, als man es ihnen schuld giebt, so darf man sich eben nicht sehr darüber verwundern, denn ich glaube, wir würden es in einem eben so hohen Grade seyn, wenn man

sich bey unseren Frauen solche Freyheiten herausnehmen wollte, die uns nur allein vorbehalten sind. Es ist dieses ein Beweis, daß sie ihre Weiber und Kinder aufrichtig lieben. Man kann noch hinzufügen, daß, ihrer Gleichgültigkeit ohngeachtet, sie alle diejenigen lieben, welche ihnen Proben der Freundschaft gegeben haben, und die ihnen Gutes thun. Ihr größter Fehler ist, daß sie alle Lügner sind. Diese Untugend werden sie auch niemals ablegen. Ob sie gleich sehr einfältig zu seyn scheinen, so kennen sie doch dabey ihren Vortheil, sind betrügerisch und wissen sich zu verstellen. Sie sind tumm und dem Trunk ergeben, ohne Geschmack, ohne Höflichkeit und Religion, und von einer Unempfindlichkeit, welche ihre Lebensart einförmig und langweilig macht. Mit einem Worte, sie sind Menschen, die eine ihnen gefällige Lebensart führen.

Fünftes Hauptstück.

Von den verschiedenen Waffen dieser Völkerschaften, deren Beschaffenheit, und von der besondern Geschiklichkeit mit welcher sie sich derselben bedienen.

Ihre Waffen bestehen bloß in Bogen und Pfeilen, Keulen, und einem blossen Messer. Nicht, als wenn ihnen der Gebrauch der Feuerröhre gänzlich unbekannt seyn sollte; denn es giebt einige unter ihnen, die sehr gut schiessen; deren sind aber nur wenige. Die mehresten unter ihnen würden bey dem Gebrauche derselben, Gefahr laufen, sie in ihren Händen zu zersprengen, weil sie die Gewalt des Pulvers, folglich auch die Art, wie man laden muß, gar nicht kennen.

Von den Bogen.

Ihre Bogen sind sechs Fuß lang und von einem sehr schönen schmeidigen, schweren, dichten und harten Holze gemacht, welches Letterholz *) genennet wird.

Von ihren Pfeilen.

Sie bedienen sich zwoerley Arten von Pfeilen, die eine von Rohr, drey und einen halben Fuß lang, die daran befindliche eiserne Spitze mit gerechnet, welche mit baumwollenen Zwirn an selbigen stark bevestiget ist. Der übrige Theil des Rohrs ist glatt, ausser daß

*) Buchstabenholz, Lignum litteratum, Bois de Lettres S. *Vallm. de Bom. Dict.* Vol. II. p. 147.

daß unten ein Einschnitt oder Kerbe befindlich, welcher den Pfeil beym Abschiessen von der Schnur abzuglitschen verhindert. Sie schmücken selbige öfters mit gespaltenen Papageyfedern aus, welche sechs Zoll lang am Ende derselben vest geleimet sind. Diese Pfeile sind, wenn sie einmal in dem Körper ihrer Feinde eingedrungen, nicht wieder heraus zubringen, ohne das Fleisch derselben zu zerstücken. Die andere Art **Pfeile von Palmenholz** gemacht, sind dicker als ein sehr kleiner Federkiel, und genau vierzehn Zolle lang. Sie endigen sich in eine so scharfe Spitze, als die von der kleinsten Nähenadel ist.

Von ihren vergifteten Pfeilen.

Sie haben die Gewohnheit, beyde Arten zu vergiften *); insbesondere aber leztere, indem sie das Ende derselben zwey Zoll lang in dem aus dem Manchineelbaum **) gezogenen Saft tauchen. Dieses ist

*) Von den Pfeilen der Indianer, welche sowohl mit dem Safte des Manchineelbaums, als mit andern gefährlichen und schnell tödtenden Säften vergiftet werden, und von ihrem Gebrauch lese man die Mannigfalt. II Jahrg. p. 564 und IV Jahrg. p. 241. 257. rc.

**) Dieser Name (Hippomane Mancinella. *Linn.* Sp. Pl. II. p. 1431. Manchinelbaum. Dietr. l. c. p. 1127.) wird einen Baum beygeleget, der die Höhe eines Nußbaumes hat. Sein Holz ist sehr schön, hart, veste und grünadricht; die Blätter desselben gleichen den Birnbaumblättern. Inwendig sind sie milchig; seine Blüten die ohngefähr vier Zoll lang sind, gleichen einer Aehre und sind von einer schönen Röthe.

ist ein schöner, aber gefährlicher Baum. So bald man einen Einschnitt in denselben machet, fliesset ein milchichter und ätzender Saft aus demselben heraus, welcher mit so flüchtigen Theilen angefüllet ist, daß das Gift desselben um so schnell wirkender und heftiger davon wird. Es erhält sich sehr lange in den Pfeilen, die darin getunket worden sind, wie ich es selbst an verschiedenen Thieren versuchet habe, die ich mit einigen derselben geschossen, (welche einer meiner guten Freunde bereits seit vier oder fünf Jahren aufgehoben hatte) und die alle eine halbe Stunde nachher an ihren Wunden gestorben sind. Eben diese Pfeile hebe ich noch bis diese Stunde auf, und ich zweifle im geringsten nicht, daß der Gift in denselben nicht noch seine ganze Kraft besitze. Hieraus läßt sich schlüssen, wie schädlich derselbe in seinem frischen Zustand ist. Folgende Erfahrung kann hiervon einen Beweis geben: Ein indianischer König, welcher die Spanier hiervon überzeugen wollte, verwundete ein gesundes Kind von zwölf Jahren mit einem vergifteten Pfeil unten an dem einen Zehe, und befahl sogleich den Wundärzten, die er zu dem Ende hatte rufen lassen, diesem Kinde den Fuß oberhalb dem Knie abzunehmen; kaum war dieses geschehen, so sahen die spanischen

Röthe. Auf dieser Blüte folgen Früchte von der Größe und Gestallt unserer Apis-Aepfel, die ziemlich wohlriechend sind. Ihr Fleisch ist mit einem sehr weissen Saft angefüllt, wie die Rinde und Blätter desselben. Gemeiniglich nennet man diese Früchte Manzenillen-Aepfel, wovon aber diejenigen, welche sie unglücklicherweise genüssen, vergiftet werden. Dieser Baum wächset an der Seeküste.

schen Abgesandten das Kind schon verscheiden, nicht von den Folgen der Abnehmung, wie solches dargethan wurde; sondern von der Wirkung des Giftes, welches sich plözlich in der Masse des Blutes verbreitet, und die edelen Theile angegriffen hatte, ehe man zur Hülfe kommen können.

Von der Geschicklichkeit dieser Völker mit ihren Pfeilen zu schiessen.

Diese Völker besitzen eine besondere Geschicklichkeit mit ihren Pfeilen zu schiessen. Sie zielen sehr gewiß auf eine Weite von mehr als sechzig Schritten. Es ist auch ihr einziges Vergnügen, sich darin zu üben. Die meiste Verwunderung aber erwecken die Kinder, welche sich schon sehr zeitig darin üben, und keinen andern Zeitvertreib in ihrer zartesten Jugend haben, als daß sie nach kleinen Vögeln jagen, ohne daß sie fast auch nur einen einzigen fehlen sollten; dergestallt, daß ob ich sie gleich als sehr faul geschildert habe, sie sich doch im geringsten nicht für ihre Feinde fürchten, weil sie in ihre eigene Geschicklichkeit ein grosses Zutrauen setzen. Sie schenken aber auch keinem das Leben, der ihnen in die Hände fällt. Sie verschonen nur die Weiber und Kinder, die sie hernach als Sklaven an die Europäer verkaufen. Sie räuchern und verzehren, nach Art der wilden Thiere, die Leiber ihrer Feinde.

Von ihren Blase-Röhren.

Um ihre kleine hölzerne Pfeile abzuschießen, bedienen sie sich nicht des Bogens, sondern eines Blase-Rohrs, vermittelst dessen sie diese Pfeile über hundert Schritte weit, fortblasen. Dieses Instrument wird aus einem gewachsenen hohlen Rohr verfertiget, wel-

ches neun bis zehn Fuß lang, und einen guten Zoll dick ist. Damit aber der Pfeil so weit reichen könne, bewickeln sie, weil er so leichte ist, das dicke Ende desselben, mit ungesponnener Baumwolle, dieses verursachet daß derselbe etwas schwer in das Blaserohr hineingehet, und weil dadurch die Luft in selbigen zusammen gedrücket wird, so fähret er, wenn man hineinbläset, mit einer erstaunenswürdigen Geschwindigkeit heraus, ohne die es nicht möglich seyn würde, ihn so weit fortzutreiben.

Von den Keulen.

Ihre Keulen sind von einem sehr harten und schweren Holze verfertiget. Sie sind beynahe zwey und einen halben Fuß lang, flach und drey Zolle dick. Auf denselben graben sie verschiedene besondere Figuren ein, die mit mancherley Farben angefüllet werden. Sie binden einen baumwollenen Strick daran, um die Hand dadurch zu stecken, damit sie ihn im Gefechte nicht fallen lassen mögen, und sie thun gewiß keinen Schlag mit dieser Art Waffen, der nicht zugleich einen Arm oder den Hirnschädel zerschmettere. Daher ro bedienen sie sich derselben auch nur alsdann, wenn sie Mann gegen Mann fechten müssen, und wenn sie ihre Pfeile verschossen haben. Ihr Messer, von welchen ich oben Erwähnung gethan, brauchen sie nur, wenn sie betrunken sind, und unter einander in Streit gerathen.

Sechstes Hauptstuck.

Von den Wohnungen der Indianer, ihrer Zucht oder Disciplin und Haushaltung.

Da ich mir vorgenommen habe, nur von demjenigen, was Surinam und dessen Küsten betrift, zu handeln, so werde ich es bey demjenigen bewenden lassen, was ich von den Indianern oder Karaiben überhaupt gesaget habe, um mich nur auf diejenigen einzuschränken, mit welchen wir, wie im vorigen Hauptstück gemeldet worden, in gutem Vernehmen stehen.

Diese Nation verändert oft ihren Wohnsitz, und scheinet in diesem Stücke eben nicht von standhafter Gemüths-Art zu seyn. Ich weiß indessen nicht, ob Unbeständigkeit oder Vorsicht die Ursache hiervon ist; kaum haben sie aber einen Flecken oder ein Dorf an einem Ort angeleget, so siehet man sie schon wieder weiter ziehen, um sich anderwärts niederzulaßen.

Von ihrer Zucht.

Wenn gleich die Zucht oder politische Einrichtung bey diesem Volke nicht so, wie bey gesitteten Völkern beschaffen ist, so kann man dennoch behaupten, daß bey ihnen eine Ordnung herrschet, die man nicht vermuthen sollte.

Von ihren Dörfern.

Jedes Dorf bestehet aus verschiedenen Familien, deren Anzahl sich ohngefähr auf dreyßig, so wohl männlichen als weiblichen Geschlechts, erstrecket, die

alle unter einem Oberhaupt stehen, welches in ihrer Sprache Grandmann genennet wird und welches sie als ihren Kriegesobristen ansehen, unter dessen Befehlen alle, wenn Lärm entstehet, sich versammeln. Diejenigen, die untüchtig zum Kriege sind, suchen sich in Sicherheit zu setzen.

Von ihren Wohnungen.

Ihr Aufenthalt ist, wie ich bereits gesaget habe, sehr veränderlich. Bald wohnen sie in den Wäldern, bald am Ufer des Meeres, bald in den Pflanzungen, bald an den kleinen Flüssen (Kreeken). Ihre Häuser, Karbets genannt, kosten nicht viel, weil sie selst Baumeister und Handwerker sind. Sie bestehen aus verschiedenen Gabeln, von ziemlich schlechtem Holze, welche sie in gewissen Entfernungen von einander in die Erde setzen, und auf welchen sie die Balken und den Giebel legen; auf diese richtet man die Sparren auf, und statt der Latten bedienen sie sich des Rohrs oder gespaltener Stücke vom Palmbaum, die mit Blättern oder Rohrgipfeln so dichte an einander bedecket werden, daß der Regen nicht durchdringen könne. Der Eingang in selbige ist durch eine kleine daran angebrachte Oefnung. Dies ist ihre ganze Wohnung, welche öfters das gemeinschaftliche Haus einer ganzen Gemeine ausmachet. Die Größe derselben richtet sich nach der Anzal der Personen, die darinn wohnen, und folglich auch arbeiten sollen.

Von den Beschäftigungen der Indianer.

Wenn sie ihre Wohnungen in den Wäldern aufschlagen wollen, so bereiten die Mannspersonen ein Stück Landes, um Kassave oder Maniok, Pataten und Mahis oder türkisches Korn, so viel sie zu ihrem

ihrem Unterhalte nöthig haben, darauf zu pflanzen. Darzwischen gehen sie auf die Jagd und den Fischfang, beschäftigen sich auch mit Verfertigung ihrer Boote und Waffen. Ihre Geschicklichkeit beym Fischfange ist bewundernswürdig. Sie schiessen die Fische mit Pfeilen, wann die Flüsse nicht zu tief sind, oder die Fische nur einen bis zwey Fuß tief unter der Oberfläche des Wassers stehen. Sie fischen auch mit der Angelschnur in der See und in den Flüssen. Wenn sie einen großen Fischfang thun wollen, so umstellen sie die **Kreeken**, und fangen in denselben so viel Fische als ihnen beliebt. Hiezu bedienen sie sich folgenden Mittels. Sie nehmen ein gewisses frisches Holz *) das sie ganz klein zerquetschen und es ins Wasser werfen. Der sehr strenge Geruch desselben berauschet gleichsam die Fische, so bald sie selbigen empfinden, dergestalt, daß sie ganz betäubet an der Oberfläche des Wassers kommen, jedoch nicht aufhören sich zu bewegen; vielmehr scheinet es, daß sie hiedurch noch stärker dazu gereizet werden. Und dennoch lassen sie sich alsdenn mit den Händen fangen.

Von den Pirogen.

Zu dem Fischfange bedienen sie sich gemeiniglich der **Pirogen**, welches eine Art kleiner Kähne, neun bis zehn Fuß lang sind. An beyden Enden laufen sie spitzig zu, und sind daselbst ohngefähr funfzehn Zoll

 höher

*) Dieses Holz führet den Namen Astragalus incanus frutescens, venenatus, floribus purpureis. Es ist eine kleine Pflanze, die schwache einfache, hohle und röthliche Stengel treibet, welche kurze, spitzige, rauhe und sehr bittere Blätter haben. Ihre Wurzel ist einen Fuß lang und eine Faust dick.

höher als in der Mitte, die vier Fuß breit ist. Gemeiniglich liegen in der Pirogge neun Bretter statt der Bancken, die acht Zolle weit, eine von der andern liegen. Sie hat zwey kleine Masten, an deren jedem sich ein viereckigtes Segel befindet.

Wenn sie von dem Fischfange nach Hause kommen, denken sie an nichts, als an ihre Ruhe; sie bringen ihre Zeit in ihren Hamacks, die rund um mit Feuer umgeben sind, liegend zu, während daß die Weiber sich mit dem Dörren der Fische und dem Hauswesen beschäftigen.

Von den Beschäftigungen der Weiber.

Die Weiber hingegen sind nicht so faul als die Mannspersonen, denn sie beschäftigen sich beständig mit ihrem Hauswesen, und sie verfertigen allerhand kleine Arbeiten, als Körbe von feinem Rohr, Paggalen, allerhand irdenes Geschirr, imgleichen Hangematten.

Von den Körben.

Die Körbe welche sie verfertigen, sind jederzeit doppelt so lang als breit, jedoch von verschiedener Gestalt; sie übertreffen an Feinheit und Nettigkeit alle unsere Korbmacher-Arbeit; sie dienen um ihre Kleinigkeiten oder auch ihren Frucht-Vorrath darinn aufzuheben.

Von den Pagalen.

Die Paggalen sind eine Art Körbe von Rohr gemacht, das etwas gröber als dasjenige, woraus die Körbe verfertiget werden; gewöhnlicher Weise sind sie drey bis fünf Fuß lang, zwey Fuß breit und eben so tief. Auf Reisen bedienet man sich derselben statt

eines Koffers, um eine Hangematte und einiges Reise-Geräthe fortzubringen; und man kann sie mit einem Vorhänge-Schloß verschließen. Ihr Geschirr besteht aus allerhand Arten von irdenen Töpfen, Schüsseln und Näpfen, die an Dauerhaftigkeit dem Kupfer fast gleich kommen, und die auf folgende Art verfertiget werden. Die Weiber (denn diese, wie ich oben erwähnet habe, beschäftigen sich damit) nehmen eine gewisse Portion von Asche von der Rinde eines Baums, welcher in dieser Gegend unter dem Namen Kweepi bekannt ist, sieben selbige durch ein feines Sieb und vermischen sie alsdenn mit gutem Leimen, um daraus das oben berührte Küchengeräthe zu verfertigen; welches sie zuvor an der Luft trocknen und es hiernächst im Ofen brennen, und selbigem einen schönen Firniß geben.

Von den Wassertöpfen.

Ihre Wassertöpfe sind von ausserordentlicher Größe, denn einige derselben halten vier bis fünf Anker; und in der Stadt so wohl als auf den Pflanzungen ist kein Haus, wo deren nicht wenigstens drey bis vier befindlich seyn sollten, um darinn das Regenwasser, das zum täglichen Getränke dienet, aufzubehalten, welches sich darinn reiniget und so frisch erhält, als wenn es aus einer Eisgrube käme.

Von den Hamacks.

Die Hamacks oder Hangematten (welchen Namen alle Indianer ihren Betten geben,) sind von einem einzigen Stücke Kattun verfertiget, das sechs bis sieben Fuß lang, an die zwölf bis vierzehn Fuß breit ist; jedes Ende ist in funfzig und mehrere Theile abgetheilet, die durch kleine ebenfalls aus Baum-

wolle verfertigte, drittehalb Fuß lange Stricke gezogen, und sehr gut gesponnen, auch dicht in einander gedrehet sind, sie werden Rabans genennet.

Alle diese kleine Stricke, sind am Ende mit einander verbunden und bilden eine Schleife, durch welche man ein Strick ziehet, das an zwey Haaken befestiget wird, und diese werden an zwey Pfählen, oder falls ihre Häuser noch nicht aufgebauet sind, an Bäumen fest gemachet, um die Hangematt bis auf eine gewisse Erhöhung von dem Erdboden aufzuhängen.

Das bequemste bey dieser Art Betten ist, daß sie wegen des wenig einnehmenden Raums leicht fortzubringen sind; man schläft in denselben auch kühler als in den unsrigen, und man hat bey denselben weder Decken, Bettlacken, noch Madratzen, ja nicht einmahl Kopfküssen nöthig. Und man liegt darinnen für Flöhe und Wanzen sicher. Alle dort wohnhafte Europäer, haben, wie bereits angeführet worden, dergleichen in ihren Häusern, und ziehen selbige, wenn sie einmahl daran gewohnt sind, unsern weichsten Betten vor; und versehen sich damit, wenn sie nach ihren Plantagen gehen. So gemein selbige sind, so erstrecket sich doch ihr Preis von funfzig, (welches die schlechtesten sind) bis auf dreyhundert holländische Gulden; oder dreyhundert französische Pfunde.

Die beste Art dieses Bette aufzuhängen, ist, daß man die Enden desselben dergestallt von einander entferne, daß es mit seinen Stricken einen halben Zirkel vorstelle, dessen Entfernung von einem Ende zum andern seinen Durchmesser ausmachet. Hierauf wird es so hoch von der Erde herauf gezogen, daß man sich

darinn

darinn, als auf einem etwas hohen Stuhl setzen könne; man wirft sich alsdenn hinein, streckt sich aus, und liegt darinn als in dem besten Bette.

Die fürnehmste Nahrung dieser Nation bestehet in Wildpret, in frischen und gedörreten Fischen, in Krabben und in dem Fleische von Schildkröten. Von allen diesen Artickeln werde ich an einem andern Orte besonders handeln, weil ich mir vorgenommen habe, in dem folgenden Hauptstücke nur dasjenige zu beschreiben, was ihnen statt Brodts dienen muß, als von der Kassawe oder dem Manioc, von dem Pataten und von dem Mahis oder türkischen Korn, und endlich von ihren gewöhnlichen Getränken.

Siebendes Hauptstück.

Von der Nahrung der Indianer überhaupt.

Die Art ihre Speisen zu bereiten, ist gewiß die einfachste und natürlichste. Der Gebrauch der Gewürze, die den Europäern so schädlich sind, ist bey diesem Volke noch nicht eingeführet. Ihr Fleisch und ihre Fische, welche sie genüssen, werden blos im Wasser gekochet. Sie dörren beydes, oder braten es auf dem Roste; die meiste Zeit legen sie das Fleisch und die Fische auf Kohlen, kehren sie um, und essen sie nur, wenn sie recht gar sind. Um sie zu räuchern, bedienen sie sich einer Art eines hölzernen zwey Fuß hohen Rostes, unter welchem ein Loch in der Erde gemachet wird, um darin ein mittelmäßiges Feuer anzuzünden, welches das Fleisch nach gerade dörret und es langsam gar machet; der Geruch vom Rauch den es annimmt, fällt ihnen gar nicht beschwerlich.

Des Salzes bedienen sie sich nicht, dahingegen gebrauchen sie unglaublich viel Pfeffer oder Piment. Obgedachter Zubereitung der Speisen und ihrer einfachen Lebensart haben sie also, meines Bedünkens, ihre dauerhafte Gesundheit und ihr langes Leben zu danken.

Von der Kassave oder dem Maniok.

Von der Kassave kann man behaupten, daß sie in diesem Lande die Quelle des Lebens und des Todes ist, weil es daselbst zwo Arten derselben giebt. Eine, die gut zu essen, und die andere, die eine des stärkesten Gifts ist; es ist daher höchst nothwendig, daß man

man sie wohl zu unterscheiden wisse. Die erstere Art wird von den Landes-Eingebohrnen Kassave schlecht weg, und die andere Art bittere Kassave genannt. Die erstere wird fast in allen Pflanzungen gebauet, und sie dient den schwarzen Sklaven zur Nahrung. Die Vorsteher der Plantagen, dürfen die zwote Art ohne Erlaubniß ihrer Herren nicht bauen, die solches auch, wegen der damit verknüpften Gefahr, wenn sie von den aus Afrika neu angekommenen Sklaven kaufen, nicht gerne zugeben, denn diese, da sie sehr ausgehungert sind, und selbige nicht kennen, mögten davon essen und dadurch vergiftet werden, welches mehr als einmal geschehen ist.

Die Pflanze, so wohl von der einen, als von der andern Art, erreicht die Höhe von ohngefähr sechs Fuß, und ist voller höckerichten Zweige. Ihre Blätter sind breit und pyramidenförmig. Der Hauptstengel ist etwas röthlich, und ihre Wurzel, die einer Faust dick, breitet sich ohngefähr einen bis anderthalb Fuß in der Runde aus. Die zwote Art unterscheidet sich von der erstern dadurch, daß ihr Stengel sehr ins Karmoisin fällt, und ihre Wurzel ein Drittheil dicker ist. Diese Anzeigen aber können doch einen Irrthum veranlassen, um so mehr, weil beyder ihre Wurzeln, wenn sie ausser der Erde sind, oft an Farbe, Dicke und Länge einander ähnlich sind; folglich können diejenigen, so sie nicht genau von einander zu unterscheiden wissen, sich gar leicht in Ansehung derselben irren. Folgendes Kennzeichen, wodurch die gute sich von der andern unterscheidet, ist untrüglich. Diejenige, welche man in heisser Asche bratet und mit Butter isset, und die nicht nur gut, sondern auch unvergleichlich und dem Brodte vorzuziehen ist, weil sie

an Geschmack den Kastanien ähnlich ist, hat inwendig von einem Ende znm andern einen Faden, von der Dicke eines Federkiels, der, weil er zum Essen nicht taugt, herausgenommen werden muß. In der andern ist eben dergleichen Faden befindlich, der aber nicht bis zur Hälfte der Wurzel reichet und nicht dicker ist, als ein dicker Zwirnsfaden doppelt genommen: dieses ist das ungezweifelte Unterscheidungszeichen, worauf man wohl merken muß.

So giftig auch leztere ist, so machen dennoch die Kreolen und Indianer eine Art kleiner Kuchen aus derselben, welche sie folgendergestalt bereiten, um ihr ihre schädliche Eigenschaft zu benehmen: Sie reiben diese Wurzel ganz roh, anf eine Art eines Reibeisens *), und nachdem sie den darin befindlichen Saft, in ein, bey den Karaïben gebräuchliches Gefäß **) ausgepreßt

*) Dieses Reibeisen ist ein aus einer Wurzel oder dem Knie eines Baums verfertigtes Brett, in welchen kleine sehr spitzige Stücke eines Feuersteins eingeschlagen sind, die eine Art eines Reibeisens vorstellen.

**) Das Karaibische Gefäß (la couleuvre caraïbe) ist ein cylindrisches Instrument, vier Fuß lang wenn es leer ist, und vier bis fünf Zoll im Durchmesser. Es ist aus gespaltenen Rohrstücken oder Palmblättern verfertiget, welche in Gestalt von Beinkleidern geflochten sind. Man drücket den Maniok während der Zeit daß selbiger in das Gefäß hinein gethan wird, welches den Durchmesser desselben sehr vergrössert, so wie es zu gleicher Zeit dessen Länge vermindert, dahingegen das Gewicht, welches an dessen Ende bevestiget

gepreßt haben, so stellen sie selbigen einige Stunden an die Sonne und machen daraus Kuchen, die sie auf eisernen Blechen backen oder braten, sie bekommen alsdenn eine ausserordentliche Weisse: man ißt sie zum Nachtische und betrachtet sie als ein fürtrefliches Gericht. Das erstaunenswürdigste hiebey ist, daß weil diese Völker alles zu nutzen suchen, sie so gar aus dem Safte dieser schädlichen Pflanze, eine Komposition verfertigen, welche sie Kaßiripo nennen, die eine Art eines Extrakts oder Koulis ist, worin sie eine hinreichende Portion indianischen Pfeffers, den wir *Capsicum* nennen, thun, um ihn zu verdicken; sie mischen solchen hiernächst unter allerhand Arten von Brühen, um ihnen einen guten Geschmack zu geben. In der That schmeckt auch nichts angenehmer und macht mehr Appetit als dieses Koulis. Vermuthlich daß die Sonne und das Feuer bey der ersten Zubereitung den Saft der Pflanze austroknen und ihr den darin befindlichen Gift benehmen, und daß bey der zwoten der Pfeffer die Kraft hat, selbiges zu dämpfen. Dem sey wie ihm wolle, weil mir verschiedene meiner Freunde versichert hatten, daß dieses Koulis von fürtreflichen Geschmack wäre, so wollte ich selbiges kosten; allein zwo Stunden lang wurde mein Mund dergestalt davon angegriffen, daß mir die Lust vergieng, mich dessen, wie sie, zu bedienen; und ob mir gleich verschiedene von den alten Pflanzern versichert haben, daß man diese Wurzel, wenn sie am Feuer bis zur gänzlichen Ausdörrung gebraten worden, ohne Gefahr geniessen könnte, so ist mir doch nicht

stiget wird, es verlängert, indem es dessen Durchmesser kleiner macht, welches nicht anders geschehen kann, als daß man den Saft ausdrücke.

nicht die Lust angekommen, die Probe damit zu machen, nachdem ich mit diesem entsezlichen Gift, so wohl in der Substanz, als abgezogen, folgende Proben gemacht habe.

Traurige Versuche mit dem Safte der bittern Kassave.

I.

Ich habe einem Hunde, der drey Wochen alt war, eine Drachma (der achte Theil einer Unze) von dem frisch ausgepreßten Safte dieser bittern Kassave verschlucken lassen; kaum hatte er solche im Magen, so wandte er auch viele, aber vergebene Mühe an, ihn wieder von sich zu geben; zwo Minuten darauf taumelte er beständig von einer Seite zur andern, und hatte erstaunende Beängstigungen, auf welche Zuckungen folgeten, unter denen er, nach Verfliessung von zwey und dreyßig Minuten, starb.

II.

Ich that in ein Gefäß eine halbe Unze von diesem Safte, und eine junge Katze, die von demselben trank, schwoll so gleich, machte beynahe eben dieselben Bewegungen als der Hund, und starb nach zwölf Minuten.

III.

Eine größere Katze, welche fünf Theile einer Unze davon verschlucket hatte, bemühete sich aus äussersten Kräften, wiewohl vergebens, selbige wieder von sich zu geben; nach Verlauf von drey Minuten, wurden ihre Vorderfüße steif; sie fieng an zu geifern, und nach achtzehn Minuten verrekte sie an Zuckungen.

IV.

IV.

Ein Fleischerhund, den ich genöthiget hatte, anderthalb Unzen davon zu nehmen, fiel zwo Minuten darauf zur Erden, fieng entsezlich an zu heulen, und nachdem er nach starkem Würgen endlich spie, wurde er dadurch ein wenig erleichtert; er richtete sich auf, als wenn er davon laufen wollte; kaum war er aber auf die Füße, so fiel er wieder hin, wälzete sich mit verdreheten und thränenden Augen hin und her; fieng darauf an zu geifern, und nach abermaligem Heulen, heftigen Zuckungen, und starkem Abfluß des Urins und Ausleerung des Leibes, verreckte derselbe nach Ablauf von zwey und dreyßig Minuten.

Ich öfnete alle diese Thiere, eines nach dem andern, und fand in ihren Magen dieselbe Portion des Saftes, die sie verschlukt hatten, ohne einige Veränderung der Farbe desselben.

Ich bemerkte nicht die geringste Veränderung in den Eingeweiden, keine Spur von Entzündung, auch keine Gerinnung in den Blutgefäßen: welches mich überzeugte, daß dieses Gift überhaupt, wegen seiner grossen Schärfe, nur allein auf die Nerven wirke; so bald also selbiges einmal im Magen gekommen, ist der Tod unvermeidlich; falls man nicht seine Zuflucht zu folgendem Mittel nimmt, welches ich, wie man so gleich sehen wird, probiret habe.

Ich band eine starke und gesunde Katze vest, und nöthigte sie, anderthalb Unzen dieses Safts hinterzuschlucken; drey Minuten nachher hatte sie grosse Beängstigungen; in der vierten Minute würgete sie stark um zu speien, aber ohne Erfolg, und ich bemerkte, daß sie sich, wenn sie nicht angebunden gewesen

wäre,

wäre, eben so herum gewälzet haben würde, als die vorigen; ihr Magen fieng an zu schwellen, und ihre Hinterfüße wurden steif, worauf ein starkes Geifern erfolgte. Ich gab ihr sogleich eine Unze warmen Rübenöls ein, welches sie bald hernach mit einem Theil des Saftes, wieder von sich gab; weil sie sich hiedurch erleichtert fand, ruhete sie sich zwo Minuten aus, und fieng hierauf wieder an, den übrigen Saft auszuspeyen; es erfolgte eine starke Ausleerung der Gedärme; alsdenn band ich sie los, und sie lief aus allen Kräften davon.

Man siehet aus dieser Erfahrung, daß es leichte sey, jemanden der von dieser Wurzel gegessen hat, zu retten. Was hiebey aber die größte Verwunderung erreget, ist daß dieses Gift nicht auf die Würmer wirket; denn als ich den Fleischerhund öfnete, fand ich in seinem Magen zwey große Würmer in diesem Safte schwimmen. Ich nahm sie heraus, und legte sie in eine größere Menge, von ganz frisch ausgepreßtem Safte; sie lebten darinn bis zum sechsten Tage und nahmen sogar in der Dicke über ein Drittel zu; weil aber der Saft nach Ablauf dieser Zeit anfieng zu gähren und wässericht zu werden, so starben sie. Vermuthlich würden sie länger gelebet haben, wenn ich sie heraus genommen und in frischen Saft geleget hätte; und an statt daß er ihnen hätte schädlich seyn sollen, würde er ihnen eher zuträglich gewesen seyn, weil sie in demselben stärker geworden waren.

Als ich sahe, daß dieser Saft sich nicht länger halten wollte, gieng ich mit meinen Versuchen noch weiter; und nahm mir vor, ein flüchtiges Alkohol aus demselben, durch die Destillation zu ziehen. Ich nahm zu dem Ende funfzig Pfund von diesem frisch

aus-

ausgepreßten Safte, ich that ihn in einen Destillir-Kolben, um einen Geist davon über zu treiben: die erste Arbeit verschafte mir drey Unzen flüchtigen Alkohols; ich nahm darauf eine andere Vorlage, und zog davon noch die vierte Unze ab, die nicht so flüchtig war; alsdenn trieb ich unter eben den Anstalten noch die vierte Unze über, die ohne Geruch war; und erneuerte meine Versuche.

Ich ließ einem jährigen Hunde, einen Theelöffel voll von den drey ersten Unzen herunter schlucken, der sogleich ohnmächtig hinfiel, entsetzlich heulete und die heftigsten Zuckungen bekam, die mit einer häufigen Ausleerung des Urins begleitet waren, und er verreckte in weniger als fünf Minuten. Ich wollte meine Versuche wiederholen, oder vielmehr fortsetzen, es fand sich aber daß dasjenige, so ich bey der zwoten und dritten Arbeit erhalten hatte, im geringsten nicht giftig war: Ein Beweis, daß das Gift nur in den flüchtigen Theilen dieses Pflanzensafts vorhanden, und daß selbiges wenn es einem Thier, es sey von welcher Art es wolle, eingegeben wird, so schnell und so heftig auf die nervigten Theile würke, daß es nach gerade die Bewegungen derselben hemme, und den Tod verursache.

Von dem Bau der Cassave.

Diese beyde Pflanzen werden folgendergestallt gebauet. Ich habe oben gesaget, daß sie ein Strauchgewächse sind. Man weiß aber nicht daß sie aus dem Auge gezogen werden; man verfähret damit auf folgende Art.

Man macht einen Graben ohngefähr anderthalb Fuß lang und sieben Zoll tief; man leget zwey Zweige

oder zwey Stücke von den Zweigen dieses Strauches von achtzehn bis zwanzig Zoll lang, in demselben dergestalt, daß das eine Ende aus der Erde hervorstehet. Man bedecket sie alsdenn mit der Erde die aus dem Graben genommen worden, und nach vierzehn bis funfzehn Monaten ist diese Pflanze, wie ich gehöret habe, zu ihrer völligen Größe und Reife gediehen.

Von den Patatten.

Die Patatten sind Früchte, die unsern Erdäpfeln sehr ähnlich sind. Es giebt drey Gattungen derselben; weiße, rothe und gelbe, welche alle von verschiedener Gestallt sind, rund, eyförmig oder mit zwey Hörnern oder Spitzen, die zwey bis fünf Zolle im Durchschnitte haben; ihre Haut ist dünne, eben und ohne Faden. Die rothen sind inwendig, wie ihre äussere Haut, fleischfarbig; die weißen hingegen und die gelben haben eine graue Haut und sind inwendig weiß oder gelb. Sie sind die gewöhnliche Kost der Schwarzen, die, weil sie überhaupt leicht, auch leicht zu verdauen, dabey aber doch nahrhaft sind.

Diese drey Arten vermehren sich entweder durch das Auge, oder dergestallt, daß man die Frucht selbst, in der Regenzeit in die Erde leget und bedecket sie etwan vier Zoll hoch. Sie brauchen drey bis vier Monate um zur Reife zu gelangen, und sie wollen einen sehr leichten Boden haben. Gewöhnlicher Weise werden sie mit Fleisch gekochet und vertreten die Stelle des Brods. Die Indianer aber und die schwarzen Sklaven essen sie die meiste Zeit, im Wasser gekocht oder gedämpft mit geräuchertem Fleische, und thun viel Piment daran, welcher so scharf ist, daß er den Mund wund machet.

Von

Von dem Mais.

Der Mais oder das türkische Korn ist ebenfalls eine sehr gute Nahrung für diese Nation, welche selbiges auf folgende Art bauet.

Wenn das Erdreich zubereitet ist, begnügen sie sich damit, daß sie mit einem kleinen Stock, Löcher in die Erde machen, in deren jedes sie zwey oder drey Mais- oder Hirse-Körner werfen; den letzteren säen sie auf dieselbe Weise, das Loch wird alsdenn mit Erde zugefüllet, indem man das zunächst daran stossende zusammendrückt. Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr das mit diesem Korn gefütterte Flügelwerk, fett, derbe, und saftreich wird. Man füttert auch die Pferde damit; sie werden aber keichend davon. Diese Völker rösten auch ganze Aehren davon, wenn sie noch weich und voller Milch sind, und essen sie mit vielen Appetit.

Die weißen Kreolen machen aus dem Mehl ein fürtreffliches Tomton oder eine Art Boudin, welchen die Engländer Boudin nennen; den sie alsdenn mit gepökelten Fleisch, geräucherten Fischen, welchen sie noch Okre *), eine ziemliche Menge Piment und andere dergleichen Gewürze hinzufügen; alsdenn essen sie es nach Art der Indianer und der schwarzen Sklaven, ohne Löffel und Gabel, mit den bloßen Fingern. Welche Art zu essen, wie sie meynen, solchen noch leckerer macht. Es möge indessen diese Art zu essen die angebliche Güte desselben erhöhen wie sie wolle, so ist dennoch gewiß daß selbige hinreichend ist, jemanden die Lust, ihr Gast zu seyn, zu benehmen.

*) Die Bedeutung hievon sehe man in dem Hauptstück von den Küchenkräutern.

Von ihrem Getränke.

Es ist gewiß, daß die Ausschweifung im Trinken bey diesen Völkern jederzeit im Schwange gewesen; sie trinken übermäßig: wenn sie so trunken sind, daß sie von ihren Sinnen nicht wissen, suchen sie sich zum speien zu reizen, damit sie von neuem wieder anfangen können. Das gewöhnliche Getränke der Indianer wird auf folgende Weise bereitet. Sie thun in einem, von den großen Töpfen, von welchen ich oben erwähnet habe, verschiedene Kuchen von Cassave, Patatten und bittere Pomeranzen, lassen solche mit einer gewissen Menge Wassers einige Tage lang gähren, und schlagen selbige durch ein Sieb, ehe sie es brauchen. Man hat mich versichert, daß dieses Getränke, ob es gleich sehr angenehm ist, doch stark genug seyn soll um sich zu berauschen.

Achtes Hauptstück.

Von ihrer Religion, ihren Heyrathen, der Niederkunft ihrer Weiber, von den in diesem Lande gebräuchlichen Arzneymitteln, und von ihren Begräbnissen.

Von ihrer Religion.

Die Religion dieser Völker, falls sie eine haben, ist ein Geheimniß, das sich nicht leicht entdecken lässet. Mir ist aber zuverläßig bekannt, daß sie überhaupt von dem Christenthum nichts wissen wollen: sie sind insgesammt Götzendiener. Sie beten den Mond, die Sonne, die Sterne, und sogar allerhand Arten Thiere an: und so viele Mühe man sich auch gegeben hat, ihnen andere Religionsbegriffe beyzubringen, so haben doch weder Vernunftschlüsse, noch auch Gewalt bey ihnen etwas ausrichten können.

Von ihren Heyrathen.

Ihre Heyraths-Gebräuche sind sehr einfach; denn es ist genug, daß derjenige so ein Mädgen heyrathen will, ihr seine ganze Jagd, und seinen Fischfang welchen er in einem Tage gemacht, hinbringe; nimmt sie dieses Geschenk an, so ist es ein Zeichen, daß sie ihn heyrathen will: alsdenn bereitet sie ihm das Abend-Essen und bringt es ihm in seine Hütte (Carbet); hierauf begiebt sie sich wieder nach Hause: indessen kommt sie doch den folgenden Tag wieder, um die Zeit ihrer zu vollziehenden Heyrath vest zu setzen.

Der künftige Ehemann stellt während der Zeit mit seinen Verwandten und besten Freunden große Jagdten und Fischfänge an. An dem Hochzeitstage, geht der Bräutigam zu seiner Braut, um ihr zu sagen: Ich habe euch zu meiner Frau auserſehen; mehr braucht es nicht, und sie geht so gleich mit ihm. Dieses ist die Ursache, wie ich glaube, warum sie gemeiniglich ihre nächste Anverwandtin heyrathen, nemlich ihre Muhme oder Geschwister-Kind. Der wenigen Vorsicht ohngeachtet, welche sie bey ihren Heyrathen nehmen, sind die Weiber dennoch zu einem knechtischen Gehorsam verbunden. Die Männer üben eine unumschränkte Gewalt über sie aus, und sie sind nur der erstern Sclavinnen; dies ist ohne Zweifel eine Folge von dem Geiste der Freyheit, der unter diesem Volke herrschet, welches alles verabscheuet, was diese Freyheit im geringsten einschränket. Die Männer mögen daher ihre Weiber noch so sehr lieben, so berechtiget solches letztere im geringsten nicht, ihnen weniger Ehrfurcht zu bezeigen; indessen mögen sie sich dieser vermeintlichen Pflichten entledigen wie sie wollen, so sind sie dennoch nicht sicher dabey, weil sie Tagtäglich dem Eigensinn ihrer Männer ausgesetzt sind, welche, wie oben erwähnet worden, sehr unbeständig und weil diese, so bald es ihnen einfällt, oder bey dem geringsten Argwohn einer Untreue, berechtiget sind, sie wieder zurück zu schicken, oder sie wohl gar zu tödten, ohne weitere Umstände zu machen, oder ohne befürchten zu dürfen, daß sie deshalb zur Verantwortung gezogen oder bestrafet werden mögten.

Die Vielweiberey ist daher bey ihnen unbekannt, weil es ihnen frey stehet, sich nach Gefallen von ihren Weibern zu scheiden, oder sie aus dem Wege zu räumen,

men, und so gleich wieder eine andere zu nehmen. Die einzige Achtung die sie für ihre Weiber haben, ist, daß sie ihnen, wenn sie von ihren Feldzügen zurück kommen, die Schädel-Haut der von ihnen erlegten Feinde zum Zeichen ihres Sieges mit bringen, damit sie sich damit schmücken und solchergestallt ihre Siege bekannt machen mögen, welches aber mehr ein Zeichen des Hochmuths und der Eitelkeit, als der Liebe zu seyn scheinet.

Ein Indianer mag seine Frau noch so sehr lieben, so hat diese doch niemahlen das Vergnügen mit ihm zu speisen. Vielmehr muß sie ihm erst bey Tische aufwarten, und alsdenn geht sie hin, um mit ihren Kindern zu essen. Die oben erzälte Art der Indianer zu essen, reizet zwar nicht den Appetit, doch ist es ein Vergnügen mit anzusehen, wie sie bey ihren Mahlzeiten, gleich den Affen, auf ihren Hintern niedersitzend sehr begierig fressen, ohne ein Wort dabey zu sprechen. Sie haben übrigens keine gewisse Stunde zu ihren Mahlzeiten, sondern sie essen wenn sie hungrig, und trinken wenn sie durstig sind.

Von den Niederkünften ihrer Weiber.

Um einen deutlichen Begriff von dem knechtischen Zustande dieser armen Weiber, und folglich von der Eitelkeit ihrer Männer zu geben, ist noch zu bemerken; so bald eine Neger-Frau ihr Kind zur Welt gebracht hat, eilet sie nach den nächsten Fluß oder nach der nächsten Kreeke, um selbiges zu waschen; und sie selbst wäscht sich in demselben den ganzen Körper; während der Zeit legt sich der Vater des Kindes in der Hangematte, bleibt darin sechs Wochen lang um sich von der vermeintlichen Arbeit auszuruhen, die er

bey der Geburt dieses Geschöpfes gehabt hat; und diese Zeit über, muß die Sechswöchnerin alle Hausarbeit besorgen. Man besucht ihn während dieser Zeit, und man saget ihm, daß man vielen Antheil an seinen Beschwerlichkeiten nehme. So viel ist gewiß, daß die Weiber leichte Niederkunften haben; und bey der geringsten sich zeigenden Schwürigkeit nehmen sie ihre Zuflucht zu dem Safte eines gewissen Baums der ihnen bekannt ist, der ihre glückliche und geschwinde Entbindung erleichtert.

Von der Art ihre Kinder zu säugen.

Sie säugen ihre Kinder bis in den achten oder zehnten Monat, sie wickeln und wiegen sie aber niemahls; vielmehr legen sie selbige während ihren Hausgeschäften auf der bloßen Erde, woselbst diese kleine Geschöpfe herumkriechen und sich nach Gefallen im Sande herumwälzen; weil sie der Meynung sind, daß dieses die rechte Art sey, sie zeitig abzuhärten, und ihnen einen so starken Körper zu verschaffen, als ihre Väter haben: so bald sie sich auch nur ein wenig halten können, werden sie von ihren Müttern auf dem Rücken getragen, wo sie sich vortrefflich anzuklammern wissen, oder sie tragen selbige auf dem Arm, daß der eine Fuß auf der einen Seite und der andere auf der andern herunter hänget. Neben der Milch so sie ihnen reichen, geben sie ihnen auch von allen was sie selbst essen. Dieser anscheinenden wenigen Vorsorge ohngeachtet, werden diese Kinder niemahlen bucklicht, schief, noch hinkend. Und ich kann versichern, daß während meinem Aufenthalt in Surinam, ich keinen verwachsenen oder ungestalteten Indianer, weder männlichen noch weiblichen Geschlechts gesehen habe. Dieses beweiset, daß diese Art, die Kinder zu

erziehen, der Europäer ihrer bey weiten vorzuziehen ist, weil man bey uns eine Menge entweder ungestalteter Menschen, oder solche antrift, die nicht die geringste Strapazen ausstehen können.

Von der Erziehung der Kinder.

Wenn sie zu einem gewissen Alter gelanget sind, werden sie in der Abgötterey ihrer Väter erzogen, und man präget ihnen zu gleicher Zeit gegen leztere die tiefeste Ehrfurcht ein, und weiset sie zur genauen Erfüllung ihrer Pflichten gegen sie an, und daß sie selbigen bey ihren Arbeiten beystehen müssen; welche Pflichten sie auch auf das vollkommenste erfüllen.

Wir sehen zwar diese Völker als wilde an; wir müssen uns selbige aber nicht als Thiere ohne Gesellschaft und ohne Policey vorstellen.

Sie leben in der That in einer vollkommenen Freyheit, und fürchten nichts so sehr als die Abhängigkeit. Die Knechtschaft, von welcher Seite man sie ihnen auch vorstellen mag, ist ihnen jederzeit gehäßig, und sie wagen alles in der Welt, um sich davon zu befreyen: dem ohngeachtet treten sie in freyen Gemeinheiten zusammen, und erkennen, der Ordnung wegen, Oberhäupter, auf die Art, wie ich oben erwähnet habe.

Von ihren Arzney-Mitteln.

Die Mäßigkeit dieser Völker bewahret sie für die meisten unter uns bekannte Ungemächlichkeiten, wenn man das hohe Alter davon ausnimmt, welches sie nöthiget in ihren Hamaks zu bleiben; wenn ihnen etwas zustösset, welches doch selten geschiehet, sind sie ihre eigene Aerzte, und sie bedienen sich keiner ande-

ren Arzneyen, als gewisser Oele, die sie innerlich nehmen, und eines fürtrefflichen Balsams, den man Racaciri nennet.

Von dem Racaciri-Baum.

Dieser Balsam kommt von einem Baum aus der Gegend des Amazonen-Flusses; man machet Einschnitte in denselben nnd läßt ihn in Kalebaßen laufen. Er ist ein allgemeines Mittel wider alle frische Wunden und auch alte Schäden, wenn man selbigen als ein Pflaster, so heiß als möglich aufleget. Auch ist derselbe sehr gut für die Brust, und ein untrügliches Mittel wider den weißen Fluß und alte Saamenflüsse.

Von dem Gummi Kopal.

Nicht weniger dienet ihnen das Gummi Kopal als ein besonderes Mittel gegen den Durchlauf. Dieses Gummi wird aus dem Stamme eines sehr dicken Baums, Loms *) genannt, durch darinn gemachte Einschnitte gezogen, die Blätter desselben sind lang, ziemlich breit und spitzig, seine Früchte gleichen sehr unseren Gurken. Das Gummi ist hart, gelb, glänzend und durchsichtig, und ins Feuer geworfen hat es den Geruch vom Oliban oder von der Myrrhe: es ist erweichend und auflösend, und man bedienet sich desselben als eines der besten Firnisse. Aus dem Holze dieses Baumes wird allerhand schöner Hausrath, als Tische, Schränke, Schenken, u. s. w. verfertiget; es ist aber sehr theuer.

Das hohe Alter dieser Völker und die Gesundheit, der sie bis zur gänzlichen Abnahme ihrer Kräfte geniessen

*) Oder Koubrarill, bifolia pyramidata.

niessen, veranlassen mich das hier zu wiederholen, was ich im dritten Hauptstücke von dem Nutzen gesaget habe, der aus dem Aushauen der Wälder in der Gegend der Stadt Paramaribo entstehen würde; weil wahrscheinlicher Weise die öftere Veränderung ihrer Wohnungen, wovon ich im fünften Hauptstück Meldung gethan habe, sich darauf beziehet. Und dieses führet mich ohnvermerkt auf ihre Begräbnisse, von welchen ich noch etwas sagen muß, ehe ich ihre Reisen, ihre Kriege, ihre Lustbarkeiten und ihre Handlung beschreibe.

Von ihren Begräbnissen.

Durch das Absterben eines Indianers wird nicht nur dessen ganze Verwandschaft, sondern auch die ganze Gemeine in Trauer gesetzet. Ihre Begräbnisse geschehen zwar ohne viele Zubereitungen und Ceremonien, aber mit vielen Merkmalen der Traurigkeit, weil sie dabey ohne Unterlaß schreyen und entsetzlich heulen. Das erste bey der Beerdigung ist, daß man den todten Körper wäscht; er wird alsdenn mit einem gewissen Oel gerieben; hierauf bindet man ihm mit einem Stricke die Arme zwischen den Knien, dergestallt, daß der Kopf auf die beyden Hände ruhen könne, welche zum zweytenmahle zusammen gebunden werden; sodann wird derselbe in einen Sack von neuer Leinewand gestecket, und in der Hütte, in welcher er gestorben ist, begraben. Neben ihm werden alle seine Krieges-Rüstungen geleget, weil man glaubt, daß er sie sämmtlich in jener Welt brauchen werde.

Neuntes Hauptstück.

Von ihren Reisen, so wohl zu Wasser, als zu Lande. Von ihren Kriegen, ihren Tänzen und ihrer Handlung.

Wenn man sich an dasjenige erinnert, was ich im fünften Hauptstücke von der Unbeständigkeit dieser Nation gesagt habe, so wird man sich nicht über ihre grosse Lust zum Reisen wundern.

Von ihren Reisen.

Da die Kolonie Surinam von vielen Flüssen und besonders von sogenannten Kreeken durchströmet wird, und da sie an vielen Inseln grenzet, als an Kayenne, Berbice, Brasilien, an den Küsten der Amazonen und dem spanischen Besitzungen, so können diese Völker nicht anders zusammen kommen, um mit einander Unterhandlung zu pflegen, nämlich um ihre Waaren gegen einander abzusetzen, als daß sie ihre Reisen auf Pirogen oder Kähnen verrichten. Sie versäumen niemahlen ihre Hangematten, und ihre Bogen und Pfeile zur Jagd und zum Fischfange mit sich zu führen; denn um ihren Lebens-Unterhalt bekümmern sie sich im geringsten nicht; sondern überlassen der Vorsicht, ihnen solchen zu verschaffen. Thun sie aber grosse Reisen, so führen sie einigen Vorrath an Fleisch und gedörreten Fischen, die sie mit Pfeffer speisen, imgleichen Kuchen von Kassave statt des Brodtes, mit sich.

So bald die Sonne untergegangen ist, treten sie ans Land, und bevestigen ihre Hangematten an zwey Bäumen, bedecken sie mit Blättern, um darinn bis an den folgenden Morgen bey Sonnen Aufgang auszuruhen, alsdenn sie ihre Reise fortsetzen. Ihre Weiber und Kinder begleiten sie auf ihren Reisen, falls sie nicht an den Orten wo sie ihr Nachtlager halten müssen, eine Wirthschaft anzutreffen glauben.

Des Rechnens unerfahren, dienen diesen Leuten, die an einem langen Strick oder Bindfaden gemachte Knoten, statt aller Rechnungen.

Zuweilen reisen sie aber doch zu Lande, und alsdenn gehet das Haupt der Gesellschaft, welcher sich durch seinen Anzug von den übrigen unterscheidet, immer voran; müssen sie durch Waldungen reisen, so unterläßt er nicht, mit einem Messer-Zeichen an den Bäumen, bey welchen sie vorbey müssen, einzuschneiden, damit sie bey ihrer Zurückkehr sich nicht verirren mögen. Uebrigens besitzen sie eine ausserordentliche Geschicklichkeit, den Fusstapfen dererjenigen, welche durch eine Gegend gekommen sind, auch da zu folgen, wo kein anderer, als sie, dergleichen jemals entdecken würde.

Von ihrer Sprache.

Die Sprache dieses Volkes ist so verschieden, bey einer jeden Nation, daß öfters nahe aneinander wohnende Indianer sich nicht verstehen. Indessen versichert man, daß sie eine allgemeine Sprache haben, die fast alle verstehen, oder wenigstens das Haupt eines jeden Dorfes oder einer jeden Gemeine.

Wenn

Von ihren Kriegen.

Wenn das Haupt einer Gemeine' einige Ursachen hat, eine andere Nation zu bekriegen, so berufet er vorher die Hauptleute seiner Gemeine zusammen. Zu dem Ende stellet er ein grosses Gastmal an, und nachdem sie sich alle voll getrunken haben, entdecket er ihnen die Ursache derjenigen Beschwerden, die er gegen die Nation hat, die er anzufallen Willens ist. So bald die Gäste selbige billigen, schwärzen sie sich den ganzen Körper mit Genipa, schmücken sich mit rothen Papagey-Federn, von welchen sie sich Kronen und Gürtel verfertigen; und in diesem kriegerischen Aufzuge begeben sie sich an einen Ort, wo sie einer nach dem andern, ehe sie zum Streite gehen, sich mit ihren Krieges-Tänzen belustigen; und hier besingen sie den Ruhm ihrer Vorfahren und ihren eigenen. Sie rühmen zum voraus die Heldenthaten die sie verrichten wollen; sie beklagen sich über das von ihren Feinden erlittene Unrecht; endlich betheuren sie, daß sie gezwungen worden, sich zu rächen. Mit ihren Tänzen hat es folgende Beschaffenheit. Sie haben keine andere Instrumente, als Flöten und Schellen.

An ihren drittehalb Fuß langen Flöten ist nur ein einziges Loch befindlich, und statt des Mundstücks haben sie ein Röhrlein, wie die Schalmeyen, und daher geben sie auch nur einen einzigen Ton an.

Die Schellen sind von ausgehöleten Steinen einer Frucht gemacht, die Abuai heißt *), welche sie ziemlich

*) Der Baum woran sie wächset, heißt auch daher der Schellenbaum. Cerbera Ahovai Linn. sp. Pl. p. 303. und Weinmann Tab. 577. A. d. U.

ziemlich nahe eine an die andere bevestigen, damit selbige, wenn sie geschüttelt werden, ein gewisses Geräusche machen, welches mit dem Schall oder Klang einer kleinen Glocke oder einer Schelle nicht wenig Aehnlichkeit hat.

Von ihren Tänzen.

Ihre Tänze sind gewissermaßen nichts anders, als ein Herumgehen. Wobey sie mit den Füssen auf die Erde stampfen, und dabey von einer Seite zur andern taumeln, wie Trunkene zu thun pflegen; dieses dauret wohl fünf bis sechs Stunden lang unausgesetzt. Man muß aber ein Indianer seyn, um dergleichen gewaltige Bewegungen aushalten zu können.

Von ihrer Handlung.

Ich komme nun wieder auf ihre Handlung, die mit der von ihnen selbst verfertigten Menge von Waaren im Verhältnis stehet. Diese bestehen in Hangematten, irdenen Gefäßen, Körben und Pagalen, hiernächst in dem Absatz ihrer Waffen, allerhand seltenen Thieren, Racaciri-Balsam und Schildkröten, von welchen ich so gleich, wegen der Geschicklichkeit der Indianer, sie zu fangen, reden werde. Sie vertauschen auch alle diese Waaren an die Europäer, gegen alles, was sie brauchen, oder was ihnen zu ihren Fabriken nöthig ist: und man schlüsset öfters mit ihnen einen vortheilhaften Handel, weil sie gemeiniglich nicht den innern Werth ihrer Tauschwaaren kennen.

Ich habe nunmehro alles erzählet, was diese Völker angehet, ich will also dieses Hauptstück meinem Versprechen gemäß, damit endigen, daß ich noch etwas von der Art die grünen Schildkröten zu fangen,

fangen, sage; und in dem folgenden werde ich von den Europäern handeln, die in dieser Kolonie wohnhaft sind, ehe ich von den schwarzen Sclaven ausführlicher rede.

Von der Art die Schildkröten zu fangen.

Um sich einen Begrif zu machen, auf was Art die Indianer die See-Schildkröte fangen, so ist zu bemerken, daß wenn diese sich an das Land begiebt, um ihre Eyer in dem Sande zu legen, sie selbige alsdenn auf den Rücken legen, weil sie wohl wissen, daß sie sich nicht wieder umwenden kann; denn es giebt einige darunter, die von zwey bis zu fünf Fuß lang, und zwey bis drey Fuß breit sind, und die bis vier hundert Pfund wiegen; überdies ist die Schale ihres Rückens ziemlich flach, und hindert sie also, sich von selbst wieder umzuwenden. Karets nennet man eine andere Art von Schildkröten, deren Schale von Werth ist, deren Fleisch aber nicht viel taugt. Weil ihr Rücken rund, und sie sehr lebhaft ist, so beweget sie sich sehr stark, und wälzt sich sogleich wieder herum auf den Bauch.

Von diesen jetzt erwähnten großen Schildkröten leget eine einzige an drey hundert Eyer, die von der Größe eines gewöhnlichen Balls und eben so rund sind; ihre Schale gleichet einem naßgemachten Pergament; man bemerket in denselben jederzeit einen kleinen leeren Raum, und das Weiße derselben erhärtet niemals: dahingegen das Gelbe wie bey den Hünereyern durch das Kochen hart wird, und sehr wohlschmeckend ist.

Diese ist die beste zum essen; ihre Schale taugt aber zu nichts. Sie frißt das Gras unterm Wasser, woselbst

woselbst sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt hat, und ist nicht genöthiget, ihrer Nahrung halben, sich ans Land zu begeben. Sie findet selbige auf den Wiesen, die auf dem Grunde des Meeres sind, längs den an Surinam gränzenden Küsten; das Wasser ist in diesen Gegenden gar nicht tief, so, daß man bey stillem Meere und heiterem Wetter diesen grünen Boden ohne Mühe wahrnimmt, und die Schildkröten auf demselben herum gehen siehet.

Das Fleisch von einer einzigen dieser Schildkröten ist hinreichend wohl achtzig Personen satt zu machen, und es ist so wohlschmeckend als das beste Kalbfleisch, wenn es nur frisch ist: Gekocht ist es mit einem gelbgrünen Fett durchwachsen.

Man fängt sie nur vier Monathe im Jahr, nämlich im Hornung, März, April und May. Die weißen Kreolen unterscheiden zwo Arten von Fleisch an diesem Thiere; ein gröberes und ein feineres, welches letztere das schmackhafteste an demselben ist. Sie nennen es Kalpé und bereiten es folgendergestalt.

Von dem Kalpé und der Art es zu bereiten.

Sie lassen dieses feine Fleisch an der Schale sitzen, und beizen diese eine ganze Nacht hindurch, in Limonien-Saft, wodurch es vester wird; alsdenn braten sie selbiges in der Schale in einem Backofen, und thun eine Brühe daran, von den Eyern, dem Fette, dem Eingeweide dieses Thieres und andern Sachen, die ich nicht kenne, die aber theuer sind; und bey dieser Gelegenheit findet das gemeine Sprichwort seine gute Anwendung: daß die Brühe besser ist als der Fisch; denn ein dergleichen Gericht kostet an die zwanzig holländische Gulden.

Gemeiniglich verkaufen die Indianer diese Schildkröten an die Fleischer, und wenden sich in dieser Absicht meistentheils an die Dolmetscher der letztern, die in holländischer Sprache *Bokke-ruiters*, im Französischen aber *Troqueurs* oder Tauscher genennet werden, weil die Weißen gewöhnlicher Weise dieses Amt zu übernehmen pflegen.

Von der Karet-Schildkröte.

Die **Karet-Schildkröte** ist ganz verschieden von der vorigen: Das Weibgen leget seine Eyer nicht in den Sand, sondern in den Kies-Sand, in welchem die meisten kleinen Kiesel befindlich sind.

Ihr Fleisch ist freylich nicht sehr angenehm, ihre Eyer hingegen sind niedlicher zu essen, als der vorhergehenden ihre: Auch wird ihre Schale sehr gesucht, nicht allein weil sie von mehrerer Güte ist, sondern weil man ihr auch, die einem jeden beliebige Gestalt geben kann, nachdem sie vorher in heißem Wasser erweichet, und in eine Form geleget worden, deren Gestalt sie so gleich annimmt, und sich hernach wieder verhärtet.

Das einzige Merkwürdige, was ich noch von den Indianern hier anzuführen habe, ist: daß sie, so wohl Männer als Weiber, im Wasser oder für das Wasser geschaffen zu seyn scheinen; wenn sie mit ihren Pirogen in der See umwerfen, welches zuweilen geschiehet, wenn sie zu stark segeln, oder trunken sind, so verlieren sie nichts von ihrer Ladung; Sie sind im Schwimmen so geübt, daß die Kinder, welche die Mütter an ihrer Brust haben, gar keine Gefahr laufen, während der Zeit, daß die Männer ihrer Seits im Wasser beschäftiget sind, den Kahn wieder um zukehren, oder das darinn befindliche Wasser wieder auszuschöpfen.

Zehntes Hauptstück.

Von den gemeinschaftlichen Gebräuchen der zu Paramaribo wohnhaften Europäer, und von ihrer Handlung.

So sehr man auch in verschiedener Absicht genöthiget ist, in einem Lande, wo man sich aufhält, gewissen daselbst üblichen Gebräuchen sich zu unterwerfen, so ist man doch gemeiniglich von den Vorzügen der seinigen dergestalt eingenommen, daß man selbige nicht gern völlig ableget, besonders wenn man dort die Oberhand hat. So ist der Mensch geartet. Er suchet vielmehr wenn er kann, den Geschmack und den Willen derjenigen, mit welchen er sich verbindet, oder die er sich unterwürfig machet, zu unterdrücken.

In dieser Voraussetzung muß man nicht erwarten, daß die Europäer in Surinam, so wie die Karaiben leben, ob gleich diejenigen, welche sich zuerst aus unserem Welttheile in jenem Lande niedergelassen haben, sich der bäurischen Einfalt dieser Völker, um sie zu gewinnen, gleich gestellet haben. Es ist ein Irrthum, wenn manche Leute sich einbilden, daß man dort einen verdorbenen Geschmack habe, so wohl in Ansehung der Nahrung, als der Speisen. Alles was man sagen kann, ist, daß daselbst eine erlaubte Freyheit herrschet, die wir in unseren großen Städten nicht kennen, und daß man dort nicht gezwungen ist, sich den ganzen Tag zu putzen. Der Bürger, so wie der Pflanzer *), auch selbst wenn sie in Gesell-

*) Diesen Namen leget man allen denenjenigen bey, welche Plantagen besitzen.

schaft gehen müssen, können daselbst in einer weißen Weste, mit einer weißen baumwollenen Mütze auf dem Haupte und einen Huth darüber, erscheinen.

Dieses ist sogar seine gewöhnliche Kleidung, wenn er nicht einen Besuch der mit Gepränge verknüpft ist, oder bey einer vornehmen Person, abzulegen hat. Der Künstler ist eben so gekleidet, wenn er an einem Orte verlanget wird, und jedermann lebet daselbst ohne Zwang, ausgenommen das Frauenzimmer, welches sich dadurch, daß es zu gefallen suchet, dieser Gemächlichkeiten beraubet. Man kann es ihm aber vergeben, und niemand verarget es demselben. Sie sind es auch nicht allein, welche die neuen Moden, die aus Europa dorthin, so wohl für Manns- als Frauens-Personen gebracht werden, fast eben so geschwinde, als sie erfunden werden, nachahmen; und die ein jeder meiner obigen Erklärung ohngeachtet, nach seinem Geschmack mit Zierlichkeit und Pracht anzubringen suchet. Denn man suchet keine Ehre darinn, daß man beständig im nachläßigen Anzuge gehet: eine angemaßte Freyheit überhaupt, macht kein Gesetze.

Daß man sich dort eben so gut putzet, als in Europa, und daß die Pracht daselbst eben so herrschet, solches beweisen die in der Stadt in großer Anzahl vorhandene, mit allerhand Waaren angefüllte Kaufmanns-Laden und Vorrathshäuser. Man hat Tücher, Sammet, seidene Zeuge, goldene und silberne Tressen; kurz es fehlet ihnen an nichts, aber es ist alles sehr theuer, weil sie keine Manufakturen haben, und weil alles von auswärts kommt.

Es fehlet ihnen dort auch nicht an einer guten Tafel, ob sie gleich sehr kostbar im Vergleich mit Europa

zu

zu unterhalten ist, wie ich solches durch die sogleich zu machende Beschreibung ausser Zweifel setzen werde. Da aber die Geschäfte dort nach eines jeden Geschicklichkeit vertheilet werden, so ist der Verdienst aldort auch ziemlich beträchtlich, um dadurch das Leben angenehmer zu machen.

Vom Preise der Lebens-Mittel.

Man findet bey den Fleischern zweymal in der Woche, Rindfleisch, das Pfund zu zehn Stüver, Hammelfleisch zu zwölf, und Schweinefleisch zu sechs Stüver; das Kalbfleisch ist dort sehr selten; und ein Pfund Brod kostet fünf Stüver.

Flügelwerk, welches dort vor allem auf dem ganzen Erdboden den Vorzug hat, findet man nach Beschaffenheit der Jahreszeiten jederzeit häufig auf dem Markte. Die Kapaunen besonders gedeihen in diesem Lande zu einer ausserordentlichen Größe, und das Stück gilt gemeiniglich dreyßig Stüver, ein Huhn funfzehn, eine Ente zwanzig Stüver, und ein Puter zehn bis zwölf Gulden, und so das übrige.

Die Flüsse haben einen Ueberfluß an allerhand und fürtrefflichen Fischen; sie werden aber dadurch ziemlich theuer gemacht, daß verschiedene Leute in der Stadt Neger-Sclaven halten, welche Fischer sind, um damit zu handeln.

Ob man gleich keine Weinlesen im Lande hält, so wird doch deshalb nicht weniger und nicht schlechterer Wein von allerhand Arten daselbst getrunken. Die Einwohner haben, in Ansehung dieses Punkts, eine eben so feine Zunge, daß sie kein Geld sparen, um die besten Weine zu haben; und wenn man hiezu noch

rechnet, was ein Pflanzer aus seinem Hofe nimmt, der immer überflüßig mit dem besten Flügelwerk, so wie seine Ställe mit dem besten Vieh, versehen sind, so wird man gestehen müssen, daß in diesem Lande, so wie anderwärts, die Theurung nur die Armen drücket. Denn er hat alles bey der Hand, um die überflüßigste und die kostbarste Tafel damit zu versehen; der Pracht nicht zu erwähnen, mit welcher er durch eine große Anzahl Sclaven (bey Tische) bedienet wird; wodurch der geringste Privatmann sich vollends das Ansehen eines großen Herrn giebet: denn die Pflanzer sind es nicht allein, die dergleichen haben, es kommt hier nur auf die Menge derselben an.

Hiezu kommt noch, daß, da ihre Wäscherinnen, von welchen ich unten reden werde, es allen Europäischen zuvor thun, das Leinenzeug, sowohl was das Tischzeug, als die Leibwäsche anbetrift, blendend weis ist. Man treibt es in diesem Stücke bis zur äussersten Pracht; Man hat also den Einwohnern, auch in Ansehung der Reinlichkeit nichts vorzuwerfen.

Um aber wieder auf die Tafel zu kommen, so muß man auch das Wildpret hier nicht vergessen, woran bey den Mahlzeiten der Pflanzer kein Mangel ist, weil diese nur allein eigene Jäger halten. Wenn selbiges seltener bey den Bürgern gefunden wird, so kommt solches nicht daher, daß die Jagd dort nicht ergiebig, oder daß nicht einem jeden zu jagen erlaubet sey; sondern weil selbige zu beschwerlich ist, und daher sich nur für die Neger und Landes-Eingebohrnen schicket. Man speiset also nur Wildpret in der Stadt, wenn die Indianer von ohngefähr dergleichen zum Verkauf bringen, welches nicht ofte geschiehet.

Von den Hülsenfrüchten kann man sich leicht vorstellen, daß sie unter einem heißen und feuchten Himmelsstriche, so wie ich selbigen beschrieben habe, im Ueberfluß vorhanden, und daß die Küchengärten mit allerley Gattungen derselben zu allen Zeiten angefüllt seyn müssen, weil alle Jahres-Zeiten sich zu deren Anbau, so wie zu deren Wachsthum und Zeitigung schicken, wenn man sich nur irgend einige Mühe deshalb geben will, zumal da man Sclaven dazu hat, welche zu den härtesten Arbeiten aufgeleget sind. Ich behalte mir indessen vor, hievon in einem besonderen Artikel weitläuftiger zu handeln, woselbst ich von der Gärtnerey ausführlich reden werde.

Ich kann mich nicht enthalten hier auszurufen: Welch ein glückliches Land! wo man das ganze Jahr hindurch ohnausgesetzt, die kostbaren Geschenke der Flora und der Pomona genüssen kann; wo Schnee, Eis und Reife gänzlich unbekannt sind; und wo man die grausame Nothwendigkeit nicht kennet, sich braten zu lassen, um sich zu erwärmen, wie solches in einem Theil Europens über ein halb Jahr lang geschiehet, und wo man eine beständige glückliche und ergötzende Einigkeit unter den Einwohnern bemerket! Um selbige noch mehr zu bevestigen, da nur die Künstler, die Kaufleute, und die Bedienten, deren Gegenwart in der Stadt nothwendig ist, in der Stadt, die Pflanzer aber, auf ihren Plantagen wohnen, so kommen die nächsten Nachbaren fast beständig zusammen, traktiren sich und leben mit einer so beneidenswürdigen Aufrichtigkeit mit einander, daß deren Dauer bis auf die späteste Nachwelt zu wünschen ist. Hiezu kömmt noch, daß sehr wenige Menschen in der Welt, die Gastfreyheit mit einem so aufrichtigen Herzen und mit so vieler

 Groß-

Großmuth ausüben, als die Surinamer. Und um dem Leser einen Begriff von der angenehmen Lebensart der wohlhabenden Leute zu geben, so will ich hier eine kurze Beschreibung von der Lebensart der Pflanzer machen.

Dieser stehet des Morgens gewöhnlicherweise mit Aufgang der Sonnen, das ist um sechs auf. Kaum ist er aus dem Bette, so trinkt er seinen Thee oder Kaffee, da indessen die Sklaven den Tisch decken, und das Frühstück aufsetzen, welches fast in allen Häusern aus Schinken, geräucherten oder gepökelten Fleisch, oder auch aus jungen Tauben, Butter, Käse, Kassave, gutem starken Bier oder Maderawein mit Wasser versezt, bestehet. Dieser Tisch bleibt fast bis neun Uhr, für alle ankommende gute Freunde gedeckt. Nach diesem einer Mittagsmahlzeit ähnlichen Frühstück, beschäftiget sich der Hauswirth mit verschiedenen häuslichen Angelegenheiten bis gegen eilf Uhr, da es Zeit ist auf die Börse zu gehen. Es ist dieses ein Wirthshaus, wo man Punsch oder Sangris trinkt, welches aus Madera oder rothem Wein, und einem Drittel Wasser, etwas Zucker, Muskaten und einer Zitronenscheibe bestehet, und in einen gläsern Napf gethan wird. Ich kenne kein angenehmers Getränke als dieses. Für die Liebhaber ist auch daselbst Limonade und Bier zu haben, und man vertreibt sich dort die Zeit bis ein Uhr mit Billard, Schach oder Damenspielen; alsdann gehet ein jeder nach Hause um zu speisen. Nach dem Mittagsmahl, wird Mittagsruhe, welches man in Spanien *la Siefte* nennet, bis 4 Uhr gehalten, alsdann wird Thee getrunken. Um fünf Uhr gehet man wieder nach der Börse, oder man gehet, wenn das Wetter gut ist, spatzieren; weil

weil alsdann die Sonne nicht mehr so brennend ist, wie sie gewöhnlicherweise von zehn Uhr des Morgens bis um drey Uhr Nachmittags zu seyn pfleget. Da übrigens nur der Gouverneur, der Kommendant und fünfe oder sechse der Vornehmsten der Stadt, Pferde und Wagen halten, und hier zu Lande keine Miethskutschen sind, auch nur einige Privatpersonen halbe Chaisen zu kleinen Lustreisen haben, so gehet niemand, weder Manns- noch Frauenspersonen über die Strasse, ohne Begleitung eines Negers, der ihm den Sonnenschirm über den Kopf hält: nur das Frauenzimmer hat überdies noch einige Begleiterinnen bey sich.

Von den Equipagen.

Insofern die Equipagen nicht im Lande verfertiget, sondern aus Europa mit grossen Kosten verschrieben werden, darf man sich nicht wundern, daß nur wenige Personen dergleichen halten; obgleich viele sehr wohlhabend sind. Um so mehr, da für ein Pferd von Holland nach Surinam hundert Gulden oder zweyhundert französische Pfund Ueberfarthskosten, ohne den Einkauf und viele andere geringere Kosten die nicht mit darunter begriffen sind, und andere Gefahren so man dabey läuft, zu rechnen, bezahlet werden; denn dieses Land bringt sehr wenige Pferde hervor, die auch nicht grösser als die Esel werden. Dieses und ihre grosse Lebhaftigkeit, macht sie zum Anspannen fast untauglich. Sie sind viel besser bey Leibe als die unsrigen, dabey aber doch proportionirlich, nur schade, daß sie so klein sind! Nichts destoweniger bedient man sich derselben in den Zuckermühlen, wo sie von grossem Nutzen sind, weil sie unermüdet arbeiten, und weit mehrere Kräfte haben, als man ihnen zutrauen sollte. Sie werden daher zu diesem Gebrau-

che, bis zu drey hundert funfzig Gulden das Stück, verkauft. In Ansehung ihres Futters; (den Hafer ausgenommen, welcher nicht im Lande wächst,) sind sie nicht kostbar zu unterhalten, weil man das ganze Jahr hindurch Gras für sie haben kann. Um aber wieder auf die Bequemlichkeiten des Lebens zu kommen, von welchen mich meine Ausschweifung über die Equipagen abgebracht hat, so muß ich bekennen, daß diejenigen, welche das erstemal in dieses Land kommen, solche nicht sogleich bemerken werden, erstens weil dort nur vier Wirthshäuser sind, auch zweytens keine andere Betten als Hangmatten gefunden werden, die denjenigen welche daran nicht gewöhnt sind, die meiste Zeit nicht gefallen.

Der Preis einer Mahlzeit für eine Person, ist auf einen Gulden vestgesetzet, den Wein nicht mitgerechnet, wovon die Bouteille dreyßig Stüver kostet; welches eben nicht angenehm ist, für diejenigen, die noch nicht an das Getränke des Landes gewöhnt sind.

Von der Handlung überhaupt.

Die Handlung von welcher wir jetzt reden wollen, ist in diesem Lande, wie anderwärts die erste Triebfeder des menschlichen Lebens, und die das Wachsthum aller wohleingerichteten Staaten befördert. Nur diejenigen dürfen Antheil an derselben nehmen, die von der Regierung der surinamischen Gesellschaft abhängen; und dieses gehet so weit, daß es keinem Schiffe von irgend einer Nation erlaubt ist, in dem dortigen Hafen, der Handlung wegen, einzulaufen, auch nicht einmal den Bewohnern der übrigen holländischen Pflanzorte. Die Engländer allein sind von diesem Verboth ausgenommen, aus den von mir, wenn ich werde

werde von den Holländern geredet haben, anzuführenden Gründen.

Die Handlung, welche die von der Gesellschaft abhängende holländische Kapitains in diesem Lande treiben, bestehet in allerhand Arten von Wein und starken Getränken, in Bier, Butter, Käse, Pökel- und geräuchertem Fleische, gefülleten Zungen und Gewürzen; desgleichen in Schuhen, Strümpfen, weisser Leinewand, und andern Waaren von dieser Art.

Ohne Zweifel wird man sich wundern, daß man genöthiget ist, in Ansehung vieler Dinge die man natürlicherweise im Lande finden sollte, seine Zuflucht zu den Fremden zu nehmen.

Von den Handwerkern.

Man muß aber wissen, daß es dort an nöthigen Handwerkern fehlet; denn im Jahr 1762 waren nur erst zwey Schneider zu Paramaribo, eben so viel Schuster, Fleischer und Zimmerleute, ein Maurer und ein Schmidt: woraus man leicht schlüssen kann, daß diese Anzal nicht hinreichend ist, zu den Bedürfnissen von beynahe vier tausend Einwohnern, die man daselbst rechnet, so wohl in der Stadt, als auf den Plantagen, es mögen Europäer oder Kreolen seyn *) mit Inbegrif der Besatzung, die ohngefähr neun hundert Mann auf der ganzen Strecke dieses vesten Landes ausmachet. Es schlüsset dieses nicht aus, daß es nicht

*) In Surinam werden alle diejenigen mit dem Namen Kreolen beleget, die im Lande von Europäern so wohl väter- als mütterlicher Seite gebohren sind. Diese Benennung lässet sich auch auf die schwarzen Sklaven anwenden, welche von afrikanischen Eltern abstammen.

nicht unter den Sklaven Leute von allerhand Künsten und Gewerben geben sollte, wie wir unten, wo von ihnen die Rede ist, sehen werden; weil aber ihre Herren nur allein den Nutzen von ihnen ziehen, so müssen alle diejenigen, die dergleichen nicht halten oder nicht die Kosten daran wenden können, ihre Zuflucht zu den wenigen in der Stadt befindlichen Handwerkern nehmen. Kurz, es ist ausser Zweifel, daß dieser Mangel an Handwerkern alles sehr theuer macht; weil man für ein ganzes Kleid, fünf und zwanzig bis dreyssig holländische Gulden Macherlohn, die Zuthaten nicht mitgerechnet; fünf und zwanzig Gulden für eine Peruque; und vier bis fünf Gulden für ein Paar Schuhe bezalet. Wenn indessen, wie ich angeführt habe, die Handwerker dort so selten sind, so findet man im Gegentheil eine grosse Anzal von Aerzten, Wundärzten und Apothekern daselbst.

Ich komme jezt wieder auf die Handlung, die man genöthiget ist mit den Engländern zu treiben; hiernächst werde ich von der Seele der Handlung nämlich vom Gelde reden; und hiermit werde ich dieses Hauptstück schlüssen, dessen Absicht ich, hoffentlich, erfüllet habe.

Von der Handlung der engländischen Schifskapitainen.

Die Engländer führen der Kolonie Fleisch, Häringe und eingesalzene Makrelen zu, welches so, wie der Taback in Blättern, der den holländischen an Güte übertrift, höchstnöthige Dinge für die Sklaven sind. Fichtene Bretter, Mehl, grosse trockene Zwiebeln, Lichte, Wallrath, feinen Zucker in Hüthen und andere Waaren, und alles dieses tauschweise einzig und allein gegen den Zuckersyrup, Melasse genannt, welchen ihnen die Pflanzer liefern, und aus welchem

sie

sie bey sich im Lande den Rhum oder Zuckerbranntwein verfertigen. Unter obiger Bedingung liefern sie ihnen auch noch engländische Pferde, die eben so gut zu den Zuckermühlen zu gebrauchen sind, als die Landpferde, von welchen leztern keine hinlängliche Anzal vorhanden ist. Ohne diese Hauptbedingung, weis ich nicht, ob ihnen die Einfarth im Hafen nicht eben so wohl, als andern verboten seyn würde? Allein dieser Handel ist so wohl für den einen, als für den andern Theil zu vortheilhaft, als daß man sich von beyden Seiten auch nur einfallen lassen sollte, selbigen aufzuheben; weil alsdann die Pflanzer nicht wissen würden, was sie mit ihrem Syrup machen sollten, und weil sie überdies die Waaren, die ihnen die Engländer dagegen geben, höchstnothwendig brauchen. Diese finden auch ihre Rechnung dabey, weil sie die Bequemlichkeit haben, dort so gleich ihre Ladung an Syrup, der ihnen unentbehrlich ist, zu machen; und solchergestalt sind beyde Theile zufrieden.

Von den Münzsorten die im Lande gelten.

Die einzigen in diesem Lande geltenden Münzsorten sind die holländischen, ausser einem kleinem drey Stüver Stück, welches dort von den Portugiesen eingeführet worden ist. Es giebt aber auch keine geringere Münzen daselbst, und man kann gar nichts unter diesem Preise einkaufen. Obgleich dort alle Rechnungen in Gulden, Stüver und Pfennigen gehalten werden; so gleichen doch die beyden leztern Sorten der französischen Pistole darin, daß sie nur eine eingebildete Münzsorte sind. Man muß auch bemerken, daß die meisten Zahlungen in Wechselbriefen, die auf Holland gezogen werden, geschehen, auf sechs

Mona-

Monate Sicht. Hat aber der Zieher das Unglück, daß selbige wegen nicht eingegangener Avisbriefe oder aus anderen scheinbaren Ursachen protestiret worden, so muß selbiger, nach dem Gesetze, den Rückwechsel bezalen, der auf fünf und zwanzig vom Hundert vestgesetzet ist, mit Ausschluß der übrigen Protestkosten.

Eilftes Hauptstück.

Von dem Ursprunge der schwarzen Sclaven in Surinam; ob es erlaubt ist, selbige zu haben, und sich derselben, als solcher zu bedienen? Von dem Handel, welcher damit in Afrika getrieben wird, und der Anzahl derselben auf der Kolonie; von den verschiedenen Arten der Sclaven; und endlich von den Maron-Negern, oder flüchtig gewordenen Sclaven.

Was ich bereits von der ausserordentlichen Hitze im Lande gesaget habe, das muß natürlicher weise die Vermuthung erwecken, daß es den daselbst sich niedergelassenen Europäern physisch unmöglich gewesen, die Beschwerlichkeiten, so wohl des Anbaues, als ihrer Einrichtung zu ertragen; und wenn man diese Unmöglichkeit recht einsiehet, so folget daraus, daß sie genöthiget worden sind, sich nach starken Leuten umzusehen, welche im Stande wären ihnen diese wichtige Dienste zu leisten. Dieses haben sie gethan, und sie haben keine zu ihrer Absicht geschicktere, als die Afrikaner finden können, die unter dem Namen Negern oder Schwarzen bekannt sind.

Anfänglich hat jeder Privatmann mit diesen ungesitteten Völkern, für seine eigene Rechnung, dem längst eingeführten Gebrauch gemäß, gehandelt. Nachdem aber die Kolonie je mehr und mehr angewachsen ist, hat man für rathsamer erachtet, eine Gesellschaft zu errichten, durch welche dieser Handel ge-

trieben werden sollte: und jetzo ist es die Gesellschaft von Amsterdam, die verschiedene Komptoirs auf den Küsten von Guinea hält, um diesen Handel zu betreiben, der durch Tausch geschiehet.

Ehe ich ihn aber näher beschreibe, sey es mir erlaubt, den Einwürfen gewisser neuern Weltweisen zu begegnen, unter welchen einige eine so strenge Moral predigen, daß sie behaupten, dergleichen Handel streite nicht nur mit der christlichen Liebe, die uns gebietet, alle Menschen überhaupt als unsere Brüder und unseres Gleichen zu betrachten, sondern auch mit dem göttlichen Gesetze, welches uns verbietet, selbige zu Sklaven zu machen. Es lässet sich aber ihre Meynung sehr leichte widerlegen; und wann ich bey dieser Gelegenheit eine kleine Ausschweifung mache, so werden es mir hoffentlich diejenigen Dank wissen, welchen diese finstere Weltweisen einen Gewissensskrupel gemachet haben, der wider ihr wahres Bestes streitet.

Ich bemerke gleich anfänglich, daß es viererley Arten von bekannten Knechtschaften giebt, welche die Heilige Schrift billiget und so gar befiehlet: und dieses glaube ich beweisen zu können.

Zu der ersten Art gehören diejenigen, die wegen eines Verbrechens ihrer Freyheit verlustig erkläret; zur zwoten solche, die in einem Treffen zu Kriegesgefangenen gemachet; in die dritte Klasse aber diejenigen, die von ihren Aeltern verkaufet worden oder die sich selbst verkaufen, wie solches in vielen Ländern gebräuchlich ist; und endlich zu der vierten solche, die als Sklaven gebohren werden.

Ohne uns an die Gesetze unserer heutigen Gerichte zu kehren, haben wir ein Beyspiel der ersten Art

an dem Gesetze des Noah. So bald er erfuhr, wie unanständig sein Sohn Ham gegen ihn als er schlief, sich aufgeführet hatte, verfluchte er ihn in seiner Nachkommenschaft, und verdammte ihn zur Knechtschaft; wir finden die Beschreibung hievon in dem 9ten Kapitel im 25 und 26 Vers des ersten Buches Moses. „Verflucht, sprach er, sey Kanaan, und „sey ein Knecht aller Knechte unter seinen „Brüdern. Und sprach weiter: Gelobet sey „Gott der Herr des Sems: und Kanaan sey „sein Knecht. Gott breite Japhet aus, und „lasse ihn wohnen in den Hütten des Sems: „und Kanaan sey sein Knecht."

Im 23ten Kapitel Vers 3 des zweyten Buches Moses, verurtheilet das göttliche Gesez einen Dieb, der das gestohlene nicht ersetzen kann, mit folgenden Worten.

„Ist aber die Sonne über ihm aufgegangen, so „soll man das Blutgericht gehen lassen. Es soll aber „ein Dieb wieder erstatten. Hat er nichts, so ver„kaufe man ihn um seinen Diebstal.

Man erinnere sich ferner alhier, daß es doch wohl ehedem gebräuchlich gewesen seyn muß, die unvermögenden Schuldener zu verkaufen, weil im 18ten Kapitel Matthäi, Vers 15. der Heiland das Gleichniß von einem Könige, der von seinen Knechten Rechenschaft forderte, und unter ihnen einen fand, der ihm zehn tausend Pfund schuldig blieb, folgendergestalt erzählet:

„Da ers nun nicht hatte zu bezahlen: hies der „Herr verkaufen, ihn, und sein Weib, und seine Kin„der, und was er hatte, und bezahlen."

Ist es auch nicht bey uns eine tägliche Gewohnheit, diejenigen Verbrecher, welche nicht gänzlich den Tod verdienet haben, zur ewigen Vestungs- oder Galeeren-Strafe zu verurtheilen? Eine Knechtschaft die weit grausamer ist als der Negern ihre, welchen, wenn sie ihre Schuldigkeit thun, mit Gelindigkeit begegnet wird; weil die wenigsten unter ihnen, wegen eines Verbrechens in die Sclaverey gerathen.

Man findet in dem zweyten, dritten und fünften Buche Mosis annoch viele Beyspiele von Knechtschaften, sowohl unter den Juden als unter den Heiden, wo von der Dauer derselben, so wie von der Gewalt ihrer Herren geredet wird.

Und würde ich etwas ungewöhnliches sagen, wenn ich hinzufügete, daß man obigem Gebrauch zufolge, annoch in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, Christen von allerhand Ständen fand, die Sclaven so wohl von ihren eigenen Glaubensgenossen, als von den Ungläubigen hielten? Warum sollten wir denn heute zu Tage der, bey jenen Völkern ehedem üblich gewesenen Gewohnheit, nicht folgen dürfen, und Sclaven zum Anbau unserer Ländereyen ankaufen, so bald wir selbige auf eine rechtmäßige Weise anschaffen können?

Das Beyspiel des Philemon *) soll dasjenige, was ich jetzt behauptet habe, rechtfertigen, und beweisen,

*) Philemon war ein griechischer Dichter, ein Sohn des Damon, und ein Zeitgenosse des Menanders, dem er es ofte durch Gunstbezeugungen zuvor that, weshalb letzterer zu ihm sagte. „Schämest du dich nicht mich zu überwinden?“ Eben dieser Philemon, der ein Freund

sen, daß so wenig die Religion, als die christliche Liebe, Sclaven zu haben, verbieten. Daß selbige uns vielmehr die Pflichten vorschreiben, die wir gegen einander zu beobachten haben; daß jene uns gehorsam seyn, und wir hingegen sie mit Sanftmuth behandeln sollen. Das ist also das Gebot.

Werde ich auch Glauben verdienen, wenn ich sage, daß die Behauptungen obiger Weltweisen nur in einem Wortspiel bestehen, welches nur den Ausdruck Sclaverey, betrift; weil es heißet, daß kein Sclave unter dem Gnadengesetze stehet. Wem ist aber unbekannt, daß dieses einen ganz anderen Verstand hat? Verkauft der Soldat nicht seinem Landesherrn oder einer andern Macht, seine Freyheit gegen ein Stück Geldes und auf eine gewisse Zeit; befindet sich das Gesinde, welches sich gegen einen gewissen Lohn vermie-

Freund des Apostel Paulus war, hatte einen Sclaven Namens Onesymus, der, weil er der Sclaverey überdrüßig war, entlief, und nach der Gewohnheit der flüchtigen Sclaven, seinen Herrn bestahl. Onesymus floh nach Rom, und als er durch die Gnaden-Wirkung des Höchsten gehöret hatte, daß der heilige Paulus des Evangelii halber in den Banden lag, gieng er hin, ihn zu besuchen. Der Apostel empfieng ihn sehr freundlich, unterrichtete, bekehrte und taufte ihn, und schickte ihn wieder zurück zu seinem Herrn; Er gab ihm einen Brief mit, in welchem er eine recht göttliche Beredsamkeit anwendet, um den Philemon zu bewegen, daß er dem Onesymus den begangenen Fehler verzeihen, und ihm seine Gunst wieder schenken mögte.

miethet, nicht in dem selbigen Fall? und ist wohl einer unter ihnen Meister über seine Handlungen oder seine Person, ohne den Willen seines Herrn? Der ganze Unterscheid bestehet also darinn, daß man diese auf Lebenslang kaufet, sie kosten aber auch mehr. Und geschiehet solches übrigens nicht mit ihrer oder wenigstens mit deren Einwilligung, die mit Recht über sie gebieten können? und wann wir solchergestalt ihren Gewohnheiten folgen, ist es nicht ein wahres Glück für sie, daß man sie in eine andere, weniger harte Sclaverey bringet, als diejenige ist, welche sie unter den Ungläubigen auszustehen haben würden, und die überdies zu ihrem Heile dienet.

Diese Ausschweifung hat mir nöthig geschienen, um die Meynungen derjenigen zu widerlegen, welche die Surinamer aus einem übertriebenen Eifer tadeln; ich komme jetzt wieder auf dem Neger-Handel. Ehe ich aber davon rede, muß ich erst etwas von ihrem Lande sagen, um derjenigen willen, die selbiges nicht kennen.

Von Guinea.

Es ist fast einem jeden bekannt, daß sie aus Guinea herstammen; es wissen aber nicht alle, daß dieses eines der grösten Länder von Afrika ist. Es lieget unter dem siebenzehnten Grad nördlicher Breite; die Küsten desselben haben eine Ausdehnung von sieben hundert (französischen) Meilen, und es erstrecket sich bis auf den dritten Grad mittäglicher Breite. Gegen Mitternacht und Morgen gränzet es an Nigritien, und gegen Mittag und Abend wird es von dem Welt-Meer eingeschlossen.

Das

Das Klima in diesem Lande ist für die Europäer sehr ungesund; sie halten sich daher auch nicht lange in demselben auf, und begeben sich nur in der Absicht dahin, um mit dem Neger-Prinzen zu handeln, die ihnen gegen dasjenige was sie dort hinbringen, Gold, woran die dortige Bergwerke sehr ergiebig sind, Negers, Elephanten-Zähne, und Manigette, welches eine Art Pfeffer ist, Paradis-Körner oder Kardamom *) genannt, liefern.

Die dahin handelnde holländische Schiffe führen keine andere, als dieser Nation nützliche Waaren, nemlich Stangen-Eisen, Flinten, Pulver, Kugeln, allerhand leichte Zeuge, Tabak, Pfeifen, Wacholderbrantwein und kleine Waaren; an welchen sie ihr Kapital wenigstens dreyfach gewinnen.

So bald ein holländischer Schifs-Befehlhaber eine gewisse Anzahl Sclaven hat, die sich öfters über drey hundert beläuft, so schiffet er sie nach Surinam, um sie dort loszuschlagen, entweder in einer öffentlichen Versteigerung oder aus der Hand.

Von den verschiedenen Arten der Sclaven.

Es ist aber zu bemerken, daß es Sclaven von verschiedenen Küsten, so wie von verschiedenen Preisen giebt, denen man die zum Unterschied dienende Benennungen von Kormentin, Papa und Luango, als ihren Geburts-Oertern beyleget.

Man behauptet, daß die ersten, die eigenen Sclaven der Fürsten, des Landes, die sie verkaufen, wenn es ihnen so einfällt; die zweyten hingegen, die Ge-

*) Amomum Cardamomum *Linn.*

fangenen, welche die Prinzen von ihren Nachbaren machen, wenn sie Krieg mit ihnen führen; und die dritten, die Missethäter sind, die fast durchgehends den Tod in ihrem Lande verdienet haben, denen die Prinzen das Leben schenken, indem sie ihre Strafe in eine ewige Landesverweisung verwandeln, und sie deshalb dem ersten dem besten verkaufen. Diese sind auch die schlechtesten, und die man sehr ungern in Surinam kaufet; es sey denn, daß sie noch jung sind, weil alsdann noch Hofnung übrig ist, daß sie die ihnen anklebenden Laster noch ablegen werden: Man kauft sie aber immer zwanzig pro Cent wohlfeiler, als die Kormentin und Papas, weil diese treuer und munterer zur Arbeit, als jene zu seyn pflegen.

Vielleicht wird man fragen: woran man diese verschiedene Arten von Negern erkennet, und ob es dem Schifs-Hauptmann nicht möglich seyn sollte, hierunter einen Betrug zu spielen, und einen Luango so theuer, als einen Kormentin, oder Papa zu verkaufen? hierauf antworte ich: man darf sich nicht einbilden, daß diese Völker sich untereinander unbekannt sind. Kaum würde also ein Sclave seyn erhandelt worden, so würde er auch schon durch einen von den andern für dasjenige ausgegeben werden, was er wirklich ist. Hierdurch würde der Verkäufer seinen Kredit verlieren, und Gefahr laufen, daß er seinen Sclaven wieder zurücknehmen müste. Weshalb sie auch jedesmal treulich anzeigen, von welcher Nation die zu verkaufende Sclaven sind. Sie sind hiezu desto geneigter, weil sie wissen, daß manche Käufer, eine Nation der andern vorziehen.

Von dem Sclaven-Kauf in Surinam.

Wenn sie zum Verkauf gestellet werden, läßt man einen nach dem andern auf einen Tisch steigen, wo ein dazu bestellter Wundarzt sie auf das genaueste untersuchet. Wenn er nun versichert, daß derjenige, welcher ausgeboten werden soll, gesund und ohne Fehler ist, bietet ein jeder auf denselben; und sie werden zu drey bis vier hundert, ja bis zu fünfte halb hundert holländische Gulden verkauft, die gewöhnlicher Weise erst drey Wochen nachher bezahlet werden. Der Käufer hat aber nur vier und zwanzig Stunden Zeit, um zu untersuchen, ob der Neger keinen Fehler hat. Findet er dergleichen während dieser Zeit, so ist er berechtiget, ihn dem Schifshauptmann wieder zu geben. Es sey denn, daß er ihn bereits gezeichnet habe, denn in diesem Falle würde er schuldig seyn, ihn zu behalten.

Von der Art die Sclaven zu zeichnen, um sie zu erkennen.

Damit man wisse, was ich unter dem Worte zeichnen verstehe, so ist zu bemerken, daß ein jeder seine Sclaven zeichnet, um sie wieder zu kennen. Dieses geschiehet auf folgende Art. Man läßt ein silbernes Blech verfertigen, auf selbiges werden die zwey Anfangs-Buchstaben, von dem Tauf- und Zunamen des Herrn gelötet. Dieses Blech wird an einem hölzernen Stiel bevestiget, um es halten zu können; hierauf wird es heiß, jedoch nicht glühend gemachet, und auf die Haut gedrücket, die vorher mit Oliven-Oel gerieben worden, und der Abdruck davon bleibet beständig. Manche zeichnen ihre Sclaven auf dem Arm, andere auf der Brust. Ohne diese Vorsicht, würde niemand die ihm zugehörigen erkennen, weil ihrer eine so große Anzal auf der Kolonie ist, wie wir so gleich sehen werden;

um so weniger da dieses Volk in unsern Augen nicht genug kennbare Gesichtszüge hat.

Von der Anzal der Sklaven zu Paramaribo.

Wir wollen nunmehro von ihrer Anzal reden, ohne jedoch die Marron-Negern darunter zu begreifen, mit welchem ich dieses Hauptstück schlüssen werde, die ebenfalls Sklaven, wie die übrigen gewesen; die sich aber aus der Knechtschaft von selbst befreyet haben, und anjetzo eine Art eines besonderen Volkes ausmachen, mit welchem die Kolonie in Unterhandlung zu treten genöthiget worden, und welches in dem Inneren des Landes sich auf fünf und zwanzig tausend Menschen belaufen mag; diejenigen ungerechnet, die sich täglich zu ihnen gesellen.

Wenn man mit der Stadt Paramaribo den Anfang machet, in welcher, wie ich im zweyten Hauptstücke gesaget habe, beynahe achthundert Häuser sind, und wenn man auf jedes Haus zehn Dienstboten eines in das andere rechnet, so wird man finden, daß gegen zwey tausend und etliche hundert weisse Einwohner, acht tausend Sklaven, mit Inbegrif der Kinder, so wohl Mulatten, als Mestischen und Rabugeln vorhanden. Ich könnte hinzusetzen, daß ihrer mehrere wären, ohne zu befürchten, zuviel gesagt zu haben, besonders da ich weis, daß in manchen Häusern zwischen zwanzig und dreyßig Sklaven befindlich sind. Man darf sich also nicht wundern, daß man in diesem Lande so gut bedienet wird; denn es finden sich unter ihnen sehr geschikte Leute, so wohl in Ansehung der Haushaltung, als der Handwerke. Insbesondere sind die Negerinnen so fürtrefliche Köchinnen, vollkommene Nätherinnen in Tuch und Leinenzeug, und so geschikte Mützen- Handschuh- und Strumpfstrickerinnen,

rinnen, daß keine Europäerin ihnen darin gleich kömmt. Es giebt auch unter den Negern sehr geschikte Leute, so wohl was den gewöhnlichen Dienst ihrer Herrn, als auch die Tafel angehet. Diejenigen, welche das Böttcher- Zimmermann und Maurer-Handwerk gelernet haben, geben darin den europäischen Meistern nichts nach, ausgenommen in den zwey leztern, denn sie verstehen die Regeln der Baukunst nicht so gut, als die unsrigen. Dem ohngeachtet wird ein guter Zimmermann von zwey tausend bis zu drittehalb tausend, ein guter Maurer zwey tausend, ein Böttcher und ein Koch achtzehn hundert holländische Gulden geschäzet. Aus diesem Grunde haben nur die Pflanzer dergleichen; und dieses beziehet sich auf dasjenige, was ich in dem vorhergehenden Hauptstück von dem Mangel der Handwerker und der Stadt gesaget habe.

Da ich in die obige Berechnung der Sklaven nur die aus der Stadt gebracht habe, so muß ich jezt auch von denen auf den Pflanzungen reden.

Von der Anzal aller auf der Kolonie befindlichen Sklaven.

Man hat mich im Jahr 1762 versichert, daß auf der ganzen Kolonie vier hundert und fünf und zwanzig Pflanzungen, auf jeder derselben aber wenigstens hundert und achtzig Sklaven vorhanden wären. Ich sage wenigstens, denn auf einigen giebt es deren wohl zwey hundert. Wenn ich indessen auch nur einhundert und achtzig für jede annehme, so beträgt die ganze Anzal derselben dennoch sechs und siebenzig tausend und fünf hundert, welche zu den acht tausend in der Stadt, und den fünf und zwanzig tausend Marron-Negern gerechnet, überhaupt eine Anzal von hundert

und neunzehn tausend und fünfhundert von dieser Nation, gegen ohngefähr viertausend weisse Einwohner ausmachet, diejenigen nicht mitgerechnet, welche durch die Fortpflanzung noch täglich hinzukommen. Ein Glück ist es, daß das Land fruchtbar genug ist, um sie alle zu nähren, und daß die Jagd und der Fischfang auch das ihrige zu dem Ueberfluß, worin dieses Volk lebet, beytragen.

Weil nach den Gesetzen, dasjenige Kind, welches von der väterlichen und mütterlichen Seite in der Sklaverey gebohren worden, auch ein Sklave ist, so gehören auch alle diejenigen, die ich vorher genannt habe, nämlich Mulatten, Mestischen und Rabugel unter diese Anzal. Ich muß sie daher noch näher beschreiben.

Mulatten heissen diejenigen, die von einem Weissen und von einer Negerin, oder von einer Weissen und einem Neger gezeuget werden, wiewohl diese leztere Art von Fortpflanzungen selten, aber doch nicht ohne Beyspiel ist. Die erstere aber ist gewöhnlicher; und man ahmet im geringsten nicht den Karaiben nach.

In diesen beyden Fällen, sind diese Geschöpfe jederzeit sehr gut gebildet, da sie fast in keinem Stücke den Negern ähnlich sehen, und mehr zu der weissen, als schwarzen Art gehören; ihre Farbe aber ist schwarzbraun. Wenige von diesen bleiben Sklaven, besonders wenn sie von Negerinnen gebohren werden, welche dem Vater eigenthümlich zugehören; weil dieser ihnen alsdenn die Freyheit schenken kann, sich auch gemeiniglich ihre Erziehung sehr angelegen seyn lässet. Sie lassen solche Kinder dasjenige Handwerk lernen, wozu am sie meisten Lust haben, und wenn sie im

Stande

Stande sind, ihr Brod zu verdienen, bekümmern sie sich selten mehr um dieselben.

Kein Volk gehet in der Erkenntlichkeit so weit, als dieses, sie scheuen so gar keine Art von Gefahr, um ihrem Wohlthäter das Leben zu retten, ja sie würden selbiges mit Aufopferung ihres eigenen Lebens zu vertheydigen suchen: dabey sind sie sehr eyfrig in Erfüllung der christlichen Religionspflichten, wann sie einmal in derselben unterrichtet worden, und besitzen alle Arten von guten Eigenschaften; sie fassen sehr leicht dasjenige, was man sie lehret, und werden darin geschikter als die Schwarzen. Sie sind stark und kräftig; dabey fleißig, munter und arbeitsam. Sie besitzen eine Lebhaftigkeit und Herzhaftigkeit, die bis zur Verwegenheit gehet.

Der Name Mestische wird denjenigen Kindern beygeleget, die aus dem Umgang eines Negers mit einer Indianerin oder Landes-Eingebohrnen erzeuget werden. Diese Art ist von bräunlicher Farbe, die in das Schwarze fällt, und hat krause und sehr weiche Haare. Gewöhnlicher weise sind sie wohlgebildet, und werden stark und dauerhaft. Ihre Anzal ist nicht groß, und sie sind eben so gelehrig als die Mulatten. Sie werden aber geschikter als diese. Beyläufig muß ich noch anführen, daß es noch eine andere Art Sklaven giebt, welche von einem Weissen und von einer Landesgebohrnen gezeuget werden, die man nur an den Haaren erkennen kann, welche fürtreflich schwarz aussehen. Denn übrigens sind sie den Europäern, so wohl in der Farbe, als in den Gesichtszügen ähnlich.

Von den Kabugeln.

Die lezte Art der Sklaven sind die **Kabugeln**, welche aus dem Beyschlaf eines Negers und einer **Mulattin** entstehen. Diese Art ist etwas dunkeler von Farbe, als die **Mestischen**, und hat statt der Haare eine starke Wolle auf dem Haupte, die feiner als der Negern ihre ist. Ihre Anzal ist ebenfalls nicht sehr groß, und in Ansehung ihrer Fähigkeiten pflegen sie den übrigen obgedachten Sklaven nichts nachzugeben.

Von den Merkmalen welche die neugebohrnen Kinder dieser verschiedenen Arten von Sklaven kenntbar machen.

So weitläuftig ich auch meines Bedünkens in der Beschreibung dieser verschiedenen Arten von Sklaven gewesen bin, so muß ich doch noch anführen, worin das untrügliche Kennzeichen an den neugebohrnen Kindern bestehet, was sie für einen Vater gehabt haben: denn man muß sich nicht vorstellen, daß diese Sklaven, von was für einer Art sie auch sind, diejenige Farbe mit auf die Welt bringen, die sie behalten: keinesweges. Sie werden eben so weiß, als wir gebohren, und verändern ihre Farbe erst einige Tage nachher. Man muß also nur die Geburtsglieder betrachten, die von dem Augenblick an, da sie gebohren werden, diejenige Farbe haben, welche dem Körper in der Folge bleibet, es sey die schwarze, braune oder weisse.

Dieses ist also das Merkwürdigste, was ich in Ansehung der Sklaven, habe sammlen können. Es bleibt mir nur noch übrig von ihrer Wirthschaft zu reden, welches ich für das folgende Hauptstück erspare; um hernach wieder auf die **Marron-Negern** oder die

entlaufene Wald-Negern zu kommen, die ich nicht in dieselbe Klasse habe bringen können, weil sie sich selbst in die Freyheit gesetzet haben, die aber dem ohngeachtet noch immer mit darunter zu rechnen sind, wie solches das Zeichen ihrer Abhängigkeit bezeuget, welches sie nicht auslöschen können.

Von den Marron-Negern.

Den Namen Marrons- oder Wald-Negern leget man denjenigen Sklaven bey, die weggelaufen sind, um entweder nicht zu arbeiten, oder um sich der wohlverdienten Strafe zu entziehen. Viele unter denselben haben so gar ihre Herren oder ihre Aufseher ums Leben gebracht; sie haben also ihr äusserstes gethan, um nicht wieder ertappt zu werden, und es ist ihnen auch gelungen. Ihre Anzal hat sich täglich vermehret, und sie haben Dorfschaften in den Wäldern und in den Gebirgen errichtet, aus denen sie, ehe man Unterhandlungen mit ihnen getroffen, nur des Nachts hervorkamen, um in den benachbarten Pflanzungen Lebensmittel zu rauben. Man hat denenjenigen, die einige von denselben wieder ertappen können, eine Belohnung von funfzehn Gulden für einen jeden gegeben; und eben so viel wird noch jetzo für einen bezalet, wenn einer davon läuft, wie solches noch geschiehet, jedoch nicht so ofte, als ehedem.

Es läßt sich nicht erzälen, was man ausstehen müssen, wann man gesuchet hat, sie entweder auszurotten oder ihrer wieder habhaft zu werden; was die Regierung für vergebene Kosten deshalb angewendet, und wie groß der Verlust gewesen, den man in den verschiedenen mit ihnen geführten Kriegen erlitten hat. Denn erstlich, so bald man sie hat verfolgen wollen, haben sie sich durch Verführung neuer Sklaven gerä-

chet, die sie verleitet, ebenfalls ihre Vorgesezten ums Leben zu bringen; hiernächst haben sie die Wege verdorben und versperret, auf welchen man zu ihnen wiewohl mit vieler Mühe gelangen konnte; denn man kommt durch viele Moräste, wo man bis an den Gürtel im Wasser gehet: wozu noch kommt, daß man ganze Nächte unterm blauen Himmel in fast undurchdringlichen Holzungen hat zubringen müssen, wo man vom Ungezieſer das in diesem Lande fürchterlich und häufig ist, fast umkommen muste: welches alles für einen Europäer fast unerträgliche Ungemächlichkeiten sind. Doch dieses ist noch nicht alles; dann auf die, von ihren ausgestelleten Schildwachen erhaltene Nachrichten kletterten sie auf die Bäume, und schossen von denselben ihre Feinde, ohne bemerkt zu werden, und ohne zu fehlen, Mann für Mann todt. Durch diese Schwierigkeiten abgeschrekt, hat man sich entschlossen mit ihnen in Unterhandlungen zu treten, um grösseres Unglück zu verhüten. Die Friedens-Unterhandlungen wurden im Oktober des Jahres 1759 angefangen, und zu deren Beförderung die nöthigen Geschenke, im Monat September 1760, durch einige Mannschaft von der Besatzung überschicket.

Der Friede wurde also auf der Pflanzung Auka durch sechs Räthe und einen Schreiber, die zu dem Ende von der Regierung abgeschickt waren, und von Seiten der Marrons durch sechszehn ihrer Häupter, von welchen die abgeordneten Räthe, sechs als Geissel bey ihrer Zurückkunft mit sich nahmen, unterzeichnet. Diese sechse begaben sich nach kurzem Aufenthalt zu Paramaribo wieder zu ihren Landesleuten mit dem Versprechen, daß sie nach Verlauf einiger Wochen mit ihren Weibern und Kindern wieder kommen

men wollten, um sich in der Stadt niederzulassen, und daß sie mit ihrem Leben für die Dauer des geschlossenen Friedens stehen wollten.

Den **Marrons** gab man die Versicherung, daß sie nicht weiter beunruhigt werden sollten; und erlaubte ihnen sich niederzulassen wo es ihnen belieben würde. Dahingegen versprachen sie ihre Anzal nicht zu vermehren, sondern die Ueberläufer, die sich zu ihnen schlagen wollten, gegen eine gewisse Belohnung für jeden Kopf, auszuliefern: wiewohl sie dieses Gesez nicht nach der Strenge beobachten; indessen unterwarfen sie sich doch und haben demselben so ziemlich nachgelebet. Ausserdem machten sie sich anheischig, der Kolonie zu Kriegeszeiten und sonst Beystand zu leisten. Auch ist ihnen erlaubet worden, mit den Weissen zu handeln, und sie machen nunmehro eine besondere Nation aus, mit welcher man im Frieden lebet *).

Anhang.

*) Seit dem der Herr Fermin dieses geschrieben hat, haben sich die Umstände mit diesen **Marron-Negern** geändert. Eine Nachricht von den Empörungen der Sklaven in den holländischen Kolonien, besonders von der lezten, die im Jahre 1772 vorgefallen ist, und der glücklichen Eroberung des Dorfes **Misalasi**, wo die Aufrührer ihren Aufenthalt hatten, ist im 3ten Stücke des encyclopädischen **Journals** vom Jahre 1774 befindlich. Wir wollen selbige unsern geehrtesten Lesern als einen Anhang zu diesem Werke ihrem ganzen Inhalt nach mittheilen.

Anhang.

Nachricht von den Empörungen der Sclaven in den holländischen Colonien, besonders von der letzten, die im Jahr 1772. vorgefallen ist, und der glücklichen Eroberung des Dorfes Misalasi, wo die gefährlichsten Aufrührer ihren Aufenthalt hatten.

Es ist bekannt, daß die Colonien der Holländer in America an verschiedenen großen Flüssen liegen, wovon die fürnehmsten sind: Surinam, Kommewine, Kottica, Sarameca, Korentyn, Essequebo, und Berbice. Surinam, der gröste von allen diesen Flüssen, giebt der ganzen Colonie seinen Namen, welche die Seeländer im Jahr 1667, anzulegen anfiengen, nachdem sie die Engeländer, welche damals Meister davon waren, daraus vertrieben hatten. Sie wurden durch die Verträge, die im Jahr 1667 zu Breda, und im Jahr 1674, zu Westmünster geschlossen wurden, in dem Besitz derselben bestätiget. Die Seeländer, welche diesen Strich Landes eingenommen hatten, wolten sich lange Zeit den Besitz desselben alleine anmassen: allein die General-Staaten und besonders die Staaten von Holland wandten hiergegen ein, daß, da die Eroberung auf Kosten der Generalität, und durch ihre Schiffe geschehen, es auch billig sey, daß die Schiffarth nach dieser Colonie allen Unterthanen der Republick ohne Unterschied freystehe. Dieser Streit, dessen Beschreibung zu unsrer Absicht nicht gehört, währete einige

Zeit, bis die Staaten von Seeland im Jahr 1682, ihr Eigenthumsrecht an der Colonie, mit allem, was dazu gehört, oder davon abhängt, der westindischen Gesellschaft abtraten, die Oberherrschaft, oder das Dominium eminens behielten die General-Staaten.

Wir wollen uns in keine ausführliche Erzählung der verschiedenen Veränderungen einlassen, die in diesen Colonien vorgefallen sind, und oftmals die Veränderung des Eigenthümers verursacht haben, sondern einen Augenblick bey den Einwohnern stehen bleiben. Diese kann man in Colonisten, Eingebohrne, entlaufene Waldneger, und Negersclaven eintheilen. Die Pflanzer oder Colonisten sind fast alle Europäer, und bewohnen die Städte, Flecken und Dörfer, die an den oben genannten Flüssen liegen; als Paramaribo am Surinam, Demerary, Essequebo und andre mehr, an den Flüssen, die diese Namen führen. Ausser diesen haben sie auch ihre Landgüter oder Plantagen, welche an verschiedenen Orten zerstreut, mehrentheils an kleinen Flüssen oder Bächen liegen. Sie sind in dem Lande unter dem Geschlechtsnamen Kreek, bekannt, dem noch ein anderer zum Unterschied beygefüget wird, als: Tempati-Kreek, Peters-Kreek, Compagnie-Kreek, rc.

Zucker, Tabak, Koffee, Indigo, Katun und Cacao sind die ansehnlichste Produkte. Zu der Arbeit in den Plantagen werden Negersclaven gebraucht, welche fast alle von den Küsten von Guinea in Afrika kommen, wo ein jeder sie kaufen kann. Denn nach dem Jahr 1730 ist das Ausführen der Negern einem jeden, jedoch unter gewissen Einschränkungen, erlaubt, wovon dieses eine ist, daß dieser Handel nur längst den Küsten von Africa, die sich von dem Cap Apollo-

nia bis an Rio de la Volta erstrecken, getrieben werden kann; indem die westindische Gesellschaft bis zum Jahr 1730 das ausschliessende Recht behalten hatte, die Sclaven auf ihren Schiffen nach Surinam zu bringen. Ausser den Negern hat man auch daselbst noch einige Indianer von den Flüssen Oronoque, und der Amazonen, die unter dem Namen der rothen Sclaven bekannt sind, und wegen ihrer geringern Stärke fast allein zur Arbeit im Hause gebraucht werden. Endlich hat man auch da die Kreolen, die in der Colonie von sclavischen Eltern gezeuget sind. Diese werden wegen ihrer Treue gegen ihre Herren am meisten geachtet. Uebrigens werden alle Neger in gewisse Classen eingetheilt, die wieder von den verschiedenen Theilen von Africa, und andren Arten, wo sie gekauft werden, ihre Zunamen bekommen. Es giebt, z. B. Sklaven von Ardras; von Dongo; von Nago; malegische Sklaven; Neger von Aqueras; von Jebu; von Guiamba; von Jaquin; von Delmina; von Loango, 2c. welche alle durch eingeschnittene Zeichen an gewissen Theilen des Leibes unterschieden sind. Alle diese Sklaven werden mehr oder weniger geachtet, nach der verschiedenen Beschaffenheit ihrer Gemüthsart, ihrer körperlichen Eigenschaften, und ihrer Tüchtigkeit zu denen Diensten, die von ihnen gefordert werden.

Wir wollen nicht untersuchen, ob es erlaubt sey, Sklaven zu kaufen und zu gebrauchen. Das aber ist wenigstens gewiß, daß, wenn der gegenwärtige Zustand der Dinge das Daseyn der Sklaven nothwendig macht, wir durch die Gesetze der Menschenliebe verbunden sind, unsre Macht über dieselbe nicht zu misbrauchen, sondern diese Elende so glücklich zu machen, als es ihr Zustand erlaubet.

Nur

Nur eine harte und grausame Behandlung der Sklaven ist tadelnswürdig; und es wäre zu wünschen, daß gute Gesetze gemacht und gehandhabet würden, um den Ausschweifungen in dieser Absicht vorzukommen.

Man klaget, daß diejenigen, welche in den Plantagen der holländischen Colonien die Herrschaft führen, die Sklaven mishandeln. Man darf nicht zweiflen, daß dieses überhaupt wahr ist. Ein jeder, der Gewalt in Händen hat, ist geneigt, sie zu misbrauchen. Fürsten, Staatsbediente, Oberhäupter von Gesellschaften, es mögen seyn, welche es wollen, sind alle mehr oder weniger dazu geneigt. Der Mensch sieht selten darauf, wie weit sein Recht geht, und läßt sich nicht einschränken, als durch die Grenzen seiner Macht. Man muß sich daher nicht verwundern, daß in den Colonien Beherrscher gefunden werden, die durch ihre Grausamkeit Menschen gegen sich aufbringen, welche, ob sie gleich Sklaven sind, dennoch begreifen, daß sie Menschen sind, und merken, daß sie um ihrer Niedrigkeit willen von ihren Beherrschern wenig geachtet werden. Man hat mehr Ursache, sich zu verwundern, daß keine schickliche Mittel angewandt werden, diesem Uebel zu begegnen, welches man eher von Anfang verhüten, als zu verbessern trachten müßte. Ausser dem Mangel der Gesetze in diesem Stücke, wirft man den Holländern auch vor, daß sie zu sorglos sind, durch die gehörigen Mittel die öffentliche Ruhe zu versichern, und ihre Besitzungen in Vertheidigungsstand zu setzen.

Dem sey wie ihm wolle, seit der Errichtung der surinamischen Colonie sind wenig Jahre verflossen, die nicht durch, Empörung der Sklaven, Verwüstung

verschiedener Plantagen und Ermordung der Eigenthümer, und vieler andrer Weißen merkwürdig gewesen wären. Hieraus entstunden verschiedene kleine Kriege zwischen den Colonisten und den entlaufenen Sklaven, wodurch das Uebel bisweilen aufgehalten, aber niemals bis auf die Wurzel ausgerottet ist.

Wenn man nur den historischen Theil dieser mannigfaltigen Empörungen mit einem flüchtigen Blicke betrachtet, so sieht man leicht, wie weit die Verzweiflung und die Liebe zur Freiheit die Menschen bringen können, und wie vergeblich man sich bis dahin bemühet hat, die unglücklichen Schlachtopfer unsres Geizes gänzlich unter das Joch zu bringen.

Eine von den Ursachen der mannigfaltigen Empörungen der Sklaven ist diese, daß es ihnen so leicht ist, sich zu den Ueberläufern, oder Waldnegern zu begeben, welche längs der ganzen Küste von Südamerica unzugängliche Wälder bewohnen. Diese Waldneger, die auch unter dem Namen der **Maronneger** bekannt sind, entflohen zu der Zeit, als die Engeländer die Colonie im Besitz hatten, begaben sich in die Wälder, und stifteten daselbst eine Art von Republik, welche noch bis auf den heutigen Tag besteht, und durch die Flucht andrer Sklaven, die sich dahin begeben, um derselbigen Freiheit zu geniessen, noch täglich anwächst.

Es kann seyn, daß die Unvorsichtigkeit und das schlechte Betragen der Colonisten zu den Empörungen der Sklaven und den Unternehmungen der Waldneger auf die Colonien vieles beygetragen hat: jedoch wäre es ungerecht, wenn man diesem allezeit die Schuld beymessen wollte. Seit dem Jahr 1701. hatte man Ursache, sich über die Grausamkeit der

Schwar-

Schwarzen zu beklagen. Im Jahr 1713, und einigen folgenden Jahren bedroheten sie einige Eigenthümer mit dem äussersten Elend, verwüsteten ihre Plantagen, und nahmen alles mit sich, was wegzubringen war. Während der Regierung des Herrn Temminck, welcher vom Jahr 1721. bis 1727. die Colonie beherrschte, haben eben dieselben Schwarzen zu Kommewine die Plantagen des Herrn Ridderback verheeret, und nachdem sie die grösten Ausschweifungen begangen, auch die Sklaven und alle andre bewegliche Güter in die Wälder geschleppet. Und nun machten sie sich fertig, wichtigere Auftritte zu wagen, denn man vernahm, daß verschiedne Sklaven, ohne Zweifel auf Verlangen der Waldneger, eine Art von Geldsammlung anstelleten, um Pulver und Bley zu kaufen. Einige dieser Unvorsichtigen wurden bestraft. Dieses bewog die andren zur Verstellung, und sich einige Zeit ruhig zu verhalten; bis sie endlich, nachdem sie, durch die Verwüstung verschiedner Plantagen zu Para, Tempate und Reninika, wo sie viele Weiße und auch Sklaven umbrachten, ihre Kräfte versucht hatten, so verwegen wurden, im Jahr 1730. die Plantage Berg und Thal, die dem Gouverneur C. E. de Cheuses gehörte, anzufallen. Ohngefehr 40 dieser herumschwärmenden Waldneger nahmen die Zeit in Acht, da die Sklaven das Zuckerrohr nach den Mühlen brachten, und ihre Aexte im Felde gelassen hatten. Sie bemächtigten sich derselben, wie auch der Flinte, die der commandirende Sklavenoffizier niedergelegt hatte, und griffen die unbewafneten Sklaven bey ihrer Zurückkunft an. Diese wurden, ohngeachtet ihrer größern Anzahl, zum Weichen gebracht; sie wehrten sich indeß so gut sie konnten, und nur mit einigem Verluste konnten sich

die Waldneger in ihre unwegsame Gebüsche zurücke ziehen, und sich freuen, der völligen Rache der Weißen entgangen zu seyn, die schon anfiengen, mit so vielen bewafneten Sklaven, als sie zusammen bringen konnten, ihnen nachzusetzen.

Dieser Einfall war die Losung zu dem beständigen Kriege, den man seit der Zeit, mit abwechselndem Glücke, und untermischtem Frieden mit den Waldnegern geführet hat. Dieser erste Krieg währte verschiedene Jahre, und hatte keine andre Wirkung, als daß die Meuchelmörder, die dadurch zum Kriege abgerichtet wurden, stolzer und unternehmender gemacht, und den Sklaven selbst Mittel verschaffet wurden, sich öfter und sicherer an ihren Herren zu rächen; ja endlich musten die Kolonisten sich gefallen lassen, mit den entlaufenen Sklaven einen Friedensvertrag zu machen. Vielleicht war dieses unumgänglich nöthig; allein die Wilden musten dadurch aufgeblasen werden, da sie sich von ihren vorigen Gebietern als ihres gleichen behandelt sahen, und natürlicher Weise auf die Gedanken gerathen, mehr zu seyn, als die, die um Frieden bitten musten.

Ohngefähr im Jahr 1749 schlug der Gouverneur **Mauritius** ein andres Mittel, als das einzige, vor, dieser beschwerlichen Gäste auf immer los zu werden. Man hatte seit 1730 befunden, daß alle diese kleinen Kriege, so vortheilhaft der Ausgang auch gewesen seyn mogte, unsägliche Geldsummen gekostet und wenig Nutzen gestiftet hatten. Es war immer schwer, die Neger in ihren Wäldern anzugreifen; die Züge waren langwierig und gefährlich; und überdas muste man immer wieder von neuen anfangen. Wenn sich auch die Feinde eine Zeitlang nicht sehen liessen, so kamen

men sie doch bald wieder mit größrer Wuth und Stärke zum Vorschein, machten sich die Sicherheit der Kolonisten zu Nutze, und rächeten sich jederzeit mit Wucher wegen des erlittenen Schadens, oder wegen der grausamen Strafen, die an einigen von ihnen ohne Barmherzigkeit waren vollzogen worden. Und in der That, wenn man betrachtet, wie die Regierung der Kolonie mit verschiedenen dieser Unglücklichen, die ihr in die Hände fielen, verfahren hat, so sieht man sich gewisser maßen gezwungen, die **Marron-Neger**, wenigstens einen Theil derselben, zu entschuldigen, daß sie eine so hartnäckige Begierde bezeigten, die unerhörte Grausamkeiten, die an ihren Brüdern begangen waren, zu rächen.

Wir wollen hier von denen Unmenschlichkeiten nicht reden, die die Wuth des Krieges und die Hitze des Gefechts zu rechtfertigen scheinen; allein, wer könnte ohne Abscheu die Geschichte jener Grausamkeiten lesen, die unter dem Siegel des Gerichts, unter dem Vorwande der Nothwendigkeit, die Barbaren zu bestrafen, begangen sind? Im Jahr 1730 wurde von dem Gerichte dieser Kolonie über eilf dieser Unglückseligen, worunter acht Weiber waren, ein Urtheil gesprochen und ausgeführet, welches allein im Stande war, den übrigen, nicht so wohl einen Schrecken einzujagen, als vielmehr einen ewigen Haß und einen solchen Durst nach Rache in ihnen zu erwecken, der nicht anders, als mit ganzen Strömen von dem Blut desjenigen Volkes konnte gestillet werden, welches seine Weisheit in der Erfindung solcher Strafen zeigte, die, wenn man so reden darf, den Tod dessen, der sie ausstehet, vermannigfaltigen. „Einer von ihnen „wurde verurtheilt, an einen eisernen Haken, der in

„ seine Seite eingeschlagen wurde, lebendig an einen
„ Galgen gehenkt zu werden, um so einen langsamen
„ und erschrecklichen Tod zu erwarten. Zween an-
„ dre wurden lebendig, aber mit einem langsamen
„ Feuer verbrannt, und ihr Fleisch indessen mit glü-
„ henden Zangen abgerissen.“

Von gewöhnlichern Todesstrafen, die vielleicht weniger grausam waren, wollen wir nicht einmal reden: aber wessen Herz zerschmelzt nicht von wehmüthigem Mitleiden bey dem blossen Gedanken solcher abscheulichen Bestrafungen armer Sklaven, die freylich zwar Sklaven, aber doch Menschen sind, denen selbst die Dienstbarkeit den Titel unsrer Brüder nicht rauben kann? Und wenn wir die Kolonisten fragen, was diese Grausamkeiten für Nutzen gestiftet haben, so wird die Geschichte des Ausganges selbst für uns antworten; denn selbst die Verträge die sie endlich mit den Wilden zu schlüssen genöthiget waren, sprechen zum Vortheil der lezten, und rathen den ersten mehr Sanftmuth an.

In der That wurden die Neger hinter Auka in dem Vertrage, welchen die Kolonisten im Jahr 1749 mit ihnen machten, wie ein freyes und unabhängiges Volk behandelt, und ihnen fast alle ihre Forderungen zugestanden; und die Neger behandelten die Bevollmächtigten, die in dieser Absicht zu ihnen gesandt wurden, nicht so wohl als Gesandten eines freyen Volks, welches Gesetze zu geben sucht, sondern vielmehr als Geissel einer überwundenen Nation.

Sollte man hier nicht billig fragen, ob es mit der Würde eines Volks, welches sich die Vorrechte der Oberherrschaft anmaßet, bestehen könne, daß es sich mit

mit Leuten in Unterhandlungen einläßt, welche nach seinen Begriffen nur eine Bande herumschwärmender Banditen ausmachen, und nur durch Raubsucht getrieben werden? Diese Frage wäre leicht zu beantworten, und der Ausgang hat es allezeit gewiesen, daß die Neger mit allen diesen Verträgen den Spott treiben, so oft sie, durch Gelegenheit und Umstände begünstigt, es ungestraft thun können. Es war also kein ander Mittel übrig, ihrer los zu werden, und sich vor ihren Unternehmungen in Sicherheit zu stellen, als daß man ihre elende Wohnungen, ihre wankende Hütten zu verwüsten suchte. Die Erfahrung von verschiedenen Jahren hat oft, aber fruchtlos gelehret, daß die Weissen allein solchen Unternehmungen nicht gewachsen waren. Sie waren zu solchen langen und beschwerlichen Zügen und grossen Strapazen allzuschwach, und wurden unterwegens von Elend und Krankheit aufgerieben; überdies wußten sie die Wege und Zugänge zu dem Aufenthalte ihrer Feinde nicht, und musten Wegweiser mitnehmen, die selten die gute Absicht hatten, ihnen den rechten Weg zu zeigen.

Der letzte Aufstand der Sklaven, der fast zu gleicher Zeit in verschiednen Plantagen, zu Demerary, Essequebo, Kottika, Pinka in der Mottekreek, und Kommewine, entstund, ist einer der gefährlichsten, womit die Colonie vielleicht jemals bedrohet gewesen ist. Die aufrührischen Sklaven vereinigten sich mit den Maron-Negern, begiengen an den gemeldten Orten die größten Ausschweifungen in den Plantagen, ermordeten die meisten Weißen, verbrannten die Gebäude, und führten die Sklaven mit sich hinweg. Diese Empörung ist, ausser den gewöhnlichen Ursachen, noch durch einige besondere Umstände veranlasset worden. Man sagt unter andern,

daß sie aus dem Misvergnügen der Sklaven über die plötzliche Veränderung ihrer Herrschaften entstanden sey. Man weiß, daß seit kurzer Zeit viele Plantagen sind verkauft worden. Dadurch waren verschiedene Plantagen aus den Händen wohlhabender Besitzer in die Hände solcher Käufer gerathen, die schon durch die schwere Zinsen, die sie für aufgenommene erstaunliche Geldsummen bezahlen mußten, mit Schulden überhäuft waren Diese erzeigten ihren Sklaven, die schon über die Veränderung der Herrschaft misvergnügt waren, keine Freundlichkeit, und verschaften ihnen keine Erleichterung, woran diese Unglückliche doch gewohnt waren, sondern forderten so viele Arbeiten von ihnen, die ihre Kräften, und folglich ihre Verbindlichkeiten überstiegen. Die Begierde, ihren wankenden Credit zu unterstützen, bewog die Besitzer zu diesen Grausamkeiten; weil aber die Sklaven durch unmöglich gewordene Arbeiten die geitzigen Absichten ihrer ungerechten Gebieter nicht erfüllen konnten, so sind sie endlich aufgestanden, um sich solchen grausamen Behandlungen zu entziehen. Ein besondrer Brief von Demerary, bestätiget dieses zum Theil. In demselben wird berichtet, „ daß ein gewisser Collard, dessen Sachen am Abnehmen waren, und „ dessen Plantage gerichtlich verkauft worden war, „ zum Theil an den Empörungen Schuld gewesen, „ die diese Colonie so sehr beunruhiget haben: weil er „ durch diese vermeinte Beleidigung aufgebracht, und „ von einem wüthenden Zorn hingerissen, die Neger „ wider den Käufer der Plantage, Namens Hooft, „ aufgewiegelt.“ Dieser Funke war auf dem Punkt, die Colonie Essequebo und Demerary in lichte Flammen zu setzen, und war gleichsam die Losung zu einem allgemeinen Aufstande.

Dieselbe Ursachen hätten leicht auf Surinam dieselbe Wirkungen haben können, und man hatte Ursache, alles zu befürchten. Wir haben oben erzählt, daß die entlaufenen Sklaven, nebst den Maron-Negern die Plantagen mit Raub, Mord und Brand erfüllet, und die Sklaven mit sich davon geführet haben. Mit diesen flohen sie auf eine unzugängliche Insel, die in einem großen Morast liegt, zwischen dem Fluß Collica und dem Marowyne, worauf sie ihr Dorf haben. Dahin gelangten sie vermittelst leichter Fahrzeuge von ausgehauenen Bäumen, womit sie über den Morast setzen konnten, ohngeachtet derselbe mit Schilf, Gesträuch und selbst hin und wieder mit kleinen Anhöhen besetzt war, die kaum mit dem Wasser gleich sind, welches zur Regenszeit über eine Mannshöhe, und in trockner Zeit halb so tief ist. Doch an den meisten Orten ist der Grund so seichte, daß man oft durch die erste Kruste des Schlamms ohne Rettung hineinfällt und wegsinkt. Ueberdiß hatten sie ihr Dorf überall, wo sie einige Möglichkeit, daß ihm beyzukommen wäre, befürchteten, mit dicken Pallisaden von Mannslänge umgeben, die mit Schießlöchern versehen und mit Schifstücken und Doppelhacken besetzt, die sie auf den Plantagen und von unsren Detaschements erhaschet haben. Auch hatten sie einen großen Vorrath an Pulver und Bley, einige hundert Flinten und Säbel und andren Kriegsvorrath. Es war also unmöglich, sie mit Soldaten anzugreifen, besonders, da man, um an diesen Ort zu gelangen, vorher noch über andre Swampen oder Moräste setzen mußte, die sie besetzt hielten: so daß unsre Truppen, deren Mund- und Kriegsvorrath auf dem Kopf mußte getragen werden, wenn sie sich nun mitten in dem Morast befanden, und auf die Höhe kamen,

men, wo die Feinde sich hinter die Bäume gestellet hatten, dergestalt empfangen wurden, daß die Träger allen Vorrath von sich warfen, und die Bedeckung, die wehrlos bis an den Hals im Wasser und Schlamm gieng, sich zurück ziehen mußte, wodurch viel Pulver und andre Nothwendigkeiten in die Hände dieses Gesindels gefallen sind.

Hieraus kann man schliessen, wie gefährlich die Umstände der Colonie seyn mußten. Das Weglaufen der Sklaven von den Plantagen nahm täglich zu; an verschiednen Orten befanden sich solche Nester zusammengelaufner Sklaven, die aber nicht so mächtig, auch nicht mit Kriegsnothwendigkeiten versehen waren. Selbst diejenige, die vorhin durch Friedensverträge waren befriediget worden, wurden aufs neue misvergnügt, und forderten unaufhörlich größere Geschenke, als ihnen jährlich zugestanden waren, besonders Pulver und Bley.

Zwölfhundert Mann Truppen, die in der Colonie waren, konnten nur wenig Nutzen versprechen, nicht allein wegen der Unzugänglichkeit des feindlichen Aufenthaltes, und der unbeschreiblichen Mühseligkeiten, denen die Weissen in den Morästen und Wäldern ausgesetzt waren, wo alles auf den Köpfen mußte getragen werden; sondern auch weil die Krankheiten so plötzlich überhand nahmen, daß die Gesunden nicht stark genug waren, die Kranken wegzutragen, welche man nirgend zu lassen wußte. Die Anzahl der Gesunden war sehr klein, Krankheiten und Sterben allezeit sehr stark unter ihnen, so daß die Gesunden kaum im Stande waren, auf den Festungen, als Posten, die man nothwendig besetzt halten mußte, zu dienen. Denn diese waren das einzige Mittel, die Sklaven

noch

noch einiger maßen im Zaum zu halten, und das fernere Weglaufen zu verhindern, da auf jeder Plantage, welche zwey bis dreyhundert Sklaven hat, selten mehr als ein oder zwey Weisse sind, nemlich ein Directeur und ein Negerofficier. Würde man nun von der Besatzung 80 bis 100 Mann, die allezeit die gesundesten und Besten seyn mußten, wegnehmen, um sie gegen die entlaufene Neger zu gebrauchen, so würde der Ueberrest zu klein und zu schwach seyn, um im Fall eines Angrifs den Ort zu vertheidigen.

In dieser dringenden Noth, da der Untergang der ganzen Colonie unvermeidlich zu werden schien, berief der Gouverneur, der Herr General Jan Nepven, den Rath oftmals zusammen, um zu überlegen, was bey solchen unglücklichen Umständen zu thun sey, um eine so kostbare und dem Vaterlande so schätzbare Colonie, auf welche, ausser den beträchtlichen Vortheilen, die sie beständig abwirft, die Eingesessenen des Staats wohl 40. bis 50. Millionen Gulden vorgeschossen haben, vom völligen Untergange zu retten. Allein guter Rath war theuer, da es an Macht und Mitteln fehlte, die Aufrührer zu bändigen und die Sklaven im Zaum zu halten. Sollte man wieder Friede mit ihnen machen? Dieses Mittel wurde vorgeschlagen, aber sehr gefährlich befunden; zumal, da man von den Partheyen, womit man schon Friede gemacht hatte, so viel ausstehen mußte. Und war es nicht höchst gefährlich, solche Exempel zu vervielfältigen, da die Entlaufenen, nach vielen begangenen Ausschweifungen, in Frieden aufgenommen, und jährlich mit allerhand Nothwendigkeiten, ja so gar mit Pulver und anderem Kriegsvorrath versehen worden? Mußte man nicht besorgen, daß dadurch andre Partheyen

(deren

(deren schon itzt wiederum wenigstens 4. bekannt sind) würden aufgemuntert werden, durch Ueberrumpelung der Plantagen, Morden, Brennen und Plündern, dieselbige Absicht zu erreichen? Und wie bald würden nicht die vornehmsten Plantage-Sklaven sich mit solchen vereinigen, um gleichfalls ihr Glück zu versuchen. Hätte man noch hoffen können, daß es dabey bleiben würde, so wäre wenigstens die Gefahr für eine Zeitlang abgewendet gewesen. Doch da man nicht hoffen durfte, daß das Weglaufen der Sklaven von den Plantagen jemals ein Ende nehmen würde, so war, wenn dieselbigen Ursachen jederzeit dieselbigen Wirkungen haben sollten, endlich der völlige Untergang der Colonie unfehlbar zu besorgen.

Man sahe leicht ein, daß die Neger selbst am geschicktesten wären, wider ihre Brüder zu streiten, weil sie gleiche Geschicklichkeit besaßen, die Schwierigkeiten in den Wäldern zu überwinden. So gefährlich es nun auch scheinen mogte, den Sklaven die Waffen in die Hände zu geben, so mußte doch das Mittel, einer gewissen Anzahl der besten und vertrautesten Sklaven die Freyheit zu schenken, (welches der Gouverneur Mauritius schon zu seiner Zeit vorgeschlagen hatte, aber nicht ausführen durfte) wieder hervorgesucht werden. Die alten Einwürfe wurden wieder vorgebracht, z. B. die Schwierigkeit, wie so viele getreue Sklaven zu bekommen, frey zu machen, und in Bewegung zu setzen wären? — Wie man sie von ihren Weibern, Kindern und Familien trennen könne? — Die Eifersucht der übrigen — Die Furcht vor dem Misbrauche einer solchen Freyheit nach ihrer Zurückkunft, und der unvermeidliche Argwohn der Eigenthümer, und dergleichen Dinge mehr. Jedoch die dringende

Noth

Noth und eine moralische Gewißheit, daß das beständige Friedenmachen, (welches man vorhin allzeit diesem Plan vorgezogen hatte) endlich den gewissen Untergang befördern würde, überwogen alle andre Betrachtungen. Der Entschluß wurde gefaßt. Die hierzu Bevollmächtigten statteten Bericht ab, daß sie 150. Sklaven mit aller möglichen Vorsichtigkeit ausgesucht, welches die Eigenthümer bewilliget hatten. Der Gouverneur verfügte sich mit dem ganzen Rath nach der Vestung Neu-Amsterdam. Daselbst wurde den ausgesuchten Sklaven die Sache vorgestellt, und ein jeder befragt, ob er hierzu willig sey, und Herz genug habe? Die meisten, nur wenige ausgenommen, nahmen es mit großer Freude an, und wurden von drey Räthen von der Justiz, als geschworenen Taxatoren geschäzt. Nachdem ein jeder nebst Vorstellung seiner Pflichten einen auf seinen Namen gestellten Freyheitsbrief bekommen hatte, und ihnen der Inhalt ihrer Capitulation im Neger-Englischen vorgelesen war, wurden sie erst nach Cottica auf den Posten Landes-Wohlfahrt gebracht, daselbst gemustert, und den folgenden Tag auf die Höhe von Commotibo geschickt, um von dannen das Dorf aufzusuchen, und, wenn es möglich wäre, anzugreifen und zu erobern. Mitlerweile hatten einige Truppen, schon seit 3. Monaten vor dem Dorfe, auf dieser Seite des Morastes, auf der Höhe, ein Lager bezogen, und sich bemühet, ein Baobecot, oder eine Brücke über den Morast zu schlagen, die sie schon bis auf einen Flintenschuß weit von demselben gebracht hatten, wo auch täglich mit den Entlaufenen Scharmützel vorfielen. Die Freygemachten (die gleich, wie bey den Römern, in einem ähnlichen Falle, Freywillige genannt wurden,) vertheilten sich in verschiedne

Par-

Partheyen von zwölf Mann, deren jede einen Anführer hatte, und versuchten in der Nacht, durch den Morast zu waten. Es war eben in der Regenzeit, und sie fanden so viel Wasser, daß sie sich mit Schwimmen helfen mußten. Jedoch eine von diesen Partheyen, welche ein gewisser Neger von der Plantage Langmuth, Namens Vigilant, anführte, der in den vorigen Unternehmungen als Lastträger gedienet hatte, und verwundet worden war, schwamm im Dunkeln fort, und gelangte bis zu dem Dorfe. Hier wurden sie zuerst von den Feinden bemerkt, und weil sie ihr Gewehr wegen der Nässe nicht gebrauchen konnten, umringet und gefangen, und da sie sich weigerten, sich mit den Entlaufenen zu vereinigen, wurden ihnen allen die Köpfe abgeschlagen, und andren zum Schrecken da liegen gelassen. Die übrigen Freywilligen nahmen ihren Weg gegen das Lager zu, wo sie unsre Truppen anzutreffen meinten; allein sie fanden nichts als Neger daselbst, die beschäftiget waren, die Gebäude des Lagers, und die über den Morast geschlagene Brücke abzubrechen. Als sie nun hieraus sahen, daß das Lager aufgebrochen war, überfielen sie die Arbeitenden, jagten sie in die Flucht, und schlugen fünf von ihren Fahrzeugen in Stücken; doch mußten sie, als die Entlaufenen ihre Schiffstücke und Doppelhacken auf sie spielen liessen, die Flucht ergreifen, nachdem sie in 24 Stunden nichts zu essen gehabt hatten, welches sie im Lager zu finden hoften: auch war ihr Pulver mehrentheils unbrauchbar geworden. Die Ursache, daß das Lager aufgebrochen war, war der Mangel an Mund- und Kriegsvorrath, welchen die Träger in dem ersten Morast, wie oben erzählt ist, von sich werfen mußten. Dem Officier, der die Bedeckung commandiret hatte, wurde deswegen

wegen gleich der Prozeß gemacht, weil er sich ohne genugsame Vorsicht mit den Trägern in den Morast gewagt hatte. Indessen fielen die Schwarzen wieder über die Plantagen her, raubten und verbrannten, und führten die Sklaven mit sich davon, die dem Scheine nach gezwungen, in der That aber freywillig mit ihnen giengen, denn sie hätten Gelegenheit genug gehabt, zu entwischen. Da nun der Rath den guten Willen und die Treue der Freygelassenen sahe, wurde beschlossen, diesen Trupp bis auf 300. Mann zu verstärken, und diese haben, als die Regenzeit vorbey, und in dem Morast weniger Wasser war, mit einer Bedeckung von 80. Soldaten und einem Hauptmanne, welche den nöthigen Vorrath bey sich führten, und den Freywilligen zur Unterstützung dienten, den Zug unternommen. Vorher aber wurde der Lieutenant Frederici mit dreyßig Mann und einigen Freywilligen abgeschickt, die Warbacuba-Kreck auszukundschaften. Ob dieser nun schon bey seiner Ankunft von den hinter den Bäumen stehenden Schwarzen mit Flintenschüssen empfangen wurde, so landete er doch unter einem beständigen Feuer, brachte sie in die Flucht, und kam mit dem Kopf ihres gebliebenen Oberhaupts zurück. Indessen kamen die meisten von den Sklaven, die zuletzt, freywillig oder gezwungen mitgegangen waren, wieder zurück, weil sie bey den Ausreissern ihren Unterhalt nicht fanden, und berichteten, daß der Hunger eine große Verwüstung unter ihnen anrichte.

Endlich erhielte man die angenehme Nachricht, daß die Freygelassenen unter der Anführung des Lieutenants Frederici und ihres eigenen Anführers Mangolt, das Dorf völlig erobert hätten.

Sie wurden anfänglich zwar durch ein starkes Feuer aus den Stücken, Doppelhacken und Flinten der Rebellen zum Weichen gebracht; doch am 20ten September vor Anbruch des Tages gelangten sie über den Morast auf die Insel, trieben die Schwarzen nach einem hartnäckigen Widerstand in die Flucht, drungen zugleich mit ihnen in ihre Pallisaden ein, und vertilgten alle ihre Wohnungen. Bey dieser Eroberung sind verschiedne dieser Unglücklichen getödtet, und ohngefehr Sechzig gefangen worden. Die übrigen sind durch die Moräste entflohen, und haben sich in den Wäldern verborgen, wo sie allem Vermuthen nach von Elend vergehen müssen. Da nun das gefährlichste Nest zerstöret ist, hoffet man mit den übrigen, die nicht so viel zu bedeuten haben, bald fertig zu werden.

Die Anstalten der Generalstaaten werden ohne Zweifel das meiste beytragen, den Frieden und die Sicherheit der Colonisten herzustellen. So bald die Regierung und die Einwohner von Surinam ihre Hochmögenden um Hülfe anfleheten, beschlossen sie, ein Bataillon Seetruppen nach der Colonie zu senden, welches auch würklich unter dem Befehl des Colonels L. G. Fourgeod, (Colonel Lieutenants des ersten Bataillons von dem Seeregiment des Colonels Douglas) abgereiset ist. Man glaubt so gar, daß die Generalstaaten beständig in den Colonien Kriegsvolk halten, und alles auf einen solchen Fuß setzen werden, daß die Maron-Neger gezwungen seyn werden, ruhig in ihren Wäldern zu bleiben, und die übrigen Sklaven in Furcht, und die ganze Colonie in Ordnung und Ruhe erhalten werde.

Dieses Mittel wird das kräftigste seyn, weil es doch ausgemacht ist, daß die Wurzel der Empörungen niemals

niemals gänzlich ausgerottet werden kann, so lange die Obrigkeit der häuslichen oder besondern Macht der Colonisten über die Sklaven nicht engere Gränzen setzt, und so lange keine ordentliche und zwar hinlängliche Truppen in der Colonie sind, die ein Volk im Zaume halten können, welches Tod und Foltern verachtet, um die Bande einer Knechtschaft zu zerbrechen, welche die Grausamkeit der Menschen oft unerträglicher macht, als den Tod selbst: und wollten die Eigenthümer einst ihre Herzen der Menschenliebe öfnen, und sich überzeugen lassen, daß die Neger zwar Sklaven, aber doch keine Lastthiere sind, so würde man endlich einen dauerhaften Frieden in diesem Theile der Erdkugel hoffen dürfen; die Plantagen würden blühender werden, der sinkende Handel wieder empor kommen, und Herren und Sklaven glücklich seyn. Vielleicht ist es zu viel gewünscht, wenn man verlangt, daß man überall dem friedlichen Beyspiele der Einwohner von Pensylvanien folge; doch ist es wenigstens ein Wunsch, welchen die Menschlichkeit, oder wenn man lieber will, Vernunft und Religion billigen.

Zwölftes Hauptstück.

Von der Haushaltung der Sklaven überhaupt.

Wenn man die heftige Hitze des Landes, aus welchem die Negern herstammen, mit der Hitze in demjenigen Lande vergleichet, in welches sie in dieser Kolonie, so zu reden verpflanzet worden, so wird man sich leicht vorstellen können, daß die Blöße der Sklaven ein Hinderniß ihrer Fortpflanzung ist; denn hiedurch werden sie mehr und zeitiger zu der Liebe gereizet, und die große Geilheit die man bey ihnen zum voraus setzen kann, und die sie wirklich besitzen, ist nach dem Urtheil der besten Naturkündiger der Zeugung hinderlich.

Von der Vielweiberey.

Indessen ist dieser Saz, welcher auf unserer Halbkugel seine Anwendung finden kann, in Ansehung ihrer nicht gegründet; vielmehr ist die Bevölkerung unter ihnen so wohl in ihrem Lande, als in ihrer Sklaverey ausserordentlich stark, welches der Vielweiberey zuzuschreiben, die so wohl von den Negern mit den Indianerinnen, als von den Weissen nach dem Exempel der ersteren, mit den Negerinnen und Mulattinnen aufs höchste getrieben wird, welche von so hitziger Natur sind, daß ein Europäer, der sich in diesem Lande mit diesen Frauenspersonen einläßt, selten ein hohes Alter erreichet. Man findet vielmehr, daß sie mit vielen Krankheiten des Landes behaftet sind, die nebst andern Ausschweifungen wenigstens zwey Drittheil ihrer Lebensbahn verkürzen.

Am allermeisten hat man sich darüber zu wundern, daß ihr frühzeitiger Tod nicht durch venerische Krankheiten verursachet wird. Dieses muß man der besondern Sorgfalt dieses Volkes für die gröste Reinlichkeit, zuschreiben.

Sie sind von Natur von so starker Leibesbeschaffenheit, daß, ob sie gleich vom Morgen bis zum Abend übermäßig ausdünsten, man dennoch in den natürlichen Verrichtungen des Körpers bey ihnen keine Veränderungen bemerket, welche dergleichen häufige und schädliche Krankheiten, womit die Europäer befallen werden, hervorbringen könnten. Dieses haben sie ihrer harten Erziehungsart zu danken, die von der unsrigen sehr verschieden ist, weshalb wir auch nicht die geringste Veränderung in unserm Luftkreise vertragen können. Ein sicherer Beweis, daß unsere Verzärtelung uns schädlicher als jenen die harte Erziehung ist.

Gewisse systematische Köpfe behaupten, daß die Sklaven sich mit gewissen Säften rieben, die eine Art von Firniß sind, welcher sie für die Eindrücke der Luft sicher stelle; da ich aber vom Gegentheil überzeuget bin, so wird es mir erlaubt seyn, diese Meynung, die sich nur auf ein Hörensagen gründet, zu widerlegen und ihren Ungrund zu zeigen. Ich beweise meinen Saz damit, daß ihre Unempfindlichkeit gegen die Ungemächlichkeiten der Witterung nur eine Gewohnheit ist; denn so bald sie den Stich der Moskiten oder anderer giftigen Insekten fühlen, so schlagen sie auf den gestochenen Fleck, als wenn ein Tonkünstler den Takt schlüge. Dieses brauchten sie bey dem Gebrauch obigen Firnisses nicht zu thun, wenn derselbe ihre Haut so verhärtete, daß sie kein Gefühl hätte. Das bisher erzählete betrift überhaupt die Leibesbeschaffenheit bey-

der Geschlechter: da aber die mehr oder weniger schwere Niederkünfte, von der eigenen Leibesbeschaffenheit des weiblichen Geschlechtes abhängen; so werde ich auch hievon, um nichts mit Stillschweigen zu übergehen, handeln.

Von der Schwangerschaft der Weiber und ihren Niederkünften.

Alle diese Weiber, sie mögen Negerinnen, Mulattinnen, Mestizinnen oder Kabuglinnen seyn, haben bey ihren Schwangerschaften einen so starken Leib, in Vergleichung mit den Europäerinnen, daß man glauben sollte, sie giengen mit zwey oder drey Kindern schwanger, da sie doch selten mehr als eines gebähren. Was man aber an ihnen bewundern muß, ist, daß ob sie gleich bis zu dem Augenblick ihrer Entbindung die gröbesten Arbeiten verrichten müssen, ihnen solches doch nicht schadet, und sie keine von den in Europa gewöhnlichen Zufällen bekommen. Ich habe so gar gesehen, daß eine Negerin, wegen eines Verbrechens, fünf oder sechs Stunden vor ihrer Entbindung, mehr als funfzig Streiche mit der Peitsche auf den Hintern bekam, welches Verfahren wir gewiß als wider alle Gesetze der Menschlichkeit anlaufend ansehen werden; dem ohngeachtet hatte sie eine glückliche Niederkunft.

Es ist zum Erstaunen, wie leicht sich diese Weiber einer Last entledigen, die den unsrigen einen fast tödlichen Schrecken verursachet, und die öfters auch ihren Untergang nach sich ziehet. Dahingegen jene nicht einmal des Beystandes geschickter Hebammen bedürfen. Sie wählen dazu blos eine andere verheyratete Negerin, um das Kind, welches sie ohne Bey-

hülfe

hülfe und ohne Mühe gebähren, in Empfang zu nehmen und selbigem die Nabelschnur abzuschneiden.

Wenn lezteres geschehen, wäschet die Mutter selbst ihr Kind, und nachdem sie es in einer Pagne *) eingeschlagen hat, setzet sie sich in einen Zober mit laulichtem Wasser, um sich ebenfalls zu waschen. Einige Stunden nachher, reichet sie dem Kinde die Brust, und nach Verlauf von sechs oder sieben Tagen, muß sie wieder an ihre Arbeit gehen.

Sie machen es mit diesen kleinen Geschöpfen, wie die Karaiben, und windeln sie niemalen, weil sie dieses als ein der Menschlichkeit sehr nachtheiliges Verfahren ansehen; und weil dieses, ihrem Anführen nach, die Quelle aller, unsern Kindern begegnenden Zufälle ist. Sie behaupten, daß das zu starke Zusammenziehen der Windeln den Umlauf des Geblütes hemme, welches leztere doch der Nahrungssaft ihrer zarten Glieder seyn soll; und daß der Kopf, welcher hiedurch allezeit niederhängend wird, nothwendigerweise mehr Feuchtigkeiten erhalte, als wenn derselbe in seiner natürlichen Richtung bliebe. Dieses scheinet

*) Man giebt diese Benennung einem Stücke Leinewand, das zwo und eine halbe Elle lang, und eine halbe Elle breit ist, womit sich die Weiber den Leib bis unter die Achseln bewickeln; die gewöhnlicher Weise zweymal um den Leib gehet, und dessen Enden übereinander, und alsdenn inwärts geschlagen werden, damit sie vest halten. Diese Binde reichet insgemein bis zur Hälfte der Lenden, damit sie die schamhaften Theile bedecke.

net mir so physisch richtig zu seyn, daß ich es nothwendig als eine ausgemachte Wahrheit annehmen muß.

Von den Taufzeremonien ihrer Kinder.

Drey oder vier Tage nach ihrer Niederkunft, bringet die Mutter selbst ihr Kind, und zwar wenn es ein Knabe, ihrem Herrn, und wenn es ein Mädchen ist, ihrer Frau, damit sie demselben einen Namen geben. Nach dieser pünktlich beobachteten Zeremonie, kehrt sie sehr vergnügt wieder zurück.

Kommt die Zeit, daß sie ihre gewöhnliche Arbeit wieder verrichten soll, so leget sie ihr Kind in ein Tuch, welches sie auf ihren Rücken bindet, dergestalt, daß es darin ganz krumm und als ein Knauel lieget. Dieser für ihre Kinder tragenden wenigen Sorgfalt ohngeachtet, und weil sie es nicht anders machen können, ist es doch fast unerhört, daß man Buklichte, Lahme oder Blinde unter ihnen gefunden hätte, wo nicht ein unvorhergesehener Zufall daran schuld ist, welcher aber mit der Art ihrer Erziehung in keiner Verbindung stehet.

Bey aller ihrer Sklaverey haben diese Weiber dennoch sehr gerechte und grosmütige Gesinnungen, welche, wenn ichs sagen darf, öfters viele aus den gesittesten Ländern beschämen würden; denn, so unkeusch ich sie auch beschrieben, und worin ich auch nicht zu viel gesagt habe, so enthält sich doch eine Mutter von dem Augenblick an, da sie ihr Kind zu stillen angefangen hat, alles Umganges mit ihrem Mann oder mit einem andern, bis selbiges sieben bis acht Monate alt ist; weil sie überzeugt sind, daß bey dem geringsten Umgange mit den Mannspersonen, ihre Milch nicht mehr rein bleiben und das Kind davon

krank oder ungesund werden würde. Sie besitzen also zu einer solchen Zeit, so viele Gewalt über sich selbst, daß sie sich nichts vorzuwerfen haben.

Von der Zärtlichkeit der Mütter.

Erreichet die Zärtlichkeit unserer Mütter wohl diesen Grad der Vollkommenheit? und ziehen sie nicht ihre Lüste dem Vergnügen, reine und gesunde Kinder zu haben, vor? denn man siehet selten einige, die ihre Kinder bis zum sechsten Monat stillen, daß sie nicht schon Anzeigen einer neuen Schwangerschaft sollten empfunden haben; und daß sie öfters ihre Kinder alsdenn erst entwöhnen, wenn sie gewiß wissen, daß sie schon im dritten oder vierten Monate schwanger sind. Andere, und dies ist der gröste Haufen derselben, vertrauen sie selbige nicht fremden Händen, ohne sich zu bekümmern, ob sie dadurch die vornehmsten Bande zerreissen, welche den Mutterstand und die Kindschaft verknüpfen, und ob ihre Kinder die Fehler des Blutes und der Seele derjenigen annehmen, denen sie anvertrauet werden? Diese Verschiedenheit von Gebräuchen und Sitten, sollte uns das Vorurtheil benehmen, daß wir diese Völker für wild und ungesittet halten, weil sie so sorgfältig diese ersten Pflichten der Religion und der Menschlichkeit beobachten.

Um aber wieder auf die dem Anscheine nach so geringe Sorgfalt zu kommen, die sie für ihre Kinder tragen, so müssen sie doch guten Grund dazu haben; weil ich gesehen habe, daß ihre Kinder schon mit dem neunten oder zehnten Monate zu laufen, oder vielmehr ganz nackend im Sande zu kriechen anfangen, indem sie einige Worte zwischen den Zähnen her lallen.

Von der Erziehung ihrer Kinder.

Die ersten Worte, welche eine Mutter ihr Kind lehret, sind Audi Massera, welches, wie wir oben bemerket haben, bedeutet: Guten Tag, Herr. Und die erste Pflicht die sie ihm beybringet, ist, daß es seinen Herrn verehren, ihn lieben, und ihm, wenn es auch sein Leben kosten mögte, getreu seyn soll. Ihre Treue gegen denselben hat daher auch, wie ich gesaget habe, nicht ihres gleichen, wenn man nur irgend menschlich mit ihnen umgehet. Sie giebt sich aber keine Mühe demselben einige Religionsgründe beyzubringen: dieses ist die lezte Pflicht, die sie ihm zu Gemüthe führet, welche nur darin bestehet, daß man einen Gott glauben müsse, den diese Völker in ihrer, so wie in der engländischen Sprache God, nennen. Dieses ausgenommen, sind sie alle überhaupt Götzendiener, weil sie es nicht unterlassen können, irgend ein Thier insbesondere zu verehren, welches ihre Voraltern vom Vater auf den Sohn sich erwählet haben. Denn wenn der Vater etwan einen Hirsch anbetet, so wird der Sohn dessen Beyspiel folgen; und wenn die Mutter einer Schlange eine Verehrung erweiset, so wird die Tochter dasselbige thun, daß also eine jede Familie, so zu reden, ihr eignes Thier hat, welches sie anbetet, und daß nichts vermögend ist, sie zu hindern, ihre Arten von Hausgötter zu haben. Der Begrif, den dieses Volk sich von dieser Verehrung machet, ist zu besonders, als daß ich selbigen hier nicht anführen sollte.

Sie stehen in der vesten Meynung, daß, wenn sie dasjenige Thier, welches sie verehren, anbeten, solches ihnen oder ihren Kindern niemals einiges Leid zufügen werde: woraus man schlüssen muß, daß entweder die

Furcht

Furcht oder der Abscheu zu diesem Aberglauben Gelegenheit gegeben habe: und da die Wahl nicht von ihnen, sondern von ihren Voraltern kommt, so halten sie sich schlechterdings verbunden, sich diesem Gesetze zu unterwerfen, und sie würden sich ein ewiges Gewissen machen, diesem zuwider zu handeln, weil sie sich durch diese Ehrerbietigkeit gegen ihre Voraltern, in derjenigen bestärken, welche sie ihrer Ueberzeugung nach für ihre Herren haben müssen: diese Lehre wird ihnen ohne Unterlaß von ihren Müttern eingepräget, welche für sie zugleich eine beständige Erinnerung ihrer niedrigen Herkunft und eine ohnfehlbare Quelle derjenigen Treue ist, von welcher ich oben erwähnet habe.

Indessen fällt diese Verehrung bey denen weg, die das Glück gehabt haben, daß sie in der christlichen Religion unterrichtet und getaufet worden, weil sie alsdann das höchste Wesen allein erkennen, und weil sie auch durch die Taufe von der Knechtschaft befreyet werden, so verlieren sie alle Begriffe von Sklaverey und Götzendienst.

Von den Schwierigkeiten, die Sklaven in Surinam der Leibeigenschaft zu entlassen.

Weil sich viele Schwierigkeiten finden, sie der Leibeigenschaft zu entlassen, so ist auch die Anzal dieser Art Christen nicht beträchtlich. Erstens, wenn ein Herr seinen Sklaven loslassen will, ist er verbunden, ausser daß er dasjenige verlieret, was er ihm gekostet hat, ihm auch einen Freyheitsbrief zu kaufen, wofür zwey hundert Gulden erleget werden müssen; denn in Ermangelung desselben, kann der Sklave weder unterrichtet, noch getaufet werden. Diese Unbequemlichkeit würde noch für nichts zu rechnen seyn, es sey

denn,

denn, daß der Herr übertrieben geizig wäre. Denn der Sklave muß überdies auch, ohne Unterscheid, nicht nur ein Handwerk erlernet haben, sondern auch ferner im Stande seyn, sich seinen Lebensunterhalt reichlich zu verschaffen, widrigenfalls lieget dem Herrn ob, ihn zu ernähren und zu unterhalten, damit er nicht andern zur Last falle, oder damit nicht durch ihn die Anzal der Feinde der Kolonie vermehret werde.

Von der Gemüthsart der Negern.

Die Neger sind überhaupt sehr getreu in der Freundschaft gegen einander. Sie würden lieber die härtesten Bestrafungen ausstehen, als einander Schaden zufügen. Dieses gehet so weit, daß wenn einer von ihren guten Freunden ein Flüchtling wird und seinen Herrn verläßt, sie ihn in ihrer Hütte oder in ihrem Hause aufnehmen, und ehe ihr Leben verlieren als ihn verrathen. Unglücklich aber würde auch derjenige seyn, der sie angeben wollte. Wenn indessen ein Streit unter ihnen entstehet, so vergessen sie sich dergestalt, daß sie ihr möglichstes thun, um sich zu rächen; und ihre Rachgier ist so groß, daß wenn es zwischen ihnen einmal zu Thätlichkeiten kommet, es nicht möglich ist, sie wieder auszusöhnen.

Von den Folgen der Eifersucht der Negern.

In der Eifersucht über ihre Weiber, übertreffen sie die Italiäner, und vergiften selbige, sobald sie den geringsten Umgang zwischen ihnen und einem andern Neger oder einem Indianer merken. Es ist aber sonderbar, daß wenn solches mit einem Weissen geschiehet, sie ganz anders denken. Sie machen sich vielmehr eine Ehre daraus, und bezeigen darüber nicht den geringsten Unwillen.

Alle

Alle Negern erreichen ein hohes Alter, und man merkt an ihnen keine andere Schwachheiten, als die Hinfälligkeit des Alters. Hierin sind sie den Indianern, von denen ich geredet habe, ähnlich. Ob dieses eine Eigenschaft beyder Völker, oder eine Wirkung des Klima von Surinam ist, weis ich nicht. Dem sey wie ihm wolle, so hat niemand mehr Achtung für die Greise, als die jungen Leute von dieser Nation. Sie nennen selbige niemals anders, als Tata, welches Vater bedeutet, und bezeigen ihnen alle ersinnliche Unterwürfigkeit. Diese hingegen ermahnen sie ohne Unterlaß, ihre Pflichten gegen ihre Herren zu erfüllen, damit sie von diesen gut gehalten und dereinst für ihre Treue belohnet werden mögen. Gewiß ist es, daß wenn wir irgend durch Menschlichkeit getrieben, mit ihnen gelinde verfahren, so können wir uns auch getreue Dienste von ihnen versprechen. Mir deucht, daß dieses ein kräftigeres Mittel, als die allzu große Strenge ist, die nur gar zu ofte die Ursache der Verzweifelung wird, in welche sie sich stürzen, mehr zu unserem eigenen, als zu ihrem Schaden.

Von ihren Heirathen.

Die Heirathen dieser Völker sind viel dauerhafter als die eheliche Verbindungen der Indianer oder der Landesgebohrnen, ohnerachtet sie nicht viel mehrere Anstalten erfordern. Wenn zum Beyspiel ein Neger und eine Negerin sich heirathen wollen, und sie verschiedenen Herren zugehören, so hält der Neger bey der Frau von seiner Verlobten um sie an, mit dem Versprechen, daß er für sie sorgen wolle; und die Negerin wendet sich ihrer Seits an ihre Frau, um dieser ihr Vorhaben zu entdecken, und um ihre Einwilligung zu erbitten: wenn ihnen dieses zugestanden worden,

geben

geben sie sich die Hände, und die Hochzeit geschiehet an eben demselben Tage. Stehet der Neger in einigem Ansehen, so nöthiget er verschiedene seiner Freunde, den Abend mit ihnen zuzubringen, und sie bereiten eine kleine Abendmahlzeit, auf die hernach gewöhnlicher Weise ein Ball folget, auf dem sie sich zuweilen die ganze Nacht hindurch lustig machen. Den folgenden Morgen kehret der neu verheirathete zu seinem Herrn zurück, und findet sich des Abends erst bey seiner Frau wieder ein. Die aus dieser Heirath kommende Kinder gehören dem Herrn der Negerin und nicht des Negers.

Von ihren Tänzen.

Das Tanzen ist eine der grösten Leidenschaften dieses Volks; und niemand in der Welt ist mehr darauf erpicht, als sie. Einige unter ihnen tanzen ein Menuet so geschikt, als ein Weisser. Der Tanz aber, ist nicht dasjenige, was ihnen den meisten Zeitvertreib machet, sondern sie setzen ihr gröstes Vergnügen darinn, daß sie allerhand unzüchtige Stellungen und Bewegungen machen können, bey welchen doch der Takt jederzeit sehr genau beobachtet wird, denn sie haben ein feines Gehör.

Die Tänzer werden z. E. in zwo Reihen gestellet, der eine vor dem andern, die Mannsleute auf der einen, und die Frauenspersonen auf der andern Seite. Die Zuschauer oder diejenigen, welche schon müde sind, schliessen nebst den Spielleuten einen Kreis um die Tänzer. Wenn der Tanz seinen Anfang nehmen soll, singet der geschickteste unter ihnen eine Arie, oder ein Lied, über was für eine Materie er will, dessen End-Worte von allen Zuschauern wiederholet werden,

damit

damit die Musikanten selbige spielen, und die Tänzer sich darnach richten können.

Es ist wunderbar anzusehen, wie mancherley Wendungen sie machen. Sie nähern sich einander bis auf zwey oder drey Fuß weit, und entfernen sich wieder im Takt, bis der Schall ihrer Trommel sie erinnert, sich wieder zu nähern, um sich zu berühren, nämlich die Mannspersonen das Frauenzimmer. Wenn man dieses mit ansiehet, sollte man glauben, daß sie mit dem Leib aneinander stoßen, da sie sich doch nur mit den Lenden berühren. Sie entfernen sich alsdenn wieder, indem sie sich herumdrehen, um dieselben Bewegungen unter den unzüchtigsten Geberden wieder anzufangen, so ofte die Trommel das Zeichen dazu giebt, welches gemeiniglich verschiedenemale hinter einander geschiehet; und von Zeit zu Zeit schlingen sie die Arme in einander, gehen zwey oder dreymal im Kreise herum, klatschen sich dabey jederzeit auf die Lenden, und küssen sich. Mit einem Worte, sie thun keinen Schritt im Tanzen, wo nicht ein jedes Glied ihres Körpers, ein jedes Gelenke, auch so gar der Kopf, zu gleicher Zeit eine besondere Bewegung ausdrücket, und dabey halten sie immer den Takt, wenn derselbe auch noch so hurtig gehet. Bey ihnen bestehet auch die Kunst des Tanzens, hauptsächlich in dem richtigen Ausdruck dieser unendlichen Anzal von Bewegungen, und man müßte mit eben so vieler Geschmeidigkeit gebohren seyn, als sie, um es ihnen nachzumachen.

Von ihren musikalischen Instrumenten.

Sie kennen nur drey Arten von musikalischen Instrumenten, die sie die **Trommel**, das **Tamburin** und die **Zither** nennen.

Die

Die Trommel wird aus einem Stücke von dem Stamm eines Baumes verfertiget, welches ungleich ausgehölet, von einer Seite offen, und von der andern mit einem Ziegen- oder Schaf-Felle, wovon das Haar abgekratzet, und welches als ein Pergament bereitet ist, überzozen wird. Einige derselben sind drey bis vier Fuß lang, und haben funfzehn bis achtzehn Zolle im Durchschnitte. Wenn sie sich derselben bedienen wollen, setzen sie selbige zwischen die Füße, und berühren sie mit der Fläche der vier Finger an jeder Hand, und beobachten dabey richtig den Takt.

Das Tamburin bestehet aus einem kleinen Brette, welches auf einen Fuß gestellet wird, und darauf schlagen sie nach dem Takt, mit zwey kleinen Stöckern.

Ihre Zither ist aus der einen Hälfte eines Flaschen-Kürbisses verfertiget, woran ein ziemlich langer Hals bevestiget wird; sie beziehen selbige mit einem eben solchen Felle, wie die Trommeln, und darüber werden vier Saiten von Seide oder von getrockneten Därmen der Vögel gezogen, die mit Datteln-Oel bereitet worden. Diese vier Saiten werden von einem Steg gehalten. Auf diesem Instrument spielen sie dergestalt, daß sie die Saiten mit den Fingern kneipen oder darauf schlagen, und betrachten solches als eine Art Geigen; sie nennen es in ihrer Sprache Bagna.

Von ihren Häusern.

Sie haben alle ihre kleine Häuser, die von den Wohnungen ihrer Herrn abgesondert gebauet sind. Jede Kase, wie sie solche benennen, ist acht bis neun Fuß hoch, und hat nur ein Stockwerk, und zehn bis

zwölf

zwölf Fuß im Umkreise. Sie hat weiter keine Oeffnung, als eine kleine viereckigte Thüre, die noch dazu sehr niedrig ist: Ihr ganzer Hausrath schränkt sich auf zwey oder drey Betten für die ganze Familie ein. Sie bestehen aus einer auf Queerbalken gelegten geflochtenen Hürde, und ruhen auf Gabeln, die einen Fuß hoch von der Erde aufgerichtet sind. Hierüber breiten sie eine Matte, die ihnen statt eines Strohsacks, einer Madratze, und gemeiniglich auch statt eines Bettlackens und der Decken dienen; Kopfküssen gebrauchen sie nicht, kennen auch nicht den Gebrauch derselben. Ihre Geschirre bestehen aus einigen irdenen Töpfen, Flaschen-Kürbissen, kleinen hölzernen Zobern, und andern Dingen von geringem Werthe. Alles dieses, so wohl der Hausrath, als das Geschirr, ist also nicht Schuld an der großen Aufmerksamkeit, mit welcher sie zur Nachtzeit die Thür ihrer Hütte verschlossen halten.

Die einzige Ursache dieser Sorgfalt ist die Kälte, welche, wie oben gesaget worden, in diesem Lande, so bald die Sonne untergegangen, sehr durchdringend ist, und die ihnen sehr empfindlich fällt. Aus diesem Grunde machen sie auch des Nachts Feuer in ihren Hütten, ohne sich an den Rauch zu kehren, von dem sie fast ersticket werden, und wovon sie einen solchen Geruch an sich nehmen, daß sie jederzeit nach Ruß riechen.

Sie sind alle, so wohl Männer als Weiber, starke Tabaks-Schmaucher, und sie würden lieber ihr Mittags-Brod missen, als eine Pfeife Tabak, weshalb ihre Herren ihnen auch so viel davon reichen lassen, als sie nur verlangen. Diese Freygebigkeit ist nur

von den Pflanzern zu verstehen, die sie dadurch um so mehr zur Arbeit anzufrischen suchen.

Von ihrer Nahrung.

Die Nahrung dieses Volkes bestehet in verschiedenen Arten von Hülsen-Früchten, als **Bananen, Bakaven, Ignanen** oder **Teien, Pistazien,** der Frucht des **Kohlbaums, Pataten, Maiz** und **Maniok.**

Da ich schon von den drey leztern in dem sechsten Hauptstück geredet habe, so werde ich nur die übrigen noch beschreiben.

Von dem Bananas-Baum oder Pisang.

Der **Bananas** *) ist ein Baum, oder besser zu sagen, eine Pflanze, die zu der Größe eines Baums wächset, dessen Stängel oder Stamm am besten mit einer dicken Rolle von Blättern kann verglichen werden, die, indem eines das andere bedecket, dergestalt geordnet sind, daß sie Schuppen vorstellen; weil die Enden der einen, denjenigen welche sie einschlüssen, statt einer Rinde oder Decke dienen. Die äussersten sind so lang und so breit, daß ein einziges fast hinreichend wäre, einen Menschen darin einzuwickeln. Ihre Farbe ist schön grün mit einem Atlas-Glanze. Aus dem Gipfel dieser Pflanze kömmt und erhebt sich ein Zweig, den man Regime benennet, der Arms-dick ist, und der Aehre des türkischen Weitzens oder einem Fichten-Apfel ähnlich siehet. Er trägt rothe Blüten, auf welche Früchte folgen, die, wann sie größer werden,

*) Im Lateinischen Musa paradisiaca. Linn. Paradiesfeige. *Trew.* Jc. Tab. 18—20. leg. Bankrofts Guiana p. 17—19. Bananier. Figuier d'Adam. A. d. U.

den, die Dicke und Gestalt unserer Gurken bekommen, an der Zahl zwey bis drey hundert. Ehe sie zu ihrer Vollkommenheit gelangen, sind sie grün, und haben eine sehr glänzende Haut; bey dem Reifen aber, werden sie gelb wie die Pomeranzen und schlüssen eine markichte Substanz in sich, die voller Saft, von einem sehr angenehmen Geschmack ist, den ich nicht besser, als mit dem Geschmack einer Birn oder Quitte vergleichen kann. Diese Frucht ist eines der besten Nahrungsmittel für die Sklaven. Ein großer Beweis von ihrer besonderen Güte ist, daß alle Fruchtfressende Thiere sehr begierig darnach zu seyn pflegen.

Dieser Baum oder diese Pflanze, von der ich rede, kann gar nicht verpflanzet werden, er träget nur einmal; alsdenn man mag ihn abhauen oder nicht, vergehet er nach gerade, verwelket und vertrocknet; seine Wurzel aber, die dick, rund und knollig ist, stirbt nicht ab, und hat in kurzer Zeit neue Triebe gemacht, die in Zeit von neun Monaten ihre vollkommene Größe erreichet, und alsdenn zehn bis zwölf Zolle im Durchschnitt haben. Diese Dicke macht sie nicht härter und nicht schwerer zu schneiden, weil sie, wie wir gesehen, weder Holz noch Rinde haben. Sie will zu ihrer Fortbringung einen feuchten, fetten und tiefen Boden haben, weil sie viele Nahrung brauchet, und wenn ihr diese fehlt, nimmt sie nicht zu, und bringet nur unzeitige Früchte hervor.

Die Fischer und Leute, die an den Ufern des Meeres zu thun haben, genüssen ihre Frucht, ehe sie reif wird, nach Art der Rüben und Möhren; und die Sklaven kochen selbige in Wasser mit Pökelfleich oder geräucherten Fischen, oder auch nur mit indianischem Pfeffer. Man bratet die Frucht auch auf Kohlen,

und speiset sie, nachdem man die Haut davon abgewaschen hat, oder man dämpft sie mit Wein und Zucker als eine Kompote. Die Bananas-Bäume *) werden nicht nur in ganz Amerika, sondern auch in Afrika und Asien gefunden.

Von den Bakoven.

Die Bakove **) ist eine Art kleinerer Bananas, die nicht über sechs bis sieben Zolle lang ist, und acht bis zehn Linien im Durchschnitt hat; ihr Fleisch das ungleich delikater ist, hat einen kleinen sehr angenehmen Muskus-Geruch. Die Pflanze ist von dem Bananasbaum in nichts unterschieden, weder in der Gestalt, noch in der Wartung, noch auch in dem Gebrauch den man von ihrer Frucht machet, so daß sie alle beyde, sowohl die Banane als die Bakove, eine fürtrefliche Nahrung für die Sklaven ausmachen.

Der

*) Im Bankroft l. c. werden p. 19. die Musæ sapientum *Linn.* Bananabäume genannt.

**) Dapper beschreibt unter diesem Namen eine köstliche Art von Ananas, welche in Guinea auf der Goldküste wächset. An Pocaba oder Pacoëira Marcgr. Bras. 137? In Bomares Dict. d'H. Nat. Vol I. p. 554. werden die Früchte des Bananier oder Paradies-Feigen, und Pacove oder Bacoue oder der kleinen Muse so unterschieden, daß die ersten größer, die letztern kürzer, dicker und wohlschmeckender wären. A. d. Ueb.

Der Palmbaum *) welcher in Surinam sehr gemein ist, wächset gerade wie eine Binse, und wird öfters über dreyßig Fuß hoch. Er hat nur eine Hauptwurzel von mittelmäßiger Dicke, die senkrecht in die Erde dringet, und die ihn nicht tragen könnte, wenn sie nicht durch eine unendliche Menge kleiner runder und schmeidiger Wurzeln unterstützet würde, welche, da sie sich einander schlingen, jene einwickeln, und an der Oberfläche der Erde ein ziemlich starkes Wurzelgewebe rund um an dem Fuße des Baumes machen, welches ihn vollkommen vest hält, und demselben den nöthigen Nahrungs-Saft verschaffet.

Man bedienet sich dieses Baumes folgendergestalt. Nachdem man ihn umgehauen hat, wird der Gipfel desselben zwey oder drittehalb Fuß weit von dem Ort wo die Blätter anfangen, abgehauen, und wenn man das Aeussere davon abgesondert hat, findet man gegen die Mitte des Baums eine Art eines Büschels von Blättern, die als ein Fächer aneinanderschliessen, welche weiß, mürbe, angenehm und einen den Artischocken-Boden ähnlichen Geschmack haben, und die in diesem Zustande Palmkohl genennet werden.

Die Kreolen und Negern heissen sie Kabisch. Man leget ihn in frisches Wasser und ißt ihn statt Sallats, oder man kocht ihn in Wasser mit Salz, gießt selbiges ab, und speiset ihn mit einer weissen Brühe und Muskatenblumen, wie die Kardonen †) oder

*) An Palma 3. Brownii. Jam. p. 343? der Kohlbaum; die Kohlpalme. Bankr. Guiana p. 35. rc. A. d. Ueb.

†) Cynara cardunculus Linn. eine Art Artischocken, die keinen Kern haben. A. d. Ueb.

oder Haberwurzeln, kurz, er wird durch eine jede Art der Zubereitung jederzeit sehr gut und wohlschmeckend, und ist als ein leicht zu verdauendes Nahrungsmittel anzusehen; daher man ihn auch mit Recht das Manna des Landes nennen kann. Ich muß noch bemerken, daß solcher auch in Weineßig, wie die kleinen Gurken, eingemacht wird.

Von den Würmern des Palmkohls.

Dieser Baum bringet auch Würmer (die gegessen werden, und die die Kreolen Kabisch-Worm nennen *), durch Hülfe gewisser Fliegen hervor, die das Mark des Baumes sehr lieben: und zwar folgendergestalt. Wenn man den Baum gefället hat, und man sich des Stammes nicht bedienen will, machet man verschiedene Einschnitte in der ganzen Länge desselben, bis in den Kern, damit die Fliegen in denselben hineinkommen und sein Mark verzehren können, welches sie auch thun: und sie säumen alsdann nicht, ihre Eyer an der Stelle hinzulegen, aus welchen gedachte Würmer auskriechen, die eines Fingers dick, und zwey Finger lang sind. Ich kann sie nicht besser als mit einem Fettklumpen vergleichen, der in einer sehr zarten und sehr durchsichtigen Haut eingewickelt ist. Man bemerket an diesem Thiere, wenigstens nicht mit blossen Augen, weder Eingeweide noch auch Geburts-

*) Curculio Palmarum *Linn.* S. N. XII. p. 606. Der Palmbaumwurm. Palmenrüsselkäfer. *Petiv.* Gazoph. T. 35. F. 5. Merian. Surin. Ins. Tab. 48. F. 3. Sulzers Insekt. Tab. 3. F. 20. In Guiana werden sie ebenfalls begierig verzehret. S. Bankr. l. c. p. 148. Ver du Palmiste. *Bom.* XII. p. 100. A. d. Ueb.

Geburtstheile; ich sage, nicht mit blossen Augen, denn mit einem Vergrösserungsglase siehet man, wenn man das Thier zerschnitten hat, etwas ähnliches von innern Theilen, von denen man aber noch keine Beschreibung geben kann. Der schwarze Kopf desselben sitzet an den Körper, ohne daß man einen Hals daran bemerke.

Von der Art die Würmer des Palmkohls zu bereiten.

Die Art sie zu bereiten, ist, daß man sie an einem kleinen hölzernen Bratspieße stecket, um sie am Feuer, wie Lerchen, zu braten, oder daß man sie in einem Tiegel bratet. Man sagt, daß dieses ein fürtrefliches und leckerhaftes Gericht sey. Ich will es glauben, aber nur für diejenigen, die den Ekel überwinden können, den man empfindet, Würmer zu essen; mir wenigstens würde die Gestalt, die sie von einer dicken Raupe haben, allein schon einen Abscheu dafür erregen, und wenn ich auch acht Tage lang gefastet hätte.

Von den Teien oder Ignamen.

Die Igname *) ist eine Wurzel, die im Lande Teie genannt wird. Sie ist eine Art rother Rüben, die einen strengen, fetten und tiefen Boden verlanget, und die stark wird, je nachdem das Erdreich gut ist, wo man sie säet. Ihre Haut ist ziemlich dicke, scharf, uneben, voller Haare oder Fäden, und von einer violetten, ins schwarze fallenden Farbe. Inwendig, sie mag roh oder gekocht seyn, ist sie schmutzig weiß, wel-

*) Convolvulus Batatas *Linn.* sp. Pl.! p. 220. Batatas Camutes Hispanorum *Clus.* Ignames *Lob. Marcgr.* Bras. p. 16. Truffe rouge. Igname. Inhame. *Bom.* Dict. VI. p. 101. A. d. Ueb.

ches zuweilen in das Fleischfarbene fällt; sie hat lange breite und spitzig zugehende Blätter. An denselben erkennet man, wenn sie nämlich welk werden, daß diese Frucht, oder vielmehr diese Wurzel vollkommen reif, und von gehöriger Dicke ist. Alsdann wird sie aus der Erde gezogen, und an der Sonne zum Abtrocknen, hiernächst aber an einem trockenen Ort geleget, wo sie sich wenigstens ein halb Jahr lang hält.

Von dem Bau der Teien oder Batatten.

Diese Pflanze treibet einen Stängel der einige Aehren trägt, die mit kleinen Glocken = ähnlichen Blumen besetzet sind, deren Griffel sich in eine kleine Schote verwandelt, die viele schwarze Körnlein oder Samen in sich schliesset. Hat man selbige erst einmal gesäet oder gepflanzet, so kann man immer davon erndten; weil man gemeiniglich den Kopf oder das oberste der Wurzel nimmt, um sie fortzubringen. Man zerschneidet sie in verschiedene Stücke, und steckt sie in die Erde, drey Fuß aus einander, und nach sechs Monaten kann man die Frucht schon einsammlen, welches nicht so bald bey Aussäung des Samens geschiehet.

Diese Wurzel kochet sich sehr gut, und ob man sie gleich leicht verdauet, so ist sie doch dabey auch nahrhaft. Man isset sie gekocht mit Fleisch, oder in der Asche gebraten; und thut alsdann Zitronensaft, gestossenen Piment oder Pfeffer und Salz dazu. Auch wird davon ein fürtrefliches Braf gemacht, welches man folgendergestalt zubereitet. Man wählet die kleinesten von diesen Wurzeln, weil sie am schmackhaftesten sind, kochet sie in Wasser und thut ein Stück des besten Pöckelfleisches, geräucherte Fische und Gewürze hinzu, welche dieses Gericht fürtreflich machen.

Ich

Ich schreibe davon aus der Erfahrung, weil ichs, da es mir schmeckte, gewöhnlicher Weise einmal die Woche gegessen habe. Ja ich behaupte, daß wann man sonst nichts, als diese Pflanze und die Patatten oder Erd-Aepfel hätte, die ich eben beschrieben, so könnte man zu allen Zeiten sich ohne Brod behelfen.

Von den Pistazien oder der Pinda.

Es giebt zwo Arten Pistazien, *) wovon die eine die Frucht eines Baumes ist, der der Pistazienbaum heist, und die andere in der Erde wächst; beyde werden in Surinam gefunden, und die Kreolen nennen sie Pinda.

Die erstern sind röthlich, und haben ein grünes Mark, welches ohngefähr den Geschmack der Pinien hat; sie hängen Traubenweise an den Aesten des Baums. Man kann sie in Zucker einmachen oder sie damit überziehen.

Die Früchte von der zwoten Art sind rund, krumm gebogen, und bräunlich, Fingersdicke und einen Zoll lang; in einer jeden sitzen ein oder zwey Kerne von der Größe unserer Haselnüsse, und von eben demselben Geschmacke, aschfärbig und klappern wenn sie trocken sind.

Sie kommen von einer Pflanze, die viele kriechende Zweige hat, deren Blätter gelb, Hülsenfrüchtenartig, abgerundet und vier an einem Stängel sitzend sind, an deren Hintertheile die Schoten hervorwachsen, die nur reifen, wenn sie mit Erde bedecket sind; daß also diese Früchte darin vergraben liegen. Dem Ge-

*) Pistacia *Linn.* sp. Pl. II. p. 1454. Dietr. Pflanzenr. p. 1156.

Geschmack nach sind sie sehr angenehm, dem Magen zuträglich, und geben eine ziemliche Menge einer guten Nahrung her, die jedoch ein wenig grob ist.

Von ihren Krankheiten.

Nachdem wir von der Nahrung der Neger geredet haben, müssen wir nun auch von ihren Krankheiten handeln. Ob ich zwar oben gesaget, daß sie mit keinen häufigen und sehr schädlichen Krankheiten behaftet wären, so habe ich doch darunter nur die hitzigen verstanden. Denn sie sind den so genannten chronischen oder eingewurzelten Krankheiten, wovon man das Ende nicht bestimmen kann, sehr unterworfen. Um sie gründlich kennen zu lernen, darf man nur meine Abhandlung von den Surinamischen Krankheiten, die im Jahr 1764. herausgekommen, nachschlagen; woselbst ich eine weitläuftige Beschreibung davon gegeben, nebst einer Anzeige der besten Mittel, sie zu heilen.

Alles was ich alhier von dieser Sache noch zu bemerken habe, das sind eigentlich die gewaltsamen Mittel, wozu die Neger schreiten, um sich aufzureiben, wenn sie die Faulenzerey überfällt, oder wenn sie in eine tiefe Schwermuth fallen, die ihnen das Leben lästig machet. Sie bekommen alsdann einen solchen Eckel für ihre gewöhnliche Nahrungs-Mittel, daß sie an deren Stelle klein gestoßene Kohlen, Pfeifen-Stiele, Erde, Kreide, Asche, Tabak und andere dergleichen Sachen zu sich nehmen. Hievon schwellt ihnen das Gesicht und die Augenlieder, und sie werden zuletzt Wassersüchtig, welches das Ziel ihrer Wünsche ist, weil es ihr Ende beschleuniget, ohne daß einige Mittel dagegen angewendet werden könnten.

Von ihren Begräbnissen.

So bald ein Neger oder eine Negerin stirbt, erheben alle ihre Verwandten ein erstaunendes Geschrey, indem sie an den Leichnam verschiedene Fragen thun, vermuthlich um sich von seinem wirklichen Ableben zu überzeugen; denn was könnten sie sonst für eine Absicht dabey haben? und nach vielem andern Klagegeschrey sagen sie endlich, daß er todt sey. Noch an eben demselben Tage, wird er begraben, und neben ihn werden zwey Flaschen-Kürbisse gesetzt, deren eine mit Wasser, die andere aber mit allerhand Speisen, die ihm zur Nahrung dienen sollen, angefüllet ist, im Fall derselbe Lust zum Essen oder Trinken bekommen sollte. Der Verstorbene wird eine Zeitlang von seinen Anverwandten betrauret, und diese scheinen über sein Absterben sehr betrübt zu seyn. Ist es ein Sklave, der von seinem Herrn einigermaßen geliebt worden, so legt man ihn in einem Sarg, wo nicht? so wird er in der Erde verscharret, so wie er gestorben ist.

Ehe ich dieses Hauptstück schlüsse, muß ich noch eines besonderen Umstandes von einem weißen Neger erwähnen.

Beschreibung eines weißen Negers.

Auf der Pflanzung Voßemburg, befand sich im Jahr 1760. ein ganz weißer Neger, Namens Johann Witt, der von ganz schwarzen Kreolen Väterlicher und Mütterlicher Seite gebohren war. Ich habe ihn selbst befragt, damit ich hier nichts als die reineste Wahrheit erzähle.

Er war den 12ten März 1738. gebohren, hatte die wahre Gestalt eines Negers, eine sehr flache und breite Nase, dicke Lippen, die zwey ersten Zähne im

oberen Kinnbacken waren viel länger und breiter, als die übrigen, und er hatte sehr wunderbare Augen. Der Bau des Augapfels hatte nichts besonders; aber das weiße Häutlein desselben (la conjonctive) war mit kleinen röthlichen Faden durchwebet; die Farbe des Ringes um denselben oder der Iris war, wie gemarmelt, grau und weiß, und der Stern Feuerfarbig, von einer Lebhaftigkeit, die dem schönsten Demante glich. Bey Tage bemerkte man nicht das Feuer desselben, des Nachts aber wurde es vollkommen sichtbar. Dieser Neger konnte zwar die Objekte, die man ihm zeigte, zu allen Zeiten sehen, er konnte sie aber nicht anders, als im Finstern unterscheiden. Wenn er etwas betrachten, oder wenn er gehen wollte, drehete er die Iris beständig, wie die Krabben thun. Auf dem Kopfe, dem Obertheil der Brust, und an den Zeugungs-Theilen hatte er Haare, die den feinen Ziegen-Haaren glichen, und sehr weiß waren, statt der den Negern eigenen schwarzen Wolle.

Dieser Mensch lebte noch in seiner Unschuld; denn er versicherte mich, daß er bis auf dem Augenblick, da ich ihn befragte, noch keinen Umgang mit dem Frauenzimmer gehabt, weil ihn keine Negerinn wegen seiner Farbe leiden könnte. Ich zweifle daher, daß er sein Geschlecht jemals fortpflanzen wird. In dem Baue seines Körpers, war übrigens kein Fehler.

Das Bemerkenswürdigste an ihm war, daß mich seine Mutter versicherte, sie habe acht Kinder gehabt, worunter das erste ein **Mulatte**, das zweyte ein **Schwarzer**, das dritte eine **weiße Negerin**, die

im

im Jahr 1734. nach Paris geschicket worden *), das vierte ein Mulatte, das fünfte der Johann Witt von dem die Rede ist, und die drey letzten sehr schwarz gewesen.

Meine Absicht ist nicht, die Ursachen von dieser so ausserordentlichen Erscheinung zu untersuchen. Man kann darüber des berühmten Herrn von Maupertuis Abhandlung *la Venus physique* betitelt, nachschlagen, woselbst eine ziemlich ausführliche Erklärung über den Ursprung der weißen Neger befindlich.

Ich will hier nur des Herrn von Voltaire Gedanken über diese Materie anführen.

„Es hat der Vorsehung gefallen, sagt er, in den „gemäßigten Himmelsstrichen Menschen mit schwarzer Haut und mit Wolle auf dem Haupte zu schaffen; Weisse unter die Linie, und Kupferfarbene in „das grosse Indien und in Brasilien zu setzen; den „Chinesern andere Augen und andere Gestalten, als „uns zu geben; und lappländische Körper in die „Nachbarschaft der Schweden zu bringen."

Da ich meines Bedünkens alles, was die Haushaltung dieses Volkes betrift, beschrieben habe, so füge ich nur noch hinzu, daß sie fürtrefliche Jäger, gute Fischer und geschickte Schwimmer sind.

Drey=

*) Man sehe die Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften von selbigem Jahre.

Dreyzehntes Hauptstück.

Wichtige Betrachtungen über die Art die Sklaven wohl zu regieren.

Die erste Pflicht des Menschen gegen seinen Nächsten ist, wie bekannt diese, daß er ihm menschlich begegnen müsse, von welchem Stand oder Alter derselbe auch sey, weshalb jener Alte sagte: Homo sum, nil humani a me alienum puto. „Ich bin „ein Mensch, und alles was zur Menschheit gehöret, „gehet auch mich an." Derjenige, welcher seinen Mitmenschen nicht liebet, ist blind und verkennet die Natur; und derjenige der sie hassen könnte, würde ein Ungeheuer seyn, welches sie schändete.

Wer sie irgend auf diese Art betrachtet, muß sie nicht nur mit Gelindigkeit behandeln, sondern er muß auch keinem einen Vorzug vor andern geben, wenn wir nicht wollen, daß derjenige, dem wir unsere Gunst entziehen, um selbige einem andern vorzüglich zuzuwenden, von seinen Mitgesellen verachtet und ihm Ungelegenheiten verursachet werden sollen: denn dieses bleibt nicht aus, wenn wir schwach genug sind, es uns merken zu lassen, daß wir einen unserer Untergebenen dem andern vorziehen.

Die Pflanzer so wohl, als der Aufseher, müssen sich aber auch hüten, daß sie sich mit keinem von ihnen zu gemein machen. Dieses würde nach dem Sprichwort nur Verachtung nach sich ziehen; sondern beyde müssen die Kunst verstehen, sich Liebe, Furcht und Hochachtung bey ihnen zu verschaffen.

Sie müssen sich ferner sehr in Acht nehmen, daß sie keinen unerlaubten Umgang mit ihren verheiratheten Sklavinnen haben. Dieses ziehet Unordnungen und traurige Folgen nach sich.

Erstens, überläßt sich die Frau oder der Mann dem Müßiggange; zweytens werden sie hochmüthig, und wollen nicht gehorchen; hiezu kommt endlich, daß wenn dem Sklaven von demjenigen übel begegnet wird, der mit seinem Weibe zu thun hat, so suchet er Gelegenheit sich zu rächen, und lauft entweder davon, und nimmt andere mit sich, oder er vergiftet seinen Aufseher oder den Pflanzer, der ihm auf eine Art begegnet, die er ungerecht findet, so bald er seine Vergnügungen mit ihm theilet. Dies sind die unglücklichen Wirkungen der Vielweiberey. Um dergleichen Zufälle zu verhüten, muß man Leuten, welche bey dem geringsten Versehen hart bestraft werden müssen, nicht die geringste Gelegenheit zur Eifersucht geben.

An dem Nothwendigen, worunter ich dasjenige verstehe, was ihnen so wohl zu ihrem Lebensunterhalt dienet, als auch dasjenige, was ihnen zu gewissen kleinen Bedürfnissen gewöhnlicher Weise auf den Pflanzungen gereichet wird, muß man es nicht ermangeln lassen.

Bey Krankheiten, welche, wie ich gesaget habe, selten sind, oder wenn ihnen sonst etwas begegnet, muß man grosse Sorge für sie tragen, sie besonders für der Witterung in Sicherheit setzen, und jederzeit mit den auf den Planzungen gebräuchlichen Arzneyen versehen seyn, damit man sie allezeit in jedem Nothfall bey der Hand habe; diese Sorgfalt gehört auch unter die Pflichten der Aufseher.

Auch

Auch in den unschuldigsten Sachen ist es tadelnswerth, wenn man nicht die Mittelstrasse hält. Man muß ihnen daher einer Seits nicht zu viel Arbeit auflegen, und von der andern auch nicht aus einer unzeitigen Nachsicht, das geringste Verbrechen unbestraft lassen. Es würde von gefährlichen Folgen seyn, wenn man in Ansehung des leztern Punkts zu nachgebend wäre; die Strafen müssen aber mit den Verbrechen im Verhältnis stehen, und man muß sich nicht durch seine Leidenschaften hinreissen lassen, wenn man sie bestrafet, oder wenn man sie unmäßig bestrafen lässet, damit der Schuldige nicht allzusehr gereizt und zur Verzweifelung gebracht werde: solches würde jederzeit demjenigen nachtheilig seyn, der ihn nur zu strafen geglaubt, und der seinen Leidenschaften mit seinem eigenen Schaden ein Gnüge geleistet hätte.

Strafet man sie nicht härter, als sie es verdienet haben und nach den Regeln der Billigkeit, so kann man schon zum voraus versichert seyn, gute und getreue Diener an ihnen zu haben; denn ob sie gleich Sklaven sind, so denken und überlegen sie doch eben so gut, als wir, und wissen sehr wohl einen Unterscheid unter Recht und Unrecht zu machen. Sie gestehen übrigens gar bald ihre Vergehungen, ausser bey einer Vergiftung; denn in diesem Fall ist nichts in der Welt vermögend, sie so wenig zum Geständniß ihres eigenen Verbrechens, als zur Entdeckung eines ihrer Mitschuldigen zu bewegen.

Zu gewissen Zeiten muß man ihnen erlauben, daß sie sich untereinander ein Vergnügen machen. Denn wie oben erwähnet worden, so lieben sie das Tanzen so sehr, daß sie es mit vielem Dank erkennen, wenn ihnen solches zuweilen erlaubet wird; und man kann ver-

versichert seyn, daß sie alsdenn mit desto mehrerem Eifer wieder an die Arbeit gehen; nur muß man ihren schwarzen Officiers *) zu solcher Zeit anempfehlen, ihre Aufführung genau zn beobachten, damit keine Unordnungen vorgehen, weil sonst diese Freyheit übele Folgen haben könnte.

Ich wiederhole es hier nochmals, daß es sehr nöthig ist, sie gelinde zu halten, und sie nicht, wie solches fast in allen Kolonien geschiehet, mit einer Strenge zu bestrafen, die einer Grausamkeit ähnlich ist; oder man darf sich nicht wundern, daß sie Gelegenheit suchen, ihr hartes Joch abzuwerfen. Wenn dieses geschiehet, hat man die Schuld davon, die meiste Zeit dem harten und grausamen Betragen der Aufseher beyzumessen.

Es ist also der Pflanzer oder der Verwalter ihre Pflicht, dahin zu sehen, und zwar der ersteren, daß sie zu dieser Stelle redliche Leute nehmen, die ihr Bestes suchen, und die mit den Leuten, von welchen ihre ganze Wohlfart abhänget, vernünftig umgehen: denn es

*) Man nennet Negern-Officiers diejenigen, die man von ihnen wählet, um ihnen die Aufsicht über die andern Sklaven anzuvertrauen. Sie theilen ihnen die Befehle aus, und strafen sie, wenn sie nicht arbeiten wollen oder etwas verbrochen haben. Ein jeder dieser Officiere hat 30 Sklaven unter seiner Aufsicht, und führt beständig eine Peitsche bey sich, um sich deren im Nothfall zu bedienen. Alle Abende muß er seinen Bericht an seinen Herrn oder an den Aufseher abstatten, um neue Befehle wegen der Arbeiten des folgenden Tags zu erwarten.

es ist ausser Zweifel, daß ein treuer und arbeitsamer Sklave den Reichthum seines Herrn ausmachet. Wären sie nicht, was würde aus den Ländereyen und Pflanzungen werden? Sind sie es nicht wirklich, die ihren Eigenthümern alle Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen? Diese würden ihnen fehlen, wenn ihre Sklaven nicht starke Arme zu deren Anbau hätten! Der inneren Haushaltung nicht zu gedenken, worauf, nach meiner obigen Bemerkung, beyde Geschlechter sich so gut verstehen.

Menschen, denket menschlich, zu ihrem und zu eurem Besten; denn dieses Volk ist die Quelle eurer Glückseligkeit!

Die Gelegenheit Glückliche zu machen, ist nicht so häufig, als man insgemein dafür hält; die Strafe, sie verfehlet zu haben ist, daß man sie nicht wieder findet. Wehe dem, der den Pflichten der Menschheit nicht einen Tag von seinem Vergnügen aufzuopfern weis! Wenn der Mensch sich nur durch die Vernunft auszeichnet, so muß er sich auch durch das Gefühl willig leiten lassen.

Je grösser die Anzal dieser Menschen ist, desto grössere Nachsicht muß man auch für sie haben. Man erinnere sich hiebey der Athenienser, die mit ihren Sklaven sehr glimpflich umgiengen, und daher nichts von dergleichen Unruhen erfuhren, die den Lacedämoniern den Untergang droheten.

So lange die Römer ihre Sklaven menschlich behandelten, verhielten sich diese ruhig. Nachdem jene aber die Empfindungen der Menschheit gegen sie ablegten, entstanden die bürgerlichen Kriege, die mit den Punischen Kriegen verglichen werden.

Die

Die Griechen hatten ein Gesez, nach welchem diejenigen Sklaven, die von ihren Herren zu hart gehalten wurden, verlangen konnten, an andere verkauft zu werden. Aus vielen wahrscheinlichen Gründen glaube ich, daß ein dergleichen Gesetz in der Kolonie Surinam nicht statt finden kann. Ich führe es aber hier nur an, um zu zeigen, daß man doch von je her, für diese Art von Menschen einige Achtung gehabt habe. Indessen giebt es Fälle genug, wo zu wünschen wäre, daß es zum allgemeinen Besten in Ausübung gebracht werden könnte; weil die tägliche Erfahrung lehret, daß öfters die Härte eines einzigen Menschen vielen seiner Mitbürger zum grösten Schaden gereichet; Würde sonst die Anzal der **Marron-Neger** wohl so beträchtlich, als sie heutiges Tages ist, geworden seyn?

Ich wünsche, daß alle diejenigen, die entweder eigene Sklaven, oder selbige unter ihre Aufsicht haben, sich diesen guten Rath empfohlen seyn lassen, der keine andere Absicht hat, als daß sie den Nutzen davon jezt und in der Folge verspüren mögen.

Vierzehntes Hauptstück.

Beschreibung der verschiedenen Arten von Früchten, und einiger besondern Bäume, welche im Lande befindlich sind.

Da bekanntermaßen ein jedes Land seine besondere Produkte hat, so muß man sich nicht wundern, daß man in Surinam nicht just eben dieselben Früchte, als in Europa findet, weil dieses dagegen unendlich viele hervorbringet, die jene an Güte übertreffen. Ich habe mir vorgenommen, dieses in diesem Hauptstücke darzuthun, indem ich eine jede insbesondere unter dem Namen beschreiben werde, unter welchen sie den Landes-Eingebohrnen so wohl, als den daselbst wohnenden Europäern bekannt sind, damit diejenigen, die dorthin zu reisen gedenken, eine hinlängliche Kenntniß davon haben mögen, wenn sie selbige aufsuchen wollen.

Von der Ananas.

Unter allen Früchten Europens kommt zuverläßig keine der Ananas *) in der Fürtreflichkeit bey. Es giebt dreyerley Gattungen derselben, die durch ihre Gestalt von einander unterschieden werden.

Die erste **) ist sehr dick und weiß, denn sie hat acht Zolle im Durchschnitt und funfzehn bis achtzehn Zolle in der Länge; beym Reifen wird ihre Rinde gelb,

*) Bromelia Ananas. *Linn.* spec. Pl. I. p. 408.

**) Ananas aculeatus, fructu ovato, carne albida. *Trew* Jc. Tab. 2. *Linn.* l. c. sp. I.

gelb, ihr Fleisch aber ist weiß und zaserichꝛ. Ihres schönen Ansehens ohngeachtet, ist sie doch nicht die Beste von diesen drey Gattungen, weil sie einen etwas herben Geschmack zu haben pfleget.

Die zwote *) ist von pyramidalischer oder konischer Gestalt, und von weit besserem Geschmack, als die vorhergehende.

Die dritte †) ist roth, und übertrift an Güte die beyden ersteren Gattungen.

Diese Frucht, so wohl von der einen als der andern Gattung, träget viele, dem Rohr ähnliche Blätter, die zwey bis drey Fuß lang von einer muntern grünen Farbe, wie Dachrinnen ausgehölet und eingekerbt sind; aus der Mitte derselben erhebt sich ein zween Fuß langer Stiel, eines Fingers dick, der mit einigen Blättern besetzet ist.

An dem Gipfel dieses Stiels erblicket man eine aus verschiedenen sehr kurzen Blättern gebildete feuerfarbige Rose, in welcher die Frucht eingeschlossen ist, die nach gerade stärker wird, und die Gestalt eines Zuckerhuts annimmt. Ueber dem obern Theil derselben, stehet ein Busch von kleinen Blättern, die den Blättern an dem Stiel ähnlich, aber doch kleiner und zärter sind. Schneidet man diese Krone ab und setzet sie in die Erde, so träget sie in Jahresfrist ebenfalls eine Frucht. Ihr Geschmack und ihr Geruch entsprechen vollkommen ihrer natürlichen Schönheit.

*) Ananas aculeatus, fructu pyramidato carne aurea *Tourn.* Inst. 653. *Linn.* l. c. sp. l.

†) Ananas aculeatus, maximo fructu conico *Plukn.* sp. 20. *Linn.* sp. I.

Klein geschnitten und mit rothem Wein und Zucker gegessen, gleichet sie sehr an Geschmack der Pfirsiche und der Birn Bonchretien genannt, vorzüglich aber den Erdbeeren. Sie wird auch ganz mit der Krone in Zucker eingemacht; alsdenn muß sie aber noch sehr jung seyn; und man schicket sie häufig nach Europa. Aus dem ausgedruckten Saft derselben macht man einen dem Malvasier ähnlichen Wein, der sehr geschwinde rauschet. Wegen ihrer erfrischenden Kraft, wird diese Frucht fast auf allen Pflanzungen gebauet; das Besondere hiebey ist, daß, obgleich ihre Wartung nicht schwer noch kostbar fällt, das Stück dennoch von den schwarzen Sklaven, die einen starken Handel damit treiben, zu fünf bis acht Stüver holländisch auf dem Markte verkauft wird.

Von der Pumpelnuß.

Die Pumpelnuß *) ist ebenfalls eine nicht zu verachtende Frucht. Sie ist eine Art von Pomeranze, von der Größe eines acht- bis zehnjährigen Kinderkopfs, die den Geschmack von Erdbeeren oder Weintrauben hat, deren Haut man eines Fingers dick und sehr bitter findet; dem ohngeachtet ist sie sehr erfrischend und gesund. Ihr Fleisch ist wegen der angenehmen Säure fürtreflich. Wenn sie auch noch so häufig genossen wird, hat man doch nichts deshalb zu besorgen.

Es

*) Citrus decumana *Linn.* sp. Pl. II. p. 1101. Pumpelmus. *Meister* Jc. p. 84. Dietr. Pflanzenr. II. p. 904. Pompelmus *Rumph* Amb. Vol. II. T. 24. F. 2. Weinmann Tab. 699. lit. a. A. d. Ueb.

Es giebt zweyerley Gattungen derselben, die eine hat ein rothes, und die andere ein weisses Fleisch. Die Frucht wächst auf einer Art von Pommeranzenbaum, der fast auf allen Pflanzungen gezogen wird. Die Neger verkaufen sie ebenfals auf dem Markte, das Stück zu fünf Stüver.

Von den Pommeranzen.

Die Pommeranzenbäume *) stammen ohne allen Zweifel aus Asien oder China her, denn sie sind von den Spaniern oder Portugiesen nach Surinam gebracht worden; Sie sind aber dort nie einheimisch geworden, weil sie in der ganzen Kolonie so häufig angetroffen werden. Man findet hier dreyerley Arten derselben: die sauren, die süssen und die chinesischen, die im Lande Cinaas-Appel genennet werden.

Die ersteren heissen saure Pommeranzen, und werden gar nicht sehr geachtet. Man braucht sie gemeiniglich nur zur Auszierung der Speisen, die aufgetragen werden; oder zur Reinigung der Häuser, um ihnen einen guten Geruch zu geben, um sie frisch zu erhalten, und sie für den Insekten zu bewahren. Man bedienet sich indessen doch ihres Safts mit einem erstaunend guten Erfolg bey Heilung alter Geschwüre bey den Negern die man damit wäschet, wodurch sowohl das sie umgebende wilde Fleisch, als auch ihre böse Feuchtigkeiten dergestalt weggeschaffet werden, daß sie mit den geringsten austroknenden Mitteln in kurzer Zeit geheilet werden können. Zwar ist dieser

*) *Citrus aurantium Linn.* l. c. p. 1100. Malus aurantia major. *C. B. Pin.* 426. Dietr. l. c. Blackw. Tab. 349.

Verband, der zweymal des Tages wiederholet wird, sehr schmerzhaft; man ist aber versichert, dadurch völlig geholfen zu werden, das Geschwür mag auch noch so übel zu heilen seyn.

Die zwote Art der Pommeranzen ist die Süsse, die der vorhergehenden ziemlich nahe kömmt, ausser daß ihre Schale dünner, und ihr Saft sehr angenehm und süsse ist; sie hat eben so erfrischende und Durststillende Eigenschaft, und man kann von dieser Frucht so viel genüssen, als man will, ohne einige Beschwerlichkeit deshalb befürchten zu dürfen.

Die dritte Art endlich ist diejenige, die man Cinaas-Appel nennet, weil sie vollkommen den Portugiesischen Pomeranzen gleichet; nichts kommt ihrem Zucker-süssen Geschmacke bey.

Die Schale dieser beyder leztern Arten stärkt den Magen und das Gehirn, und hindert das Verderben der Säfte. Ihre Blüte ist Haupt- und Magenstärkend, und dienet wider die Mutterbeschwerde, und wider die Würme.

Die Pommeranzenbäume gehören, wie jedermann weiß, unter die schönsten Bäume, und ihre Blüte ist von einem sehr angenehmen Geruche; ihre Blätter sind von dem schönsten Grün, und der Baum verliert sie niemals.

Von den Zitronen.

Die Zitronenbäume *) stammen, meines Bedünkens, eben so wenig aus diesem Lande her, als die Pomme-

*) Citrus medica *Linn.* l. c. Malus medica *C. B. Pin.* p. 435. Dietr. l. c. p. 903. Blackw. T. 361.

Pommeranzenbäume. Und da dieser Baum zu bekannt ist, als daß ich mich dabey aufhalten sollte, so bemerke ich nur, daß man sie daselbst ziemlich häufig findet.

Indessen giebt es doch zwo Arten derselben im Lande; die eine davon ist sehr sauer, und die andere süß. Die erstere hat eine dicke und etwas höckerichte, die andere aber eine dünnere und glattere Schale. Der ersteren Art bedienet man sich häufig in hitzigen und bösartigen Fiebern, weil der Saft eine Durststillende Kraft hat, das Aufwallen der Galle und des Bluts dämpfet, und die verlohrne Kräfte wiederherstellet. Der Schale dieser Zitrone bedienet man sich mit gutem Erfolg wider den übelriechenden Athem, und wegen ihrer Bitterkeit, zur Stärkung des Magens. So häufig selbige auch im Lande sind, wird doch das Hundert davon mit sechs Gulden holländisch bezahlet. Auch hiemit handeln die Neger.

Von den Limonien.

Man bemerket fast keinen Unterscheid unter dem Limonien- *) und dem Zitronenbaum, weil sich beyde in der Größe und in den Blättern gleichen, nur sind die Früchte darinn von einander unterschieden, daß die Limonie kleiner und runder ist, als die Zitrone, auch eine dünnere Schale hat. Inwendig ist sie ebenfalls in Zellen abgetheilet, die den Kern in sich schlüssen. Ihr Aeusseres aber hat nicht dieselbe Farbe und denselben Geruch. Sie werden eben so häufig

*) *Citrus* Limon Linn. l. c. spec. 1. β. Malus Limonia acida *C. B. Pin.* 436. Dietr. l. c. Blackwell Tab. 362.

und noch häufiger gebraucht, als die Zitronen; denn man bedienet sich ihres Safts zur Kühlung in hitzigen Fiebern, bey schmerzhaften Krankheiten, und um die Schärfe der Galle zu dämpfen. Man verfertiget auch gemeiniglich den Punsch aus denselben, bey welchem sie dem Zitronensaft, wegen ihrer grössern Säure, vorzuziehen sind. In den Apotheken wird ein in der Medicin sehr gebräuchlicher Syrup daraus verfertiget.

Der Zimmet-Apfel.

Der Zimmet-Apfel *) ist eine Frucht, die nicht größer als ein Gänse-Ey ist. Sie gleichet fast einem Kiehn-Apfel. Ihre eines halben Fingers dicke Haut, ist ganz mit kleinen zarten, ein wenig erhabenen Schuppen bedeckt, die Anfangs von einer ziemlich angenehmen grünen Farbe sind, allmählich aber, wenn die Frucht anfängt zu reifen, verwelken.

Die innere Substanz dieses Apfels, gleichet einem dicken Milch-Rahm. Sie ist zwar etwas unschmackhaft, dabey aber sehr erfrischend. Sie hat große schwarze Samen-Körner, und wächset auf einem Strauche, der in den Gärten gezogen wird.

Der

*) Der Flaschenbaum. Onom. Bot. I. 555. *Guanabanus* fructu turbinato minori luteo. Frantzösisch Cœur de boeuf ou petit Corosol. s. *Dictionnaire* d'Hist. Nat. par *Val. de Bomare.* Annona squamosa *Linn.* sp. Pl. p. 756.

Der Akaju oder Elephantenlausbaum und seine Nuß.

Der Akaju-Apfel *) ist von einer länglicht-runden Gestalt, und mit einer sehr zarten und ebenen Haut umgeben. Ihre Länge beträgt ohngefähr vier Zoll, und ihre Dicke zwanzig Linien Der Baum dieser Frucht, gleichet sehr einem Birnbaum, ob gleich dessen Blätter den Blättern des Eschenbaums, und die Rinde der Eichenrinde ähnlich siehet. Er wächst zu einer solchen Höhe, daß die Neger Kanots oder Pirogen aus einem Stücke davon verfertigen. Nur allein die Indianer gebrauchen diese Frucht mit zu ihren Nahrungsmitteln. Ihr Kern hat die Gestalt einer Niere, und man giebt ihm den Namen Akaju-Nuß. Ihr Holz ist so hart und so dick, daß man sie kaum mit einem Hammer zerschlagen kann. Inwendig sitzet eine schöne Mandel, welche die Gestalt der Schale hat, die mit einer braunen Haut von der Dicke eines Blatts Papier umgeben ist. Diese Mandel ist von ausnehmender Weiße, vest, ölicht, und von einem die Mandeln, Nüsse, und alle andere Früchte dieser Art weit übertreffenden Geschmacke; man ißt sie frisch mit Salz, wie die ausgemachten Kerne der Wälschen-Nüsse. Sie lassen sich sehr gut verschicken, und erhalten sich lange Zeit. Ich bewahre dergleichen in meinem Zimmer auf, die bereits zehn Jahre alt sind, und ob sie gleich etwas von ihrem

*) Akaju oder Kaju Acajaiba, der Nierenbaum, die Kajunuß. Der Elephantenlausbaum. Dietr. l. c. I. 486. Anacardium occidentale *Linn.* Sp. Pl. I. 548. Die Frucht Noix ou Chataigne d'Acajou. Anacarde antartique. *Bom.* Dict. I. 114 und 253. Faba de Malacca &c. A. d. Ueb.

rem Oel und von ihrem Geschmack verlohren haben, so sind sie doch noch eßbar. Die Eingebohrnen des Landes haben ihr den Namen Ingui-Noote gegeben, welches verdeutschet, indianische Nüsse, heißet, weil die Indianer sie uns zuerst haben kennen gelehret.

Aus eben demselben Baum fließet eine Art arabischen Gummi, welches in lauem Wasser aufgelöset, statt des stärksten Vogelleimes dienen kann.

Die Avogato-Frucht.

Der Baum welcher die Avogato-Frucht *) trägt, ist eben nicht gemein im Lande; ich glaube daher, daß ihn die Spanier hieher gebracht haben, weil er bey ihnen sehr häufig sich findet. Während meines Aufenthalts in der Kolonie habe ich deren nur drey gesehen; zwey in dem Garten des Herrn Ladesma zu Paramaribo, und einen auf der Kreek Para. Dieser schöne Baum gleichet fast unsern Wallnußbäumen; sein Holz und seine Rinde haben eine graue Farbe, die Blätter desselben sind lang, spitzig und etwas dicke. Seine Blüten breiten sich wie eine Rose aus, und die daraus entstehende Frucht hat die Gestalt einer Birne Bonchretien genannt; ihr Fleisch zergeht von selbst im Munde, und ich kann sie am besten mit einer Pfirsche vergleichen. Inwendig sitzet ein fast runder etwas höckerigter Stein, der ohne Kern ist, und der nicht härter ist als eine von ihrer Schale entblößte Kastanie.

Nach

*) Laurus Persea *Linn.* Pl. I. 528. Dietr. l. c. p. 455. Avogatobaum.

Nach drey Jahren fängt dieser Baum an, Früchte zu tragen, und man hat mich versichern wollen, daß das Dekokt von dessen Blättern ein ohnfehlbares Mittel sey, die ausgebliebene monatliche Reinigung wieder herzustellen.

Von den Kirschen.

Die Surinamischen Kirschen *) sind eben so wenig zu verachten, als die Europäischen. Sie sind von viereckigter Gestalt, und haben inwendig einen Sattel, wie die Wälsche-Nusse, davon eine jede Abtheilung einen kleinen Stein einschlüßet. Diese Kirschen haben beynahe den Geschmack unserer sauren Kirschen; alsdann müssen sie aber recht reif seyn, sonst sind sie herbe. Sie sehen eben so schön roth aus, als die unsrigen, und sind fürtreflich zu essen. Man macht sie mit Zucker ein, verfertiget auch eine Art Mus daraus.

Der Baum worauf diese Frucht wächst, trägt alle drey Monathe neue Früchte, und hat beynahe das Ansehen eines Granatenbaums.

Von der Avoira.

Die Avoira wächst auf einer Art Palmbaum **), und hat die Gestalt eines Hüner-Eyes, ihre Rinde

*) *Malpighia*, mali punici facie. Plukn. gen. 46. Tab. 166. f. 2. Malpighia punicifolia *Linn.* Sp. Pl. I. 609. Die Malpighie mit dem Granatblatte. A. d. U.

**) Palma dactylifera, fructu globoso. Phœnix dactylifera? *Linn.* l. c p. 1658. Dattelbaum. Dietr. l. c. p. 1325. Das Wort Avoira ist mir nirgends vorgekommen. Vielleicht wird unter demselben der Palmier

Rinde ist röthlich und etwas dicke. Sie hat wenig Fleisch, welches von Goldgelber Farbe ist, weil sie einen starken harten und schwarzen Stein in sich schlüßet, aus welchem die Neger Ringe verfertigen. Man sagt, der Kern dieses Steins sey anziehend, und diene daher wider den Durchfall.

Diese Frucht enthält viel Oel, welches gewöhnlicherweise durchs Kochen aus derselben gezogen wird, und dieses ist das eigentliche Palmöl. Sie giebt eine sehr gute Nahrung für das Vieh ab, weil sie stark mästet.

Von den Maripas.

Die Maripa-Frucht *) gleichet sehr der Avoira, ausser daß sie größer und nicht so gelb ist. Sie wächst auf dem Palmbaum, den man gemeiniglich den Kohlbaum nennet. Ihr brauner Stein hat dieselbigen Eigenschaften, und dienet zu eben demselben Gebrauche als der vorige.

Von dem Cumu.

Der Baum welcher den Cumu trägt, ist ebenfalls eine Gattung des Palmbaums **), er ist aber kleiner

mier Aouara oder die afrikanische Kohlpalme des Herrn von Bomare in seinem Dict. Vol. VIII. p. 178. verstanden. Cf. *Lemery* Mat. Lex. p. 69.

*) Diesen Namen legen die Negern in Surinam und die Einwohner von Guiana einer Art von Palmbaum bey. *Maripa*, Dattier de Surinam. *Vallm. de Bom.* VI. 523.

**) Palma coccifera, latifolia, fructu atro-purpureo, omnium minimo.

kleiner als die beyden vorigen. Diese Frucht, die Traubenweise wie die Weintrauben wächst, ist nicht viel größer als eine Haselnuß. Sie ist purpurfärbig, etwas bläulicht, und mit einem Stein versehen. Ihr Geschmack ist nicht der angenehmste; man weiß aber eine Art von Schokolate daraus zu bereiten, die sehr gut ist, und die folgendergestalt verfertiget wird.

Man weichet eine gewisse Portion von diesen Körnern eine halbe Stunde lang in kochend Wasser ein; alsdann werden sie gequetschet, und durch einen Durchschlag geschlagen; man mischet Zucker und Zimmet darunter; und diese Mischung gleichet an Farbe vollkommen der Schokolate.

Von den Mispeln.

Die **Mispeln** *) von Surinam unterscheiden sich darinn von den Europäischen, daß sie keinen Stein haben, und von der schönsten rothen Farbe sind. Ihre Haut ist sehr zart, und das Fleisch veste, weiß und von etwas herben Geschmacke. Beym Reifen aber wird es weich, und bekommt einen süßen, weinartigen und angenehmen Geschmack. Die Mispeln und auch die Blätter dieses Baums, sind überhaupt sehr zusammenziehend; sie werden öfters zu Gurgelwassern bey Hals-Entzündungen gebrauchet. Der Baum von dieser Frucht ist von mittelmäßiger Größe, und er wird in verschiedenen Gärten der Stadt gezogen.

Von der Zuur-Zach.

Der **Zuur-Zach** ist eine Frucht ohngefähr so groß als eine Melone, von pyramidalischer Gestalt,

einer

*) Mespilus, fructu rubro. An Mespilus Pyracantha? *Linn.* Sp. Pl. p. 685.

einer Birn ähnlich; und der Baum worauf sie wächst, gleichet ebenfalls einem Birnbaum, so wohl in Ansehung der Größe als der Blätter. Er hat eine ungemein grüne Rinde, die voller kleinen Stacheln ist. Die innere Substanz der Frucht gleichet vollkommen dem dicksten Milchrahm; sie ist erfrischend, und wegen ihrer Säure löschet sie den Durst.

Von den Kokos-Nüssen.

Die Kokos-Nuß ist von der Dicke eines Menschenkopfes, etwas oval und zuweilen rund, sie hat drey Ribben, welche ihr eine dreyeckigte Gestalt geben. Die Schale dieser Nuß ist sehr dick, hart, holzartig und runzelicht. Die Neger bedienen sich derselben zum Wasserschöpfen, indem sie ein Loch in der Mitte derselben machen, und einen Stiel darin bevestigen, dadurch geben sie ihr die Gestalt eines Punsch-Löffels.

Der Baum der diese Frucht trägt, ist ein sehr gerader und hochwachsender Palmbaum *); seine Krone bestehet aus sehr langen, breiten und nach Verhältniß dicken Blättern: seine Blüten gleichen denen von den andern Palmbäumen. Er blühet alle Monate, und hat das ganze Jahr hindurch Blüten und Früchte, die immer nach gerade reif werden.

Wann diese Frucht zu ihrer völligen Reife gediehen, ist sie sieben bis acht Zolle dick, und zehn bis zwölf Zolle lang. Die Nuß ist mit einer Bedeckung umgeben, die aus starken Fibern bestehet, welche den Hanf- oder Flachsfäden ähnlich sehen, und die sehr vest an

*) Palma coccifera, fructu maximo. *Cocos nucifera. Linn.* l. c. p. 1658.

an der Frucht sitzen. Unter dieser Decke befindet sich eine sehr dünne glänzende und harte Haut, die immer blasser wird, je näher die Frucht ihrer Reife ist. Wenn man diese Decke weg nimmt, ist die Nuß fünf bis sechs Zolle lang, in der Mitten vier bis fünf, und an den Enden sechs bis sieben Linien dick. Sie ist sehr hart, von brauner Farbe, mit einigen schmuzig grauen Faden, darzwischen weisse Pünktchen befindlich sind, versehen. An dem untern Theil der Frucht, mit welchem sie an dem Zweige vest sitzet, sieht man eine Oefnung, wodurch sie wahrscheinlicher Weise ihre Nahrung aus dem Baume ziehet. Wenn diese Nuß geöfnet wird, fließt ein milchichter, zuckerartiger, und wohlriechender, dabey aber etwas säuerlicher Saft heraus, der in der noch jungen Frucht so häufig vorhanden, daß man sie davon ganz angefüllet findet, der aber nach gerade, so wie die Frucht reifet, abnimmt, weil er in eine Substanz verwandelt wird, die weisser als der Schnee und derber als die von einem Apfel ist. Wenn sie zur vollkommenen Reife gelanget, beträgt ihre Dicke vier Linien. Sie wird alsdann mit einer Säge von einander geschnitten, um diese Substanz heraus zu nehmen, die Theils den Geschmack von einer Haselnuß, theils von einem Artischockenboden hat. Sie wird deshalb auch mit Salz gegessen und ist ziemlich verdaulich. Von den Negern wird das Stück von diesen Nüssen zu zehn Stüver verkauft.

Von den Feigenbäumen.

Die Feigenbäume *) werden in diesem Lande alle aus dem Reise gezogen. Sie tragen das ganze Jahr

*) Ficus *Linn.* p. 1513. Dietr. l. c. p. 1228.

Jahr durch, wenn man nur Mist an dem Fuß des Baumes bringt. Die Früchte derselben sind wie die europäischen, ausser daß sie aus- und inwendig blutroth aussehen. Sie haben einen sehr angenehmen Geschmack, und es giebt grosse Stücke darunter.

Von der Goyava.

Der Baum, welcher die Goyava *) trägt, ist von mittelmäßiger Größe, und blühet zweymal im Jahre. Er zeigt sich so häufig, daß man selbigen nicht allein in allen bebaueten Ländereyen, sondern auch auf den Wiesen und in Holzungen antrift, weil er allenthalben sehr leicht fortgehet wo seine Samenkörner hinfallen, und nach drey Jahren wieder einen Baum hervorbringt, der beynahe dreyßig Jahre lang Frucht träget.

Die Goyava gleichet einem Renettenapfel, ausser, daß sie an ihrem obern Theile eine Krone hat, fast wie die Mispeln. Ihre Schale oder Haut ist rauh und uneben. Anfänglich etwas grünlich und herbe, beym Reifen aber wird sie von etwas blasser Zitronenfarbe.

Es giebt zweyerley Arten derselben, die eine hat ein rothes, die andere aber ein weisses Fleisch. In der Farbe der Haut aber, kommen beyde mit einander überein. Das Innere dieser Frucht ist in vier Theile abgetheilet, wovon ein jeder sehr kleine und knochenartige Samenkörner enthält.

Weil

*) Goyava oder Guayava, der indianische Birnbaum, der Kujavabaum. Dietr. l. c. p. 590. Psidium Guajava pomiferum & pyriferum *Linn.* I. 672. Guajavier. *Bom.* Dict. V. p. 287. A. d. Ueb.

Weil sie sehr gut und gesund ist, so kann sie zu allen Zeiten genossen werden: denn wenn man sie z. B. reif isset, öfnet sie den Leib; halb unreif genossen hingegen, ist sie stopfend.

Es werden allerhand gute Teige und fürtrefliche Kompoten daraus verfertiget. Die Wurzel des Baumes ist anziehend und wird in Durchfällen sehr hoch gehalten.

Von dem Granatapfel.

Der Baum welcher die Granatäpfel *) trägt, sonst der Granatenbaum genannt, ist sehr niedrig, und hat daher auch nur schwache Zweige; sie sind eckicht und haben eine röthliche mit harten Dornen besezte Rinde. Ihre Blätter stehen unter einander ohne Ordnung, und gleichen einigermaßen den Blättern der grossen Myrthe. Zwischen den Fingern gerieben, geben sie einen starken unangenehmen Geruch. Wenn ihre scharlachfarbene Blüte vorbey ist, kommt der Granatapfel von der Größe eines Renettenapfels, mit einer auf beyden Seiten etwas niedergebogenen Krone zum Vorschein. Die Schale dieser Frucht ist auswendig roth, runzlich, dicke wie Leder und zerbrechlich. Das Innere des Granatapfels ist in kleine Zellen abgetheilt, die voller aufeinander liegenden fleischigen Körner von einer schönen rothen Farbe sind, und die einen angenehm-schmeckenden Saft enthalten. In einem jeden derselben, sitzet ein länglichter Same, der öfters von unordentlicher Gestalt und gelblich ist. Man hat zwo Arten derselben. Ich kenne aber nur

*) *Punica nana*, seu humillima *Linn.* Sp. Pl. p. 676. Dietr. 595.

die oben beschriebene Art, die nur allein in den Gärten gezogen wird.

Der Sapadillapfel.

Der Sapadill-Apfel *) wird für eine der besten Früchte auf dem vesten Lande angesehen, den ich aber wegen seiner allzugroßen Süßigkeit nicht nach meinem Geschmack finde. Er ist von der Größe eines Hüner-Eyes, aber kugelrund, mit einer sammetartigen, zimmetfarbenen und etwas dicken Haut umgeben. Das Fleisch derselben, das einem Mus gleichet, hat einen Honiggeschmack, ist aber dabey etwas widrig. Es ist in Zellen gleich einer Pomeranze abgetheilet, deren eine jede einen schwarzen länglichten und dicken Kern in sich schlüßet, welcher der Samen dieser Frucht ist. Der Baum, der sie trägt, ist sehr groß, und erst nach fünf bis sechs Jahren tragbar.

Von der Tamarinde.

Es ist mir wahrscheinlich, daß die Spanier den Tamarinden-Baum **) nach Amerika gebracht haben, und daß er dort nach gerade einheimisch geworden. Er ist von der Größe eines wälschen Nußbaums, aber dicker von Blättern. Der Stamm desselben, der sehr gerade und rund ist, hat eine braune dicke Rinde, voller Risse. Seine sehr ästige Zweige breiten sich sehr ordentlich nach allen Seiten aus; die an denselben

*) Sapata fructu ovato majore. *Plum.* gen. 43. Achras mammosa *Linn.* Sp. Pl. 469. Der Brustförmige Breyapfel. Sapote. Planers Linn. Pflanzengatt. 1775. p. 304. A. d. Ueb.

**) Tamarindus indica *Linn.* 48. Dietr. p. 53. Tamarinier. *Vallm. de Bom.* XI. 107. A. d. Ueb.

ben abwechselnd, und allezeit paarweis stehenden Blätter, sind lang, schmahl, ziemlich stark und blasgrün. Auf der Blüte (die Traubenweise an einem dünnen Stiel sitzet, und aus drey rosenfarbenen Blumen-Blättern bestehet) folget die Frucht, in Gestalt einer Schote, die Büschelweise zum Vorschein kommt. Sie ist eines kleinen Fingers dick, fünf bis sechs Zolle lang, und anfänglich grün; wenn sie aber reifet, verändert sich ihre Farbe in die braune. Inwendig hat sie ein graues Mark, welches eine Art kleiner Früchte, wie Bohnen gestaltet, in sich schlüsset, die Anfangs ziemlich zart, von violetter Farbe, und von einem säuerlichen, sehr angenehmen Geschmacke sind.

Diese Früchte werden ganz oder aus den Schoten genommen, eine geraume Zeit vorher ehe sie reif sind, und jederzeit, ehe sie trocken werden, eingemacht. Das Fleisch dieser Frucht ist sehr erfrischend, leicht abführend, dabey aber etwas zusammenziehend. Wann sie eingemacht ist, wird sie stark gebrauchet, weil sie wegen ihrer angenehmen Säure die Aufwallungen der Säfte mildert; sie vermindert das Fieber, erfrischet, stillet den Durst, besonders in anhaltenden Fiebern.

Von dem Weinstock.

Der Weinstock *) gewöhnet sich sehr schwer an das Klima dieses Landes, denn so heiß es auch ist, so ist es doch auch zu gleicher Zeit sehr feuchte, dadurch reifet der Wein zu geschwinde und sehr ungleich. Denn ein und eben derselbe Stock hat zu gleicher Zeit ganz reife, minder reife und unzeitige Trauben. Es

*) Vitis vinifera L. 293. Dietr. 242.

würde dieses nichts schaden, wenn nur diejenige Trauben, welche nicht mit den ersteren zu gleicher Zeit reif werden, noch zuletzt zur Reife gelangeten; die widrige Witterung aber verhindert dieses, und es werden sehr eßbare darunter eingesammlet; denn man findet öfters an einer Traube alle drey obige Sorten, davon die reifen weder so fleischig noch so saftig, folglich auch nicht so angenehm, als die unsrigen sind. Der einzige Nutzen, den man daraus ziehet, ist, daß der Weinstock zweymal im Jahre träget.

Indessen giebt es einige darunter, die, wenn das Erdreich gut ist, sehr gute Trauben bringen; dieses ist aber etwas sehr seltenes; und man hat mich versichern wollen, daß mit dem Alter des Weinstocks, auch die Trauben besser würden.

Von den Markujas.

Die **Markujas** ist eine sehr fleischige Frucht, nicht stärker als ein im Lande gewachsener Granat-Apfel, eyförmig, und wenn sie völlig reif ist, Pommeranzenfärbig. Ihr Inneres ist eine Art einer Gallerte, aschfarbig, und von einem säuerlichen und herben Geschmacke. Sie enthält verschiedene eyförmige Samenkörner, die chagrinartig und ziemlich wohlriechend sind. Wenn man die Frucht essen will, wird sie wie ein Ey geöfnet, und der darinn befindliche Saft oder diese Gallerte, die sehr angenehm schmeckt, ausgeschlürfet.

Diese **Markujas** wächst auf einer Art eines **Mangebaums** *).

Von

*) *Mangifera indica. Linn.* Sp. Pl. p. 290. Dietr. 239. Mangebaum. *Vallm. de Bom.* Dict. T. VI. 488. Manglier.

Von der Papaya.

Der Baum der die Papaya-Frucht träget *), ist beynahe fünf und zwanzig Fuß hoch. Er hat die Dicke eines Mannes-Schenkels, uud ist inwendig hohl und schwammicht, und so weich, daß man selbigen mit einem einzigen Säbelhieb querdurch abhauen kann. Gewöhnlicher Weise wächset er in den Holzungen und andern unbebaueten Orten, und braucht wenige Zeit zu seinem Wachsthum. Bis zur Hälfte seiner Höhe ist er fast kahl, und auf der andern Hälfte nach oben zu, trägt er Blätter, die den Feigen-Blättern ähnlich sind.

Es giebt zwo Arten derselben, die erstere ist weiblichen **) und die andere männlichen †) Geschlechts. Die erstere Art trägt alle Jahre Blüte, folglich auch Früchte, die an langen Stängeln sitzen, und nahe am Stamm des Baums hervorwachsen, woselbst sich die Stiele der Blätter zuerst zeigen. Eine jede Blüte ist so groß als eine Schwerdt-Lilie, und bestehet aus fünf gelben Blättern, von Geruch wie die May-Blumen.

Manglier. Mangue Leg. Adans. Reise nach Senegal. Brandenb. 1773. p. 28. 49. 100. 127. 204. 211. 212.

*) Poppau. Carica *Linn.* 1466. Papayer. *Vallm. de Bom.* Dict. VIII. 211. 212. Bankr. Guiana. p. 25. Adans. Reise p. 13. 69. 132. A. d. Ueb.

**) *Papaya,* fructu maximo cucumeris effigie. Carica, Poposa. *Linn.*

†) *Papaya,* fructu melopeponis effigie.

Die Frucht dieser erstern Art ist nicht größer, als eine starke Quitte, und hat die Gestalt einer Gurke. Anfänglich sieht sie grünlich, und hernach gelb aus. Man wartet aber nicht ab, daß sie reif werde, um sie mit Zucker einzumachen, so wie ihre Blüte, die fürtrefflich ist, weil sie den Magen stärket.

Der zweyte Papaya-Baum trägt eine Frucht, welche die Größe einer Melone hat, und die man vollkommen reif werden lässet. Alsdann hat sie ein goldgelbes Fleisch, und ist sehr gut zu essen; sie muß aber gekocht werden, weil sie sonst zu erfrischend, und der Gesundheit nachtheilig ist.

Beyde Arten haben Samenkörner, welche ein gutes Mittel wider den Scharbock sind.

Von der Mammay-Frucht.

Der Mammay-Baum *) wird ziemlich groß, und er soll männ- und weiblichen Geschlechts seyn, deren Unterscheid an der Frucht bemerket werden könne; weil die auf dem weiblichen Baum wachsende, niemalen mehr als einen Stein, dahingegen die Frucht des männlichen Baums zwey bis drey Steine habe. Beyde Sorten haben ein weißliches Holz, dessen Fasern dick und an einander liegend sind. Ihre Rinde ist grau und ziemlich glatt; ihre sechs bis acht Zolle lange Blätter von eyförmiger Gestalt, sind an dem einem Ende etwas spitzig, von einer sehr schönen Farbe, und ziemlich dick; Die damit besetzten Zweige geben daher einen angenehmen Schatten. Weil die Frucht ein wenig rund ist, so gleicht sie einer Kanonen-

*) Mammea. *Linn.* Sp. Pl 731. Dietr. 643. Mameybaum.

nenkugel. Im Durchschnitt hat sie sechs bis acht Zolle; ihre eines halben Fingers-dicke Rinde ist röthlich und geschmeidig wie Leder; sie läßt sich wie die Haut von einer Pfirsche abziehen. Unter dieser Haut befindet sich eine andere gelbliche, die an dem Fleische vestsitzet, welches letztere ebenfalls von einer gelben Farbe, derb, und von einem balsamischen Geruch ist. Um sie zu essen, wird sie in Scheiben geschnitten. Sie hat einen Stein von der Größe eines Tauben-Eyes, der auf der einen Seite flach, höckerich und sehr hart ist. In demselben sitzet ein weißer und sehr bitterer Kern. Diese Frucht ist unstreitig eine der besten, die ich kenne, von einem fürtreflichen Geschmacke, und dabey so wohlriechend, daß man, ich mögte sagen, acht Tage lang den Wohlgeschmack davon behält. Es werden Marmeladen und Torten daraus gebacken, denen die aus unsern besten europäischen Früchten verfertigte, weit nachstehen müssen.

Von den Marmeladedoos.

Die Marmeladedoos sind nicht größer als eine Pfirsche und eyförmig; Ihre rauhe etwas gelbliche Rinde, gleichet der von den Garten-Bohnen. Die Substanz dieser Frucht ist eine Art einer Kompote von röthlicher Farbe, die mit einem Thee-Löffel gegessen wird, und die für Liebhaber von sehr guten Geschmack ist. Der darin sitzende Samen sieht kleinen Linsen ähnlich.

Der Baum der diese Frucht bringet, ist eine Art Palmbaums, der nicht sehr hoch wächst.

Von den Mupés.

Die Mupés sind gelbe Früchte, länglicht, haben wenig Fleisch, und schmecken ziemlich angenehm.

 Sie

Sie machen die Zähne etwas stumpf; Ihr Geruch aber ist reizend. Man verfertiget eine Marmelade daraus, die an Farbe der, von dem **Mamis** sehr gleich kommt.

Sie wächst auf eine Art eines großen Pflaumbaums *).

Von den Wasser-Melonen.

Die **Wasser-Melone** **) ist in diesem Lande sehr häufig, und wird ohne viele Mühe in allen Gärten gezogen. Man darf nur den ganz schwarzen Samen aussäen, so erfolgt in kurzer Zeit die Frucht, die erstaunlich groß wird. Sie hat die gute Eigenschaft an sich, daß man nach Gefallen davon essen kann, ohne böse Folgen davon befürchten zu dürfen. Sie ist sehr kühlend, weshalb sie den Kranken in der grösten Fieberhitze ohne Gefahr verordnet wird. Man hat zwo Arten derselben. Das Fleisch von der einen ist roth, und von der andern weiß.

Von den Kantalupen.

Der Name **Kantalupe** wird einer Art französischer **Melonen** beygeleget, deren Fleisch roth, veste auch von einem zarten und feinen Geschmack ist. Mit einem Worte, man kann nichts fürtreflicheres essen. Sie werden ausserordentlich groß, und sind stark

*) *Monbin* arbor foliis fraxini fructu luteo racemoso. *Plum.* gen. p. 44. Monbain. *Vallm. de Bom.* Dict. VII. 240. Pruna-cerea. *Linn.* 680 ζ. Dietr. 600 ζ? Afrik. Katharinenpflaumen. Anm. d. Ueb.

**) Cucurbita *Citrullus*. *Linn.* 1435. Citrouille, Melon d'eau. S. Adans. l. c. p. 14. 235. 242.

stark geribbt, und länglich rund. Sie kommen in einer jeden Art von Erdreich leicht fort. Man macht nur mit einem Stock ein kleines Loch in der Erde, wirft drey oder vier Samenkörner hinein, die gelblich aussehen, damit man zu allen Zeiten welche haben möge. Bey trockenem Wetter muß man sie nur begießen, und darin besteht die ganze Kunst.

Von den gewöhnlichen Melonen.

Die Erziehung der europäischen Melonen *) erfordert in diesem Lande nicht mehr Mühe, als die von den beyden ersteren Arten. Ihr Fleisch aber wird dort weißlich, etwas in das Grüne fallend, und sehr wohlschmeckend. Ihre Gestalt ist rund. Sie haben nur kleine Ribben und eine sehr dünne Haut. Man empfindet keine Ungemächlichkeit, wenn man zuviel davon ißt, insbesondere wenn man sie mit etwas Pfeffer oder Salz genüsset.

Der Samen dieser beyden lezteren Sorten, gehöret unter die vier grösseren kühlenden Samen, aus welchen Kühltränklein verfertiget werden, die wider die innerliche Hitze und die Verhaltung des Urins dienen.

Von der Ahovaifrucht.

Der Baum **) auf welchem diese Frucht wächst, ist von der Größe eines Birnbaums. Er hat eine weisse sehr saftige Rinde. Die Blätter desselben, welche drey Zolle lang und zwey Zolle breit sind, bleiben immer grün. Auf die trichterförmigen Blumen folget eine

*) *Cucumis Melo. L.* 1436. Dietr. 1136.

**) Arbor americana, foliis Pomi, fructu triangulo. (Cerbera Schellenbaum Linn.)

eine Frucht, aus deren Stein die Indianer eine Art Schellen zu ihren Tänzen verfertigen, und womit sie sich an ihren Festtagen putzen. Ob übrigens diese Frucht eßbar sey, ist mir nicht bekannt *).

Die Jungfernbrüste. (*Pomme de Tettons.*)

Es ist nöthig, daß man diese Frucht genau kennen lerne, weil es gefährlich ist davon zu essen. Man hat ihr den Namen Jungfernbrüste, (pomme de tettons) wegen ihrer Gestalt beygeleget. Der Baum, worauf sie wächst, ist eine Art von Nachtschatten †). Die goldgelbe Frucht, hat die Figur eines grossen Renettenapfels, und eine sehr dicke Schale. Sie wächßt in den Hecken an den Wiesen. Ihre innere Substanz sieht gräulich aus und ist vergiftend, wenn man etwas davon genüsset.

Von

*) **Miller**, welcher in seinem **Gärtnerlexikon** zwo Sorten von der Ahovai anführet, saget, daß das Holz von der einen Sorte abscheulich stinke, und der Kern der Nuß ein höchst tödtlicher Gift sey, den die Indianer durch kein Gegengift auszutreiben wüsten; und von der zwoten Sorte glaubt er, daß sie ebenfalls giftig sey. **Dieterich** in seinem **Pflanzenreich** S. 248 schreibet von diesem Baum folgender gestalt: Er hat eine weisse Rinde; schneidet man in solche, so läuft ein milchweisser Saft heraus, der so arg als Knoblauch stinket, daß man für Gestank nicht bleiben kann u. s. w. und von der Nuß saget er ebenfalls, daß sie sehr giftig sey. Anm. d. Ueb.

†) Solanum molle, foliorum nervis & aculeis flavescentibus, fructu mammoso. Solanum mammosum. L. 267. Dietr. 223.

Von den Datteln.

Diese Frucht wird von einem, dem Kokosbaum ähnlichen Palmbaum hervorgebracht *). Seine Zweige die wie eine Aehre hervorwachsen, breiten sich gleich einem Sonnenschirm aus, und wenn sie verwelken, kommen aus der Mitte der andern wieder neue hervor. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Blättern eines Kokosbaums, ausser daß sie mit starken und ziemlich langen Stacheln bewafnet sind. Ihre Blüten wachsen in dicken Scheiden, Elate genannt. Wenn diese Scheide eine gewisse Stärke erreichet hat, öfnet sie sich, und es kommen alsdenn weisse Blüten, Büschelweise hervor. Auf diese Blüten folgen die Datteln oder die Früchte, wovon sich in einem jeden Fruchttragenden Zweige (regime) ohngefähr hundert und funfzig befinden. Sie sind länglichrund, von der Größe einer kleinen Nuß, ziemlich fleischig, gelb von Farbe und etwas unschmackhaft. Inwendig sitzet ein harter, beinichter, aschgrauer Stein, in welchem ein etwas bitterer Kern stecket. Man sagt, diese Frucht diene den Indianern zur Nahrung; ich kann es aber nicht gewiß behaupten, ich weis auch nicht den Namen, den sie im Lande führet.

Von der Vanille.

Es giebt zwar dreyerley Arten von der Vanille †), ich werde hier aber nur derjenigen erwähnen, welche

*) Phœnix dactylifera. *Linn.* 1658. Palma major C. B Pin. 506. Der Dattelbaum. Dietr. p. 1325. S. Blackw. Tab. 202.

†) Epidendron Vanilla *Linn.* 1347. Dietr. II. 1023. Vanillenrinde. Bankr., Guiana. p. 60.

welche in der Pflanzung Kasse-Vinika im Hochlande befindlich, weil sie die einzige im Lande ist.

Die Vanille ist eine kleine bald runde, bald flache Schote, sechs bis sieben Zolle lang und eines kleinen Fingers breit, die sich in einer etwas runzlichen Spitze endiget, dabey röthlich, weichlich, ölicht, und äusserlich etwas zähe. Ihr Fleisch ist röthlich und inwendig voll kleiner schwarzer und glänzender Samenkerne. Sie hat einen etwas scharfen und würzhaften Geschmack, und den angenehmen Geruch des peruvianischen Balsams. Die Pflanze, welche diese Frucht träget, ist eine Art von Volubilis siliquosa Mexicana, zehn bis zwölf Fuß hoch, die sich an den Bäumen ranket. Ihre ohngefähr zehn Zolle lange Blätter, gleichen den Wegerichblättern, sie sind aber dicker und mehr dunkelgrün von Farbe. Auf ihren schwärzlichen Blüten folgen die Schoten, die anfänglich grün, hiernächst aber gelblich aussehen, und zulezt beym Reifen braun werden. Wann sie vollkommen reif sind, werden sie gepflückt und im Schatten getrocknet, auswendig mit ein wenig Oel bestrichen, damit sie geschmeidig bleiben, und nicht so leichte zerbrechen.

Die Vanille enthält viele ölichte, resinöse und wohlriechende Theile, die sich sehr leichte durch Weingeist daraus ziehen lassen. Sie stärket und erwärmet den Magen, und ist eröfnend, sie treibet die Blähungen und verdünnet die zähen Säfte; sie befördert die monathliche Reinigung und erleichtert die Niederkunft bey Schwangern. Von den Engländern wird sie für ein sicheres Mittel wider melancholische Zufälle angesehen; wenn sie aber hiezu dienet, so muß man sie mäßig gebrauchen, weil ihre flüchtige Theile die Wallungen im Geblüte vermehren. Uebrigens ist es bekannt,

kannt, daß selbige mit unter der Schokolade genommen wird.

Der Kalebaßen Baum *), ist ein auf allen Pflanzungen ohnentbehrlicher Baum. Er gleicht ziemlich unseren größten Apfelbäumen. Seine dicken und fünf bis sechs Zoll langen Blätter, sind am Ende spitzig. Die Blüten desselben sind bläulicht und glockenförmig; sie wachsen an dem Stamme des Baumes und auch an den Zweigen desselben, so wie die Frucht, die öfters auf die Erde hänget. Auf die Blüte folget die Frucht, von der Gestalt unserer Flaschen- und gewöhnlichen Kürbisse. Es giebt eyförmige und runde; einige einen, andere zween Fuß lang, und sechs bis acht Zoll dick. Sie haben eine holzartige und sehr harte Schale, deren Aeusseres grünlich und rauch ist. Ihr Inneres erscheint Ribbenweise abgetheilet, so wie die Melonen es äusserlich sind. Zwischen diesen Ribben sitzen Fasern, wodurch das Fleisch an dem innern Theil der Schale bevestiget ist, und die von dem Umfange der Frucht nach dem untern Theile derselben hinlaufen und daselbst den Stängel bilden, womit sie an dem Baume vest sitzet. Ihr Fleisch kommt an Farbe mit dem Fleisch der Kürbisse überein, und schlüsset wenige Samenkörner in sich.

Man erkennt, daß die Frucht reif ist, wenn der Stängel welk und schwarz wird, und pfleget sie alsdann vom Baume abzunehmen. Man höhlet sie aus, indem man kochend Wasser hinein schüttet, damit das Fleisch derselben um so geschwinder erweichet werde; hierauf sticht man einen kleinen Stock hinein, um

*) Macha-mona, Cucurbita lagenaria. *Linn.* 1434. Dietr. 1133. Flaschenkürbis.

um selbiges vollends los zu machen und herauszubringen. Wenn die Negern sie solchergestalt ausgeleeret haben, verfertigen sie daraus, Flaschen, Schüsseln, Näpfe und allerhand in ihrer Haushaltung nöthige Gefäße. Einige Neger graben auf dieser Frucht, nach ihrer Art, allerhand Figuren ein, und füllen alsdann die Einschnitte mit Kreide aus, welches recht artig in die Augen fällt. Ohngeachtet sie sich dabey weder des Lineals, noch des Zirkels bedienen, so sind diese Zeichnungen doch sehr richtig und nicht ohne Bewunderung zu betrachten. Dieses ist das gewöhnliche Geschirr und Küchengeräthe, so wohl der Neger, als der Landes-Eingebohrnen.

Das Mark oder Fleisch dieser Frucht, welches ausserordentlich kalt ist, soll ein fürtrefliches Mittel wider den Brand seyn. Es wird auch ein Wasser daraus verfertiget, das man zur Kühlung gebrauchet.

Von der Fächerpalme.

Dieser ist eine Art von Palmbaum *), welcher, ob er gleich nicht stark wird, doch sehr hoch wächßt. Seine Blätter sind flach und wie ein Fächer gestaltet, die, wenn sie aufbrechen, sich in verschiedene Spitzen vertheilen, und einen vielstrahlichten Stern vorstellen. Das Holz dieses Baums ist zwar sehr hart, aber nicht sehr dick, weil das Innere desselben nur eine Art eines fadichten Gewebes vorstellet, aus welchem die Landes-Eingebohrnen ihre Körbe und andere geflochtene Arbeiten verfertigen.

Von

*) Palma dactylifera, radiata major, glabra. Borassus flabellifer *Linn.* p. 1657. Dietr. 1320. Latanier. Palmier en eventail. S. Adans. l.c. p. 15 und 109. Anm. d. Ueb.

Von den Lianen.

Die Lianen *) steigen an den Bäumen, welche sie antreffen, in die Höhe, und wenn sie die höchsten Zweige erreichet haben, werfen sie Fasern, die senkrecht wieder herunter fallen, in die Erde dringen und Wurzeln schlagen, alsdann erheben sie sich von neuem und steigen und fallen wechselsweise wieder.

Man hat davon verschiedene Arten; aus einigen derselben verfertigen die Landes-Eingebohrnen ihre Stricke, andere dienen denen, die sich in Gegenden finden, wo weder Bäche, noch Brunnen sind, um den Durst zu stillen. Diese, die sehr dick sind, haben kleine zarte, dünne, weiche und sehr schön grüne Blätter. Ihr Holz ist schmeidig, schwammig und schwer, die Rinde aber ziemlich dünne.

Wenn man durstig ist, hauet man einen davon ab, etwan einen Fuß hoch über der Erde, und hält den Huth darunter, so gleich fließet ein so helles und zum Trinken angenehmes Wasser heraus, daß kein Regen- oder Quell-Wasser demselben in der Güte gleich kommt. Das Bewunderswürdigste dabey ist, daß dieses Wasser immer gleich frisch bleibt, der Zweig mag in der Sonne oder im Schatten stehen, man mag ihn bey Tage oder bey der Nacht abhauen.

Aus

*) Flachsseide. Schmarotzerpflanzen. Baumsauger. Fr. Liane. Span. Bejekos. Ind. Nibbe'es, holzichte Taue. Hypocistis. Gled. Epidendron L. S. *Bom.* Dict. VI. 305. Dietr. II. 1023. Berlinisch. Mag. III. 514. Adans. Reise p. Bankr. Guiana. p. 59.

Aus einer andern Sorte der Lianen, werden Tonnen-Reife verfertiget; Sie sind ebenfalls sehr schwammicht, inwendig röthlich, und haben eine schwarze, ziemlich dicke Rinde, die sich wegen ihrer Biegsamkeit gut bearbeiten lässet.

Von dem Paletuvier.

Der Paletuvier (Paretuvier) wird sehr groß. Er ist eine Art Mange-Baumes *), der an den Ufern der Flüsse oder des Meeres wächset. Das Holz desselben dient nur zum Brennen: Man schätzet ihn aber darum, weil er eine doppelte Rinde hat, wovon die erstere schwarz, und sehr gut zum Leder-Gerben, die zwote, braunroth und bitter ist, auch ein gutes Mittel wider die Wechsel-Fieber seyn soll; Man hält sie sogar für eine Art von China-Rinde: Da ich aber niemalen einige Proben damit gemacht habe, so ist meine Absicht nur, selbige alhier denjenigen anzuzeigen, die Lust bekommen mögten, Versuche damit anzustellen.

Funf-

*) Cf. Adans. Reise, p. 262.

Funfzehntes Hauptstück.

Von den Küchen-Kräutern.

Bey der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Bäume und Pflanzen, welche die Natur unseren Augen darbietet, finden sich auch ohne Zweifel verschiedene, die ohne die geringste Wartung, den Menschen die nöthigen und überflüßigen Nahrungs-Mittel verschaffen. Es haben daher diese Bäume oder Pflanzen schon längst die Aufmerksamkeit der Menschen erreget, und man ist dadurch auch auf die Gedanken gerathen, selbige zu verpflanzen, theils um sie sich zuzueignen, theils um für derselben Erhaltung Sorge tragen zu können. Um des letzteren Endzwecks willen, mußten sie untersuchen, was für ein Erdreich sich für selbige am besten schickte? wie solches zuzubereiten? wie sie gehörig zu warten, dergestalt, daß sie entweder zu rechter Zeit begossen, oder mehr oder weniger der Sonne und der Luft ausgesetzet, oder endlich auch, daß einige derselben in Treib- oder Glas-Häusern eingeschlossen würden, um sie gänzlich wider die ihnen schädliche Luft zu bewahren; weil die Pflanzen eben so wohl als die Thiere empfindlich sind, und auch ihre besondere Krankheiten haben. Die kalte Luft verdicket den Saft der Pflanzen, und hindert ihr Wachsthum; die allzuheiße Luft schadet ihnen noch mehr, weil sie öfters ihre Lebens-Säfte gänzlich austrocknet. Einigen ist das Regen-Wetter, anderen aber die allzugroße Dürre nachtheilig; hieraus folget die Nothwendigkeit der Wartung, welche in die entfernteste Zeiten zurückgehet.

In Surinam werden, besonders bey der großen Hitze, über den frisch besäeten Garten-Beeten oder über denen, auf welchen Hülsen-Früchte verpflanzet worden, kleine Dächer zwey Fuß hoch aufgerichtet, und mit Reisern bedeckt, um sie dadurch gegen die Sonne zu schützen, ohne ihnen jedoch ganz und gar die Luft zu benehmen.

Wenn man nur ein wenig Geschmack an der Gärtnerey findet, so kann man dort Hülsenfrüchte in Menge und zu allen Zeiten ziehen, weil alle Jahreszeiten dazu geschickt sind. Nur muß das Erdreich gut mit Kuhmist gedünget werden, der sich besser als der Pferdemist für den sandichten Erdboden schicket; und weil fast alle Neger Gärtner sind, so kann man sich leicht vorstellen, wie wenige Mühe es kostet, sich in diesem Stücke nicht allein das nöthige, sondern auch das angenehme zu verschaffen. Nach dieser kurzen Vorrede will ich nunmehro diejenige Hülsenfrüchte, die dort gebauet werden können, insbesondere beschreiben.

Von dem Kohl.

Ich fange bey dem Kohl an, wovon zu bemerken, daß von allen europäischen Arten, der weiße Kopf-Kohl *), der krause **), grüne ***), und der rothe Kohl †), in Surinam gut fortkommen.

Es

*) *Brassica* capitata, alba. *CB.* Chou pommé blanc.

**) *Brassica* Sabauda vel crispa alba. *CB.* Chou frisé.

***) *Brassica* oleracea L. vel viridis *CB.*

†) *Brassica* capitata rubra. *CB.* Chou pommé ou cabu rouge.

Es ist aber bekannt, daß der öftere Genuß dieser Kohl-Arten nicht gesund ist, weil sie den schwachen Magen viele Blähungen verursachen; sie dienen also nur denjenigen, die starke Leibesbewegungen haben.

Von den gelben Rüben.

Die gelbe Rüben *) gerathen dort ebenfalls fürtreflich; außer daß sie nicht so stark als in Europa werden, ohngeachtet man sie aus dem, von dorther gebrachten Samen ziehet. Dahingegen sind sie auch zärter und von besserem Geschmacke.

Von den Pastinacken.

Eben dieses gilt auch von den Pastinacken **), die aldort geschwinde fortgehen, und sehr gut sind.

Von der Pimpernelle, dem Körbel, und der Petersilie.

Die Pimpernelle ***), der Körbel †), und die Petersilie ††), gerathen daselbst aufs beste; sie müssen aber öfters abgeschnitten werden, damit sie nicht in Samen schießen.

Von dem Portulak.

Weil der Portulak †††) dort wild wächst, so hat man ihn auch in Menge, insbesondere in den Holzun-

*) Daucus sativa. *Linn.* 348. Dietr. 286. β. gelbe Gartenmöhren.

**) Pastinaca. L. 376. Dietr. 316.

***) Pimpinella L. 378. Dietr. 319.

†) Scandix Chaerefolium, L. 368. Dietr. 312.

††) Apium Petroselinum, L. 379. Dietr. 321.

†††) Portulaca *Linn.* 638. Dietr. 567. *Reuss.* Comp. Botanices 1775. p. 266. Pourpier, *de Bom.* Diction. IX. 314.

gen; Er ist aber von dem Garten-Portulak darin unterschieden, daß seine Blätter kleiner sind. Er wird häufig als Salat genossen, weil er erfrischend und ein gutes Mittel wider den Scharbock ist.

Es giebt dort noch eine andere Art von Portulak, den man den See-Portulak nennen könnte *), weil er am Ufer der See wächst. Dieser ist ein kleiner Strauch, der eines Fußes lange dünne und schmeidige Stängel treibet, die auf der Erde liegen; dessen Blätter länglicht, etwas hart, und von salzigem Geschmacke sind. Er wird wie die kleinen Gurken in Eßig eingemacht. Man nimmt ihn wegen seiner Güte zu allerhand Speisen, insbesondere an Gekochtes.

Von dem Sauerampfer.

Es giebt zwo Arten des Sauerampfers **), eine davon wird in den Gärten gezogen, und die andere wird der Guineische Sauerampfer genannt †). Dieser ist ein Stauden-Gewächs, fünf bis sechs Fuß hoch, und hat viele und dünne Zweige. Die Blätter derselben sind durch zwey Einschnitte in drey ungleiche Theile getheilet, die fast bis an den Haupt-Nerven gehn; sie sind eingekerbt, und ihre Nerven sind fleischfarbig. Dieser Strauch blühet zwey-

*) Sesuvium. *Linn.* 684. Kurassavischer Portulak. Dietr. 604. wächset am ostindischen Meerstrande. Pourpier de mer. Soutenelle. *de Bom.* IX. 315.

**) Rumex acetosa. *Linn.* 476. Dietr. I. p. 414. Oseille. Surelle. *Bom.* Dict. VIII. 103.

†) Rumex Sangvineus? *Linn.* 476. n. 2. Rothe Grindwurz. Dietr. p. 412. n. 2. ist in Virginien zu Hause.

zweymal im Jahre, und die Blüte bringt Frucht und Samen zu gleicher Zeit hervor.

Die Blüten sehen den Tulpen die sich nicht recht aufgeschlossen haben, ähnlich, nur daß sie kleiner sind; Ihre Blätter sind von der Dicke eines zehn Stüver-Stückes, steif und dunkelroth. Inwendig haben sie einen grünen Knopf, in welchem einige kleine braune Samen-Körner befindlich; Durch diesen Knopf, den man in die Erde steckt, wird diese Art fortgepflanzet. Die kleinen Tulpen werden, wenn sie reif sind, (dieses erkennet man an der kleinen am Ende der Blätter erscheinenden Schwärze,) abgepflückt und eingemacht. Die davon verfertigte Gelee, dienet statt der Johannis-Beeren-Gelee, und ist eben so erfrischend; man verordnet sie daher in allen hitzigen Krankheiten, weil sie die Aufwallungen im Blute, und die allzu große Flüßigkeit desselben mindert. Sie dämpfet auch die Hitze der Galle, verdicket sie, wenn sie zu dünne ist, und mäßiget ihre Schärfe. Sie ist ferner ein sehr gutes Mittel bey Gallen-Fiebern, sie mögen von gewöhnlicher Art oder Pestilentzialisch seyn.

Von den Zwiebeln.

Ohngeachtet die Surinamsche Zwiebeln *), aus europäischen Samen gezogen werden, so sind es dennoch nur Zipollen oder kleine Zwiebeln; denn ordentliche Zwiebeln hat man im Lande noch nicht hervorbringen können. Man darf sich also nicht wundern, daß die Engländer, wie im achten Hauptstücke gesaget worden, selbige aus ihrem Lande hieher brin-

*) Allium Cepa, *Linn.* 431. Dietr. 365. Fr. Oignon. *Bom.* VII. 442.

gen, weil sie in der Kolonie so sehr ausarten, und es unmöglich ist, sie hier fortzubringen.

Von den Schalotten.

Die Schalotten *) kommen daselbst zwar fort, jedoch mit vieler Mühe; und sie erreichen niemals die Größe der unsrigen.

Von der Grindwurz.

Die Grindwurz (la Patience) **) ist eine Art Sauerampfer, der in diesem Lande die Stelle des Spinats vertritt; er wächset sehr hoch, und ist etwas sauer. Man braucht ihn stark in der Arzney, weil er öfnet und abführet.

Von der Kresse.

Man hat dort zwo Arten Kresse †), eine, die in den Gärten gezogen wird, und die andere, die wild und im Ueberfluß an den Ufern der See wächset. Die Blätter der letztern sind runder, größer und jederzeit grüner, als die von der erstern. Sie wird wegen ihrer antiskorbutischen Kraft, und weil sie das Blut reiniget, stark gebrauchet.

Von den Gurken.

Die Gurken ††) lassen sich dort sehr leicht ziehen, weil sie allenthalben fortkommen, wo sie gesäet werden. Ihr Samen gehöret mit unter die vier größern

kühlen.

*) Allium ascalonicum. *Linn.* Dietr. 365.

**) Rumex crispus. *Linn.* 476. Dietr. 413. Krauser Ampfer. Fr. Parelle.

†) Lepidium. *Linn* 897. Dietr. 771.

††) Cucumis. *Linn.* 1435. Dietr. 1136.

kühlenden Samen, und man nimmt ihn gewöhnlicher Weise zu den Emulsionen bey den Krankheiten, die aus einer allzugroßen innerlichen Hitze entstehen.

Von den Salaten.

Unter allen europäischen Salat-Arten, kommen dort nur der Kopf-Salat *), die Endivien **), und die wilde Zichorien ***) gut fort. Auch ist der Zelleri ****) dort sehr gemein, er wird aber nicht so stark als bey uns. Der Spargel †) geräth daselbst fürtreflich, und übertrift unsern europäischen sehr am Geschmack.

Alle Arten Erbsen ††), imgleichen Schminkbohnen, Rüben, Radieschen, Lauch und Kürbisse gerathen daselbst sehr gut.

Vom Pfeffer oder Piment.

Ein jedes Erdreich bringt dort verschiedene Arten Pfeffer oder Piment †††) häufig hervor. Man hat davon folgende Sorten: der süße von länglicher Gestalt;

N 5

*) Lactuca sativa capitata. *Linn.* 1118. n. 2. β. Dietr. 913. β.) *Reuss.* Comp. botan. p. 348.

**) Cichorium Endivia. *Linn.* 1142. Dietr. 925. *Reuss.* Comp. bot. 353.

***) Cichorium Intybus. *Linn.* ib. Dietr. 924. *Reuss.* l. c.

****) Apium graveolens, dulce, Celeri Italorum. *Linn.* 379. 2. β. Dietr. 321. *Reuss.* 234.

†) Asparagus. *Linn.* 448. Dietr. 372. *Reuss.* 243.

††) *Pisum. Linn.* 1026. Dietr. 860. *Reuss.* 332.

†††) Piper. *Linn.* 40. und Capsicum *Linn.* 270. Dietr. 43 und 224.

stalt; der Bocks-Piment (le piment-bouc) der rund und klein ist; der rothe Piment, und derjenige, der Katzen-Mist genannt wird, weil er die Gestalt einer Schote hat; und endlich eine andere kleinere Art, die sehr brennend ist.

Alle diese Art wachsen auf kleinen Sträuchen zwey bis drey Fuß hoch, die lange spitzige, breite, ziemlich fleischige, braungrüne Blätter haben, welche an Stängeln vest sitzen. Ihre Blüten, die von der Farbe der Früchte sind, stellen kleine spitzige Rosen vor, auf welchen lange, dicke, runde oder eyförmige, glänzende und glatte Schoten folgen, die anfänglich grün, hernach in der natürlichen Farbe der Frucht erscheinen. Alle diese Schoten sind inwendig in verschiedene Fächer abgetheilet, die flache Samenkörner in sich schlüssen.

So wohl die Landes-Eingebohrnen als auch die Neger, essen alle Arten des Piments ganz roh, weil sie von Jugend auf daran gewohnt sind, ohngeachtet selbiger den Mund sehr wund machet und ein starkes Brennen in demselben verursachet. Was mich am meisten gewundert hat, ist, daß die weissen Kreolen ihn bey allen ihren Mahlzeiten sehr stark gebrauchen. Er wird auch eingemacht und nach Europa geschicket.

Ich will es denjenigen zu Gefallen glauben, die den Piment lieben, daß er Appetit machet und die Verdauung befördert. Mir däucht aber, man müsse einen unempfindlichen Gaumen haben, um das Brennen, welches er verursachet, ertragen zu können. Denn als ich das erstemal etwas davon genoß, war mein Mund dergestalt davon angegriffen worden, daß mir die Lust vergieng, ihn zum zweytenmal zu kosten.

Von den Schwämmen.

Die Schwämme wachsen häufig auf den Savannen oder Wiesen, besonders zu Anfang des kleinen Regenwetters; weil sie aber öfters mehr schädlich, als angenehm sind, so muß man sich der besten Arten derselben nicht nur mit Vorsicht bedienen, sondern man muß sie auch gut kennen lernen: denn es giebt so giftige darunter, daß der Genuß derselben die traurigste Folgen nach sich ziehet; als Erbrechen, Beklemmungen oder Spannungen des Magens uud des Unterleibes, Beängstigungen, und grosse Schmerzen in den Eingeweiden, Ohnmachten, Zittern am ganzen Leibe, und öfters den Tod. Sollte man bey Erwägung so trauriger Zufälle nicht jedesmal erschrecken, wenn man sich ein dergleichen gefährliches Gericht wohl schmecken lässet? Weil es aber einmal als eine Speise angesehen und bey den grösten Mahlzeiten mit aufgetragen wird, so will ich so wohl für diejenigen, die davon zu viel genossen, als auch für die, welche aus Unwissenheit oder Verwegenheit von der schädlichen Art gegessen haben, ein sicheres Mittel dawider allhier empfehlen, nämlich, man muß den Augenblick zu einem guten Brechmittel seine Zuflucht nehmen, um das Gift aus dem Magen zu schaffen. Auch versichert man, daß wenn man nach dieser Ausleerung dem Kranken einen Theil Weineßig, zu vier Theilen Wasser giebet, solches dergestalt auf die kleinesten Theile dieses Gifts wirket, daß es demselben alle Wirksamkeit und das Vermögen zu schaden benimmt. Ich wiederhole es aber, das beste Mittel dawider ist, daß man so wenig als möglich davon esse, und daß man sich bemühe sie recht kennen zu lernen. Hierzu dienet folgende Beschreibung.

Die besten Champignons sind diejenigen, die in einer Nacht wachsen, sie müssen von mittelmäßiger Größe, fleischig, oben weiß und unten röthlich, inwendig weiß und markicht, vest anzufühlen und von sehr angenehmen Geruch seyn.

Dahingegen die giftigen schwarzblättrig und fast durchgehends übel riechend, oder wenigstens nicht wohlriechend sind. Einige derselben werden so gar schwarz oder grün, so bald sie zerschnitten werden, welches die ächten nicht thun, sondern weiß bleiben.

Von der Okre.

Die Okre *) ist eine Schote, die auf einem kleinen Strauche wächßt, dessen länglichte Blätter zum Theil einfach, zum Theil paarweise wachsen. Diese Schoten, die von der Größe eines Taubeneyes und spitz zulaufend sind, sitzen an dem Strauche an kleinen Stängeln vest. Auswendig haben sie hohle Streifen wie die Katalupen; in einer jeden sitzen viele runde Samenkörner.

So wohl bey den weissen, als schwarzen Kreolen ist diese Okre stark im Gebrauch; sie kochen sie mit einer Brühe, in welcher viel Piment gethan wird. Dieses Gericht wird, wenn es auf diese Art bereitet ist, so zähe, daß es sich auf der Gabel, wie ein Vogelleim spinnen oder ziehen lässet. Es soll sehr wohlschmeckend und erfrischend seyn. Vorgedachte Eigenschaft aber hat es mir so ekelhaft gemacht, daß ich mich niemals überreden können, es an den Mund zu bringen.

Von

*) Pisum Ochrus. *Linn.* 1027. geflügelte Erbsen. Ochererbsen. Dietr. 861.

Von den Auberginen.

Die Auberginen *) sind länglichte Früchte von der Größe der Gurken, veste, glänzend, purpurfarbig, sehr sanft anzufühlen. Sie haben ein weisses, saftreiches Fleisch, voller weissen Samenkörner. An Gestalt gleichen sie öfters einer Niere, und sind von gedruckter Figur.

Diese Frucht wird von einer Pflanze hervorgebracht, die nur einen einzigen zwey Fuß hohen Stängel treibt, der eines Daumens dick, rund, röthlich und mit etwas weniger Wolle bedeckt ist, welche sich leicht davon absondern läßt. Ihre Blätter, die an langen und starken Stängeln sitzen, sind länger und breiter als eine Hand, rundum krumm gebogen und voller Falten, grün und mit etwas wenigem Staube, oder kleiner Wolle, die weiß wie Mehl ist, besetzet. Die weiß und purpurfarbene Blüten derselben, haben die Gestalt kleiner Rosen mit vielen Spitzen, deren fünffach getheilete Kelche mit kleinen rothen Stacheln besezt sind. Auf diesen Blüten folgt die Frucht, die in den Gärten gezogen wird.

Man hat zwo Arten davon; eine, die ich beschrieben habe, und eine andere, die von der ersteren nur darinn unterschieden ist, daß ihre Frucht höckericht, gebogen und schief wächßt. Man braucht sie wie die Gurken zu Salaten, oder sie werden in Scheiben geschnitten und mit gutem provenzer Oel und etwas

*) Solanum Melongena, *L.* Dietr. 223. Melanzanäpfel. Melongene. Mayenne. Merangene. Aubergine. *Bom.* VII. 26. Anm. d. Ueb.

was Pfeffer im Tiegel gebraten. Ich versichere, daß die auf diese Art zubereitete Aubergine das beste Ragout von der Welt ist. Nur sind sie etwas schwer zu verdauen, fürnämlich wenn man viel davon genüsset.

Man sagt, daß diese Frucht frisch gepflückt und auf gebrannte Wunden gelegt, die Schmerzen derselben lindern soll.

Sechszehntes Hauptstück.

Von den im Lande wachsenden Arzneypflanzen und ihren Eigenschaften.

Es ist ausser Zweifel, daß seit undenklichen Zeiten die erste Sorge der Menschen auf ihre eigene Erhaltung gerichtet gewesen. Da sie von ihrer Geburt an, unendlich vielen Schwachheiten unterworfen sind, so musten sie auch zeitig auf Mittel denken, wie sie sich wider selbige verwahren, oder davon befreyen mögten. Wir können aber nicht die Art bestimmen, wie sie nach gerade die wider eine jede Krankheit dienliche Mittel haben kennen oder diejenigen bestimmen lernen, deren man sich, nachdem es die Umstände oder das Temperament des Kranken erforderten, bedienen müsse.

Zwar haben wir viele Schriften, die von Erfindung der Arzneykunst handeln; aber wie viele Dunkelheiten finden sich nicht in selbigen? Eine jede Nation hat sich selbige zueignen wollen, und hat den, oder diejenigen von ihren Mitbürgern genannt, welche sie für die Erfinder derselben halten.

Warum sollten aber nicht wahrscheinlicher weise die Menschen überhaupt und gleichsam mit vereinten Kräften dasjenige untersuchet haben, was zum Besten eines jeden insbesondere dienen könnte? und warum sollte dieses nur einem einzigen Menschen oder einer einzigen Nation allein vorbehalten worden seyn? Wir können vielmehr glauben, daß nach der Zerstreuung des menschlichen Geschlechts in alle Welttheile, ein jeder

der bemühet gewesen, in dem kleinen Bezirke seines Aufenthalts, nicht allein seine Nahrungsmittel, sondern auch dasjenige aufzusuchen, was ihn für Krankheiten bewahren, oder ihn wiederherstellen könnte, wenn er davon befallen worden.

Zu verwundern ist es, daß je älter die Welt geworden, desto weniger Mühe man sich gegeben habe, bey der Wanderung aus einer Kolonie in die andere, neue Entdeckungen zu machen. Man hat seine Aufmerksamkeit nur auf die bekannten Mittel gerichtet, ohne daran zu gedenken, daß es auch noch andere geben könnte, und man hat erstere mit sich geführet, oder mit grossen Kosten kommen lassen, ohne zu erwägen, daß der Schöpfer in allen Theilen dieses grossen Erdballs, dasjenige vertheilet hat, was den darauf lebenden Geschöpfen zu ihrem Unterhalt nöthig war, um sie der Mühe zu überheben, sich nach ausländischen Nahrungs- oder Arzneymitteln umzusehen. Betrachten wir die Welt als das Vaterland des Menschen, so muß lezterer auch durch die weise Vorsorge des höchsten Wesens, allenthalben das ihm Nöthige antreffen. Eine jede Pflanze, ein jedes Insekt, und überhaupt alles, ist zu seinem Besten geschaffen, und dem Himmelsstriche angemessen, unter welchen er wohnet; dahingegen alles, was dorthin gebracht wird, den grösten Theil von seiner eigenthümlichen Kraft durch den Transport verlieret, und was noch davon übrig bleibet schickt sich nicht für die Natur derjenigen, für die es bestimmt ist.

Das bisher gesagte soll nur beweisen, daß man nicht wohl gethan hat, die Kräuterkenntniß in diesem Lande zu verabsäumen, da selbiges einen Ueberfluß

an

von allen Arten von Kräutern hat, deren eines immer gesunder ist, als das andere.

Was würde es nicht für ein Glück für die Surinamer seyn, wenn ein geschickter Kräuterkenner dorthin käme, und sich die Mühe gäbe, selbige in den weiten und fürtreflichen Feldern dieses Landes zu untersuchen? Ich muß zwar gestehen, daß ein dergleichen Unternehmen ihm viele Mühe kosten würde; dahingegen würde er auch diese Provinz, falls die Einwohner ihm nur einigermaßen die Schwierigkeiten zu erleichtern suchten, welche er bey Durchwanderung des brennenden Erdreichs in diesen Gegenden zu überwinden hat, durch seine vielfältige Entdeckungen sehr bereichern. Wie oft habe ichs nicht bedauert, daß ich mich nicht auf eine Wissenschaft geleget, die den Egyptern so viel Ehre gemacht, und die ihnen den Ursprung zu danken hat!

Vielfältig habe ich mich an verschiedene schwarze Sklaven gewandt, die viele von diesen Kräutern kennen; sie sind aber so geheim mit ihrer Wissenschaft, daß ich weder mit Geld, noch mit guten Worten bey ihnen etwas habe ausrichten, oder auch nur einen einzigen bewegen können, mir einigen Unterricht darin zu geben.

Aus Liebe für die Einwohner von Surinam, behaupte ich also, daß es höchst nothwendig sey, einen geschikten Mann kommen zu lassen und ihm diese Arbeit aufzutragen, theils damit sie, aus obbemeldeten Ursachen, nicht fernerhin genöthiget wären, fremde Arzneyen zu verschreiben, theils auch um ihr Leben nicht weiter in Gefahr zu setzen, indem sie sich nach dortiger Gewohnheit den Händen der Sklaven anvertrauen, die es nicht immer gut mit ihnen meynen, und

die das aus Noth in sie gesezte Vertrauen leicht mißbrauchen könnten.

Ich will dasjenige, was ich so eben behauptet habe, mit der kleinen Anzal Pflanzen beweisen, die ich kenne, und die ich beschreiben werde. Welche Menge könnte man nicht annoch entdecken!

Von dem Quaßienholz oder Bitterholzbaum.

Was mir am ersten einfällt, ist die Quaßienwurzel, oder dessen Holz *), welches seinen Namen von einem Neger, Namens Quaßi hat, der die Kraft dieses Baums zuerst entdeckete.

Ich würde den Leser gänzlich auf die von dem grossen schwedischen Naturkündiger davon (auf dem Bericht des Herrn Dahlberg †), der sie im Jahre 1761 nach Europa gebracht hat,) gemachte gelehrte Beschreibung verweisen, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, in diesem Buche alles dasjenige anzuführen, was mir ausserdem davon bekannt ist. Ich will nicht untersuchen, ob Herr Dahlberg die Warheit geredet habe; mir deucht aber, daß der schwedische Naturkündiger und er, sich zu sehr auf die Erzählung eines dritten verlassen. Was mich dieses zum theil zu glauben beweget, ist, daß Herr Dahlberg nach dem Anführen des Naturkundigen, der erste ist, dem der Neger Quaßi dieses Holz hat kennen gelehret. Dies ist mir aber nicht sehr wahrscheinlich, weil die meisten Einwohner von Surinam solches schon vor beynahe vierzig Jahren kannten, und sich der Blüten dieses

*) Quassia. *Linn.* p. 553 und 1679. Dietr. 495.

†) Er war damals schwedischer Obristlieutenant und Regierungsrath in Surinam.

dieses Baums, die sie als ein gutes Magenstärkendes Mittel ansahen, bedienten. Dieses war bey meiner Ankunft im Lande im Jahr 1754.

Ich kann indessen nicht läugnen, daß ich nicht von diesem Holze hätte Wunder erzählen hören; damit ich mich aber nicht dem Vorwurf aussetze, als hätte ich selbst keine Erfahrungen davon, so will ich hier nur einzig und allein dasjenige davon anführen, was ich gewiß weis, und worauf man sich verlassen kann.

Man hält diese Wurzel, für eines der besten Magenstärkenden Mittel, weil sie wirklich diese Kraft besitzet, auch den Appetit herstellet und die Verdauung befördert. Bey einigen Kranken tödtet sie auch die Würmer.

Ihre gröste Empfehlung aber ist, daß sie alle Arten von Wechselfiebern, auch die schon sehr eingewurzelt sind, aus dem Grunde heilet; weil sie stärker auf die Feuchtigkeiten wirket, als die Chinarinde, auch mehr salzige Theile, als diese enthält. Man kann sich also derselben ohne Gefahr, als eines Dekokts in allen Arten von Wechsel- und anhaltenden Fiebern bedienen; und zwar bey allen Arten von Patienten, von einem jeden Alter und Geschlecht, so wohl zarten Kindern als Erwachsenen, und alten Leuten, Mädgen, schwangeren Frauen und so gar Sechswöchnerinnen. Nur ist dabey zu bemerken, daß man dem Kranken vor dem Gebrauch dieses unfehlbaren Mittels, ein, auch zweymal abführende Mittel gebe, falls er solches vertragen kann. Ich würde ihm lieber ein Brechmittel von der Ipekakuanha nehmen lassen, um den Magen desto mehr von den rohen Unreinigkeiten zu befreyen, und um dadurch die Wirkung dieses Dekokts zu beschleunigen. Es ist auch diese Art, sie als ein

Dekokt zu gebrauchen, besser, als sie in Substanz, nämlich als ein Pulver zu geben, weil die Wirkung der leztern nicht allein langsamer ist, sondern weil sie auch Verstopfungen verursachet.

Man verfähret aber damit folgendergestalt. Man nimmt eine halbe Unze von der Rinde, welche die Wurzel dieses Holzes umgiebt, läst selbige in sechs Pfund Wasser, in einem wohl verschlossenen Gefäße, bis zur Hälfte einkochen; man seigt dieses Dekokt alsdann durch ein leinen Tuch, und läßt dem Kranken davon alle zwo Stunden eine Tasse voll nehmen, bis das Fieber ausbleibet: Fünf oder sechs Tage nachher, giebt man dem Genesenden wiederum abführende Mittel. Dieses sind die von dieser Arzney mir bekannte Eigenschaften oder Tugenden.

Von der Simaruba.

Die Simaruba ist eigentlich die Rinde eines Baumes *), der in Ansehung seiner Blätter und Größe mit dem Apfelbaum viel Aehnlichkeit hat. Seine den weißen Violen ähnliche Blätter, sind von einem sehr unangenehmen Geruche. Die Frucht desselben ist roth, und in vier Theile abgetheilt: sie soll von oben und unten abführen.

Die Rinde dieses Baumes, oder die Simaruba, ist gelblich weiß, veste und ohne Geruch; aber von sehr bittern Geschmacke. Sie besteht aus beugsamen Fasern, die an dem weißen, leichten und unschmackhaften Holze der Wurzeln und der Stöcke vest sitzet, und von denen man sie ohne Mühe absondern kann.

Sie

*) Evonnynius, fructu nigro, tetragono. (Bursera gummifera. *Linn.* p. 471. 1679.) Cf. Dietr. 406.

Sie enthält viele wohlschmeckende resinöse Theile, und ist wegen ihrer Bitterkeit, ein fürtreflich Magenstärkendes Mittel. Ihre balsamische Theile aber lindern die heftigen Schmerzen und das Krümmen im Leibe. Das Dekokt davon, ist als ein sicheres Mittel wider den Durchlauf, und allerhand Arten von Bauchflüssen, bekannt genug. Und ob selbiges gleich wirksamer ist, als die bloße Rinde, so kann man doch, wenn der Patient letztere wählet, ihm bis auf fünf und dreyßig Gran zu einer Dosis davon geben, wenn man nur die ersten Wege vorher gereiniget hat. Diese wichtige Entdeckung hat man den Landes-Eingebohrnen zu danken; da es doch das allerunwissendste Volk in der Naturlehre ist.

Von der Kaßien.

Der Baum der die Kaßien *) trägt, wird sehr groß, und wächst in allen heißen Ländern von Ostindien. Er hat lange und schmale blaß-grüne Blätter; die Blumen, die in großen Büscheln wachsen, sind von einem sehr angenehmen Geruch. Auf selbigen folgen Schoten, die hart und ohngefähr einen Fuß lang, rund, eines Fingers dick, von einer holzartigen dünnen Substanz, mit einer Anfangs grünen, hernach aber schwärzlichen Haut überzogen sind. Ihr Inneres ist wiederum in verschiedene Zellen abgetheilet, in welchen der Samen von dem Mark umgeben, befindlich ist, welches angenehm, anfänglich weißlich, hernach gelb, und endlich schwarz aussiehet. Die Schote, in welcher dieses Mark sitzet, kommt niemals einzeln hervor, sondern es sitzen deren zwölf bis funfzehn, auch wohl zwanzig zusammen, die an den Zwei-

*) Cassia. *Linn.* 537. Dietr. 474.

gen an einem kleinen Stängel herunterhängen, welcher bey entstehendem Winde hin und her beweget wird; wenn sie solchergestalt an einander getrieben werden, entstehet ein kleines mehr oder weniger beträchtliches Geräusch, wodurch sie abfallen. Sind diese Schoten recht reif, welches, wie gesagt, an ihrer Schwärze erkannt wird, so suchet man die schwersten, frischesten, vollesten, und deren Samenkörner nicht klappern, wann sie geschüttelt werden, aus; weil man letzteres für ein Zeichen annehmen kann, daß ihre Substanz fett und schön schwarz ist.

Sie führet die gallichten Säfte gelinde ab, und hinterläßt keine Hitze in dem Körper derjenigen, welche sie brauchen.

Von der Sarsaparill.

Die Sarsaparill *) dieses Landes, ist eine rebenartige Pflanze, die sich um die ihr nahe stehende Stauden und Hecken herum schlinget und daran vest hanget. Sie bestehet aus einer sehr großen Anzal von Zweigen oder Wurzeln, die sehr lang, von der Dicke eines Gänse-Feder-Kiels, schmeidig und in der Länge ausgehölt, mit einer dünnen äusserlich röthlichen oder aschfarbenen, inwendig aber weißen Rinde versehen sind. Ihre Blätter die nicht dichte bey einander stehen, haben die Gestalt der Epheu-Blätter. Diese Art Sarsaparill ist nicht so stark als die spanische; ich würde sie daher ehe für eine Art Smilax aspera halten, als für die wahre Sarsaparill. Dem ohngeachtet dienet sie doch die ganze Masse des Blutes zu reinigen.

Von

*) Smilax sarsaparilla. *Linn.* 1459. Dietr. 1167.

Von dem indianischen Blatte oder Malabatrum.

Das indianische Blatt oder Malabatrum *), welches also genennet wird, weil es aus Malabarien herstammet, wird ebenfalls in Surinam gefunden: im Französischen giebt man selbigen den Namen, indianisches Blatt. Es ist von der Größe einer Hand, blaß-grün, und gleichet ziemlich dem Blatte des Zitronen-Baums; es ist länglich, spitzzulaufend, veste, glänzend, und durch drey Adern unterschieden, die von dem Stiel nach der Spitze zulaufen; sein gewürzhafter Geruch kömmt mit dem von der Gewürz-Nägelein völlig überein.

Auf dem Baum der dieses Blatt trägt, wächst eine Frucht oder eine Beere, einer Erbse groß, die länglichter Gestalt, röthlich, von einem kleinen Kelch eingeschlossen, runzlich, hart, und an einem kleinen Stiel bevestiget ist. Diese Frucht hat einen scharfen und ebenfalls gewürzhaften Geschmack. Mir ist von einem, durch den ich dieses Blatt und die Beere kennen gelernet, versichert worden, daß das Blatt innerlich genommen, den Schweiß sehr befördere, und alle Feuchtigkeiten durch den Urin austreibe.

Da ich mich aber durch die Erfahrung nicht davon überzeuget habe, so führe ich bloß dessen Zeugniß an.

*) Malabathrum, Folium, Tamalapatra, Folium indum, Canella silvestris malabarica. Feuille indienne. Malabatre. *Bom.* IV. 422. an Winterania Canella? *Linn.* 686.

Von dem Ingber.

Es ist wahrscheinlich, daß der **Ingber** *) aus diesem Lande herstammet, weil er hier sehr leicht fortkommt. Eigentlich ist er die Wurzel einer Pflanze, die ziemlich buschig wächst, und die ein langes schmales Blatt hat, das ziemlich sanft anzufühlen, und dem von dem Rohr sehr ähnlich ist.

Ihr Stängel wächst niemals über zween Fuß hoch, und ihre Blätter, die auf beyden Seiten paarweise stehen, haben, wann sie noch jung sind, ein munteres Grün, und werden beym Reifen gelb, sie vertrocknen aber gänzlich, wenn die Wurzel ihre vollkommene Reife erhalten hat.

Die Wurzeln sind platt, breit und von verschiedener Gestalt. Sie stecken nicht tief in der Erde, öfters stehen sie halb oder auch wohl ganz heraus. Es giebt einige darunter, die sehr breit und eines Zolles dick sind. Ihre Haut ist dünne und fleischfarbig, wenn sie noch frisch, und grau, wenn sie trocken sind. Ihr Inneres ist weiß und vest, auch ziemlich dicht und schwer. Sie ist mit Fasern durchwebt, die ihren Ursprung da, wo sie am Stängel sitzen, nehmen, und sich in die ganze Länge und Breite derselben vertheilen, so wie die Adern in den Gliedmaßen des menschlichen Körpers.

Diese Fasern sind mit einem beissenden Saft angefüllt, der stärker als das übrige Fleisch, und desto angenehmer ist, je mehr es sich von diesen Fasern entfernet, oder je weniger es reif ist.

Der

*) Zingiber, amomum. *Linn.* 2. Dietr. p. 2.

Der eingemachte Ingber befördert die Verdauung ungemein; er verzehret den in dem Magen befindlichen Schleim, er reiniget die Nahrungs-Gefäße, und erweckt den Appetit; er befördert den Abgang des Urins, und mindert das Uebelriechen des Athems, und macht ihn wohlriechend: Da aber der mäßige Gebrauch bey einer jeden Sache nöthig, so ist er auch insbesondere bey dieser Pflanze anzurathen, weil sie sehr hitzig ist, und weil man ihr ihre beißende Schärfe so wenig, als ihre Hitze benehmen kann.

Von der Jalappa-Wurzel.

Einige behaupten, daß die Jalappa-Wurzel *) aus Peru, andere, daß sie aus den Inseln Madera herstamme: Dem sey wie ihm wolle, man findet sie ebenfalls in Surinam, und besonders auf den hohen Ländereyen. Es ist eine länglichte, wie eine Rübe gestaltete Wurzel, die dick, vest, und nach der Quere scheibenweise durchschnitten und schwer ist. Auswendig hat sie ein schwärzliches, inwendig aber braunes Ansehen, ist harzig, schwer zu zerbrechen, und vom scharfem Geschmacke.

Nach der Beschreibung, die mir der Eigenthümer der Pflanzung Knopomonbo von dem Blatte dieser Pflanze gemacht hat; könnte man sie, ohne einen Irrthum zu begehen, für eine Art der Wunderblume ansehen, die der Pater Plůmier und Herr Tournefort Jalap. officinarum fructu rugoso nennen. Ohngeachtet ihre abführende Kraft nicht so groß, als bey der Peruanischen ist, welche die Eigen-

*) Mirabilis longiflora. *Linn.* 252. Dietr. 206. D. Gleditschs Arzneygew. p. 152.

schaft hat, alle Serositäten gänzlich abzuführen, so bedienen sich doch die Negern derselben.

Von dem Süß-Holze.

Es giebt wenige Menschen die nicht das Süß-Holz *) kennen sollten. Es sind aber auch wenige, die da wissen, daß die Skythen die Eigenschaften dieser Pflanze zuerst entdecket und ihren Gebrauch eingeführet haben.

Diese Pflanze oder diese Wurzel ist groß, lang und theilet sich in verschiedene Zweige, deren einige dicker, als der Daumen, und die andern eines Fingers dick sind; sie kriechet und verbreitet sich in der Erde nach allen Seiten; auswendig siehet sie grau oder röthlich, inwendig aber gelb aus. Sie hat einen süßen und angenehmen Geschmack, der Brust ist sie ungemein zuträglich, und mildert die Schärfe der Schnuppen; sie befördert den Auswurf, und giebt der Brust und der Lunge Feuchtigkeiten. Man findet diese Pflanze vorzüglich an morastigen Orten.

Von dem Roßmarin.

Der Roßmarin-Strauch †) ist in allen warmen Ländern ziemlich gemein: Er ist es auch in Surinam, woselbst er in alten Gärten gezogen wird. Innerlich genommen, stärkt er das Gehirn, und ist ein gutes Mittel wider die fallende Sucht, und wider die hysterischen Vapeurs. Man bereitet auch durch die Infusion einen Roßmarin-Wein, der bey Nerven-Krankheiten fürtrefliche Dienste leistet. Er dienet auch

*) Glycyrrhiza. *Linn.* 1045. Dietr. 873.

†) Rosmarinus. *Linn.* 33. Dietr. 39. *Reuss.* Comp. Bot. p. 170.

auch wider die Unfruchtbarkeit. Aeusserlich gebrauchet, stärket er die Gelenke und die Nerven, und zertheilet die kalten Flüsse.

Von der Raute.

Die Raute *) ist eine Pflanze, die fast in allen Gärten gebauet wird, und die in allen warmen Ländern leicht fortgehet; Mit ein wenig Sauerteig vermischt, und auf dem Puls geleget, vertreibet sie die Zuckungen bey den Kindern. Sie widerstehet dem Gifte; und innerlich genommen, befördert sie bey dem Frauenzimmer die monatliche Reinigungen; sie vertreibt die Vapeurs; auch dienet sie wider die Wind-Koliken, und wider den Biß der tollen Hunde. Das Dekokt von den Blättern ist ein gutes Gurgelwasser, bey scharbockischen Zahnfleisch und bey den Kinder-Pocken.

Von dem Jasmin.

Es giebt zwar verschiedene Arten des Jasmins †), ich werde hier aber nur denjenigen berühren, der in Surinam gebauet wird. Dieser ist ein Stauden-Gewächs, das viele ganze gerade Stängel oder Zweige treibet, die sich in einander schlingen, stark werden, und sich ungemein vermehren, wenn sie zweymal des Jahres, nämlich im Anfang und am Ende der Regenzeit beschnitten werden. Ihre Blumen zeigen sich durch einen länglichen purpurfärbigen Knospen, der sich öfnet, und in fünf weiße Blätter theilet, deren unterer Theil den Kelch bildet, aus dessen Mitte ein kleiner Stiel hervorkömmt, der, wenn er reif ist, eine

*) Ruta. *Linn.* p. 548. Dietr. 488.

†) Jasminum. *Linn.* p. 9.

eine Schote trägt, in welcher zwey Samen-Körner dicht bey einander sitzen, die an der Seite, wo sie sich berühren, platt, und an der andern rund sind; und dies ist eigentlich der Samen dieser Pflanze. Die Blumen verbreiten ihren angenehmen Geruch weit um sich: Man sagt, daß sie die Niederkunft der Schwangern befördern, und die kalten Flüsse vertheilen sollen.

Von der Müntze.

Die **Müntze** *) ist eine Pflanze, die drey Fuß hohe Stängel bekommt. Weil sie die Blähungen treibt, und wider die Mutterbeschwerden hilft, wird sie in den Gärten gezogen; Sie stärket das Gehirn, das Herz und den Magen; erweckt den Appetit und befördert die monatlichen Reinigungen. Auch ist sie ein Wund-Kraut, dabey zertheilend und wurmtreibend; Wider das starke Erbrechen, besonders wenn das davon gebrannte Wasser gebraucht wird, ist sie ein fast untrügliches Mittel.

Von dem Majoran.

Der **Majoran** oder **Mairan** †) ist eine zu bekannte Pflanze, als daß ich sie weitläuftig beschreiben sollte. Wegen ihres aromatischen Geruchs wird sie in allen Gärten gebauet. Sie wird in den Speisen gebraucht, um sie entweder schmackhafter zu machen, oder ihre etwanige blähende Kräfte zu mindern, oder auch um die Verdauung zu befördern, auch ist sie ein gutes

*) Mentha hortensis. *Linn.* 804. Dietr. 700. *Reuss.* 296.

†) Origanum Majorana. *Linn.* 825. Dietr. 717. *Reuss.* 302.

gutes Mittel wider die Nerven-Krankheiten und bey Magen-Beschwerden. Sie vertreibet die Winde in der Mutter, und ist sonst nützlich in andern kalten Krankheiten dieses Theiles, wie sie denn auch die wässerichte Feuchtigkeiten durch den Urin abführet.

Von den Malven.

Man unterscheidet zwar fünf Arten Malven *), ich habe aber nur eine Art davon in Surinam gesehen, die wegen ihrer schönen Blume in den Gärten gehalten wird, und die beynahe den aufgeblüheten Rosen ähnlich siehet. Deshalb sie auch *malva rosea* genennet wird. Ihre Kräfte sind, daß sie anfeuchtet, erweichet, die Schärfe des Urins mildert, und den Leib gelinde öfnet. In den Mandeln und Hals-Beschwerden, sind ihre Blumen in Milch gekocht, zu einem Gurgelwasser vorzüglich zu gebrauchen.

Von dem Hundsgrase.

Das Hundsgras †) ist aus den Surinamischen Savanen oder Wiesen eben so häufig als auf den europäischen. Die Wurzeln desselben sind weiß, kriechend, mit knotigten Absätzen versehen, und zwo Linien dicke. Trocken sind sie strohfärbig, und fast ohne Geschmack. Die zwey bis drey Fuß lange Stängel, haben vier oder fünf lange Blätter, die aus eben so vielen Absätzen oder Knoten hervor kommen, und den Stängel umgeben.

Diese Pflanze wird unter den fünf eröfnenden Wurzeln (wovon die übrigen der Fenchel, die Petersilie, die Färber-Rothe, die kleine Stech-Palm

sind,)

*) Malva. *Linn.* 967. Dietr. 821. *Reuss.* 325.

†) Dactylis. *Linn.* 104. Dietr. 93.

sind,) gerechnet, weil sie den Urin treibet, und die Verstopfungen hebet.

Von dem Fenchel.

Der Fenchel *) wächset ohne Mühe in allen Gärten. Die Wurzel desselben ist eines Fingers dick, gerade, weiß, wohlriechend, und von einem süßlichten gewürzhaften Geruche. Sie treibet einen vier Fuß hohen Stängel, der gerade, streifig, knoticht, glänzend, mit einer dünnen Rinde versehen, und braungrün ist. Sie hat, wie gesaget, eine sehr eröfnende, und folglich blutreinigende Kraft. Ihre Blätter sind ein sehr gutes Mittel wider die Augen-Krankheiten; Sie pflegen auch die Schärfe auf der Brust zu mildern. Der Same ist windtreibend und Magen-stärkend, und befördert also die Verdauung.

Von dem Frauenhaar.

Das Surinamische Frauenhaar **) gleichet sehr dem Farrenkraut †). Der zehn bis zwölf Zoll hohe Stängel dieser Pflanze ist röthlich, mit grünlichen, langen, auf einer Seite eingekerbten, auf der andern glatten Blättern besetzet, die einen sehr angenehmen Geruch und Geschmack haben.

Es wird auf den kräuterreichen Savanen und an den etwas morastigen und feuchten Orten gefunden. Der Brust ist es sehr zuträglich, weil es den in derselben

*) Anethum fœniculum. *Linn.* 377. Dietr. 318. *Reuss.* 232.

**) Adiantum. *Linn.* 1556. Dietr. 1252.

†) Filix. Polypodium. *Linn.* 1542. und 1551. Dietr. 1251.

ben befindlichen zähen Schleim fortschaffet; auch bey dem Husten ist es von gutem Nutzen, und es führet die an den Eingeweiden vest sitzenden, verdickten und Verstopfungen verursachende Säfte ab. Wider die Gelbsucht und die Nervenkrankheiten ist es ebenfalls ein sehr heilsames Mittel.

Von der Basilien.

Die Basilien *) wird wegen ihres gewürzhaften Geruchs in allen Gärten gefunden. Sie wächßt bis zu einem Fuß hoch, und zertheilet sich in viele Zweiglein, deren Blätter denen von dem Glaskraut **) ähnlich sind. Die Infusion davon, soll ein gutes Mittel wider die Kopfschmerzen seyn. Wegen ihres häufigen flüchtigen Salzes ist sie Windtreibend, Herz- und Gehirnstärkend.

Von der Salbey.

Man hat zwar zwo Arten von der Salbey †) ††), ich werde hier aber nur der kleinen Erwähnung thun, die in allen Gärten von Surinam sorgfältig gebauet und die wegen ihrer Haupt- und Herzstärkenden auch eröfnenden Kräfte häufig gebrauchet wird. Man verordnet sie als einen Thee, und sie verdünnet den Schleim. Bey dem Halsweh bedient man sich derselben in Milch gekochet, als eines Gurgelwassers.

*) Ocymum. *Linn.* 832. Dietr. 722. *Reuss.* 303.

**) Parietaria. *Linn.* 1492. Dietr. 1208.

†) Salvia. *Linn.* 133.

††) Miller im englischen Gärtnerlexikon, zählet funfzehn, und der Verfasser der Ecole du jardin potager vierzehn Gattungen derselben. A. d. Ueb.

Von dem Tausendguldenkraut.

Das kleine Tausendguldenkraut *) ist ein sehr bitteres Gewächs. Man findet es in den morastigen Savannen. Es treibet fast kriechende, winkelichte und glänzende Stängel. Seine Wurzel ist sehr klein, weiß und ohne Geschmack. Die Blätter desselben sind beynahe wie die vom St. Johanniskraut **) (mille-pertuis) ungemein bitter.

Die Negern bedienen sich dieser Pflanze bey den Wechselfiebern. Und wenn selbige durch das davon verfertigte Dekokt nicht zu vertreiben sind, nehmen sie ihre Zuflucht zu dem grossen Fiebervertreibenden Mittel, nämlich zu dem Quaßienholz.

Von der weißen Zimmetrinde.

Die weisse Zimmetrinde †) ist die Rinde eines Baumes, dessen Stamm von der Dicke eines Mannesschen-

*) Centaurium minus. Gentiana Centaurium. *Linn.* 332. Dietr. 276.

**) Hypericum perforatum. *Linn.* p. 1101. Dietr. 905. *Reuss.* 343.

†) Arbor baccifera, laurifolia, aromatica, fructu viridi caliculato, racemoso, Wintersrinde oder der wilde Zimmetbaum. Millers Gärtnerlexikon. Winteranus cortex verus, oder Cortex Magellanicus. Winteriana. *Linn.* 636. Der Baum hat seinen lateinischen Geschlechtsnamen von dem engländischen Admiral Wilhelm Winter, der im Jahre 1579 die Rinde davon zuerst von den magellanischen Küsten nach England gebracht hat. Anm. d. Ueb. Der weisse Zimmtbaum. Dietr. 562. Blackw. T. 206.

nesschenkels ist; er hat zwo Rinden; die äussere ist ziemlich dick und aschfarbig, voller weißlichen und höckerichten Flecken, und von einem gewürzhaften, etwas scharfen Geschmacke. Die Blätter desselben, gleichen den Lorbeerblättern und haben den Geruch und den Geschmack von der ächten Zimmetrinde. Auf der ganzen Kolonie kennet man nur eine einzige Gattung dieses Baumes, welcher tief ins Land hinein, auf einer Pflanzung, an der Kreeck Kaßiwinika sich befindet.

Von der Aloë.

So gemein die Aloë *) in Surinam ist, so kennet man doch ihren medicinischen Gebrauch noch nicht daselbst. Ihrer sehr dicken Blätter bedienet man sich, zum schauren oder reinmachen der zinnernen Gefäße. Sie sind an dem Rande mit Stacheln besetzet, und von einer sehr schönen grünen Farbe. Der Stängel dieser Pflanze der sehr stark und dick ist, enthält eine Art harzigten oder ölichten Saftes. Von ihren Fäden, welche wie der Hanf gebrochen werden, verfertigen die Indianer Stricke zu ihren Hangematten.

Von den Rosen.

Der Rosenstock †) wird in allen Gärten, nicht allein wegen des guten Geruches und der Schönheit seiner Blumen gezogen, sondern weil man auch ein Wasser daraus destillirt, welches in allen Apothecken gefunden, und in der Hauswirthschaft sehr häufig gebraucht wird.

Von der Nikotiana oder dem Taback.

Die Nikotiana oder der Taback *) ist eine Pflanze, die wegen ihres häufigen Gebrauchs bekannt genug

*) Aloë. *Linn.* 457.

†) Rosa. *Linn.* 703. Dietr. 612.

*) Nicotiana. *Linn.* 258. Dietr. 213. *Reuss.* 209.

genug ist. Ob selbiger gleich ursprünglich aus America kommt, so geräth er doch nicht so gut in Surinam als in anderen Ländern, so vielen Fleiß man auch auf dessen Anbau verwendet hat: man hat ihn also aufgeben müssen, weil die Neger niemals dessen grosse Schärfe, woran seine allzuviele ölichte Theile Schuld sind, haben vertragen können. Aus dieser Ursache haben sie demjenigen den Vorzug eingeräumet, den die Engländer ihnen zuführen. Es ist übrigens bekannt, daß dieses Kraut von oben und unten heftig abführet. Man braucht es mit gutem Erfolg, bey Schlagflüssen, Lähmungen, und besonders zu Klystiren.

Von den wilden Granaten-Blüthen oder der Balaustia.

Den Namen Balaustia *), legt man den Blumen des wilden Granaten-Baums bey, die man im Lande findet. Als ein Dekokt genommen, sind sie ein gutes Mittel wider die rothe Ruhr, den rohen Bauchfluß oder die Lienterie (Lienteria) und den Durchfall, imgleichen wider das Blutspeyen.

Von den Nesseln.

Es giebt zwo Sorten von Nesseln †), die eine ist männlichen, die andrre weiblichen Geschlechts: Auf den Stängeln der ersteren, die keine Blüthen tragen, sitzen Samengehäuse, welche die Gestalt eines Piken-Eisens haben, die, wenn man sie berühret, brennen. In einem jeden derselben sitzet ein länglichrundes glänzendes Samen-Korn. Die zwote hat zwar

*) Punica Balaustia flore pleno majore & minore. *C.B.* Pin. 438. *Linn.* 676. Punica granatum. Dietr. 1395.

†) Urtica. *Linn.* 1395. Dietr. 1072.

zwar Blumen, trägt aber keine Frucht. Sie werden in der Arzney gebraucht, weil sie eröfnend sind, und die verstopfte monatliche Reinigung wieder in den Gang bringen. Sie stillen insbesondere das Nasenbluten, und sind ein gutes Mittel wider den kalten Brand, wenn sie gequetscht auf dem leidenden Theile geleget werden.

Von der Mistel.

Die **Mistel** *) ist eine Schmarotzer-Pflanze die nicht in der Erde wächst; sie hat daher auch keine in die Augen fallende Wurzel. Auf die mir davon in Surinam geschehene Anzeige, bemerkte ich, daß sie daselbst nur auf den Pommeranzen- Mispeln- und Goave-Bäumen wachsen. Sie soll ein fürtrefliches Mittel wider die Zuckungen, Lähmungen und Würmer seyn.

Von der Gold-Ruthe.

Die hiesige **Gold-Ruthe** †) wächst in den Wäldern. Diese Pflanze treibet zwey bis drey Fuß hohe Stängel, die rund, ausgekehlt und voller schwammichten Marks sind. Sie hat länglichte, spitzige und an dem Rande etwas eingekerbte Blätter. Ihre Blumen sind stralenförmig und Goldgelb, die in einem schuppichten Blumen-Kelch sitzen. Diese Pflanze wird, wegen ihres etwas bittern Geschmacks, mit Nutzen zu Brühen und Tisanen gebraucht, auch ist sie ein heilsames Mittel wider die Koliken, die vom Nieren-Stein herrühren; und sie zermalmet den Nieren- und Blasen-Stein.

*) Viscum. *Linn.* 1451. Dietr. p. 1151. *Reuss.* 405.

†) Virga aurea. Heydnisch Wundkraut. Solidago. *Linn.* 1235. Dietr. 968.

Von dem Ehrenpreis.

Von dem Ehrenpreis *) ist hier zu Lande nur eine einzige in den Wäldern wachsende Sorte bekannt. Er hat sehr feine faserichte und kriechende Wurzeln, und treibet viele einen Fuß hohe Stängel, die dünne, runde und paarweis gegen einander stehende Blätter haben, welche am Rande gekerbt, grün, runzlich und abgerundet sind.

Diese Pflanze hat eine Blutreinigende Kraft, und wird bey Brust- und Lungen-Geschwüren verordnet. Als ein Thee getrunken, treibt sie den Nieren-Gries. Ihr Dekokt wird bey der Gelbsucht und bey Verstopfungen nützlich gebraucht. Man kann also ihren Gebrauch bey allen Arten von Krankheiten nicht genug empfehlen.

Von dem Eisenkraut.

Man findet das Eisenkraut †) ebenfalls auf den Savannen und in den Wäldern. Es hat eine länglichte, noch nicht Fingersdicke, weißliche und bittere Wurzel. Die länglichten tief ausgezackten grünlichten Blätter desselben, sind von einem sehr bittern Geschmacke; Diese Pflanze soll nebst ihren Blättern, Hauptstärkend, zertheilend, auch bey Wunden gut seyn. Zu Pulver gerieben und als ein Thee getrunken, ist sie bey erst entstehenden Wasser-Suchten gut zu gebrauchen.

Von

*) Veronica. *Linn.* p. 12.

†) Verbena. *Linn.* 27. Dietr. 35. Eisenreich, Eisenhart, Taubenkraut.

Von der Nenuphar oder Seerose.

Die Nenuphar oder Seerose *), weiße Seeblume ist eine in morastigen Gegenden sehr gemeine Wasser-Pflanze. In der Arzneykunst ist sie bekannt, ohngeachtet man sich ihrer nicht bedienet. Sie hat sehr große Blätter, die breit, fast rund, dickfleischig; auf dem Wasser schwimmend, voller Adern, von grüner Farbe, auswendig weislich und inwendig braungrün sind, sie sitzen an langen, eines Fingers dicken, röthlichen, zarten, und schwammichten Stängeln.

Ihre Wurzeln werden in erfrischenden Tisanen, bey Nieren- und Blasen-Entzündungen, hitzigen Fiebern, Mangel des Schlafes, wie auch bey allen Fällen gebrauchet, wo es auf eine Verminderung der Wallungen des Geblüts ankommt.

Von der Melisse.

Man bauet die Melisse †) in allen Gärten. Sie wird auch Zitronen-Melisse genannt, weil ihre Blätter den wahren Zitronen-Geruch haben. Sie treibet zwey Fuß hohe Stängel, und hat länglichte, spitzige, braungrüne, glänzende Blätter, von einem etwas beißenden Geschmacke. Ihre Blumen die klein, weiß, auch blaß-roth sind, bringen beym Abfallen, vier Samen-Körner hervor, die in ihrem Kelche eingeschlossen sind. Sie ist ein gutes Mittel wider die Schlagflüsse, und wird mit Nutzen bey der Melancholie und bösartigen Fiebern gebraucht. Auch ist sie Magen- und Gehirnstärkend, und befördert die monatliche Reinigung.

*) Nenuphar, Nymphæa. *Linn.* 729. Seerose, weisse Seeblume, Wasserlilie. Dietr. 640. *Reuss.* 281.

†) *Melissa* (hortensis) *Linn.* 827.

Von dem Mutterkraut.

Das Mutterkraut *) kommt, so bald es einmal angebauet ist, in allen Gärten sehr leicht fort. Es hat eine weiße Wurzel, die verschiedene Stängel treibet, und ihre zahlreiche Blätter haben einen sehr starken Geruch, und einen sehr bittern Geschmack. Nachdem man diese Pflanze eine Zeitlang in einigen Gärten gezogen hatte, fand man, daß sie ein ohnfehlbares Mittel wider hysterische Zufälle sey; und auch noch jetzo wird sie von allen Aerzten für ein sehr gutes Mittel wider die Verhärtungen der Gebähr-Mutter, und welches die monatlichen Reinigungen befördert, auch die Verstopfungen und Vapeurs vertreibet, angesehen.

Von dem Leinkraut.

Das Leinkraut †) wächst in morastigen Gegenden, oder stehenden Wassern; Es wächst nur zwey Zoll hoch, und seine Blätter die einen sehr bittern Geschmack haben, gleichen dem Flachs. Die Wurzel desselben ist dünne, kriechend, etwas hart und weiß. Man rühmt diese Pflanze als ein Mittel wider die Wassersucht und die Gelbsucht.

Von der rothen Lilie.

Man hat mir eine rothe Lilie gezeiget, mit dem Zunamen der heilige Johannes *), deren prächtige

*) *Matricaria, Linn.* 1255. Dietr. 978. *Reuss.* 370. Artemisia tenuifolia, Parthenium minus, Mettrich, Methran.

†) *Linaria* palustris, pumila tenuifolia, Flachskraut, Harnkraut. Antirrhinum Linaria *Linn.* 858. Dietr. 739.

*) Lilium bulbiferum. *Linn.* 433. Dietr. p. 366. Feuerlilie. *Lis rouge* surnommé *de St. Jean.* St. Johannislilie. *Vallm. de Bom.* VI. 453.

tige Feuer-Farbe man nicht genug bewundern kann. Da ich nur diese einzige gesehen, und dabey keine von ihren Eigenschaften erfahren habe, so kann ich auch nichts davon anführen.

Von dem Bruchkraut.

Das Bruchkraut *) ist eine kriechende Pflanze, die einige Aehnlichkeit mit dem Feldkümmel **) hat, die sich auf der Erde in der Runde herumzieht. Sie wird nur auf einigen Savannen gefunden, und ist sehr Harntreibend, mithin denen sehr zuträglich, die mit Grieß-Schmerzen behaftet sind.

Von dem Farrnkraut.

In Surinam ist das Farrnkraut †) eine Wasser-Pflanze die an morastigen Orten wächset. Die Wurzel besteht aus einer Menge langer und schwärzlicher Fasern. Es hat zwey bis drey Fuß hohe, grüne und ästige Stängel: die Blätter desselben sind lang und schmal: Von dieser Art Farrnkraut sind mir die Eigenschaften nicht bekannt. Beträf es aber die zwo übrigen Arten desselben, die alle Aerzte kennen, so könnte ich mit mehrerer Zuverläßigkeit davon schreiben.

Von der Zaunrübe.

Es giebt zwo Arten von der Zaunrübe *), die eine trägt rothe, und die andere schwarze Beeren.

*) Herniaria, *Linn.* 317. Millegrana, Polygonum minus, Tausendkorn, Harnkraut.

**) Thymus *Serpillum.* Feldpoley, Quendel, Kühnlein. *Linn.* 805. Dietr. 717. *Reuss.* 302.

†) Filix. Polypodium. *Linn.* 1551.

*) Bryonia, seu Vitis alba. Stickwurz, Zaunrebe. *Linn.* 1438. Dietr. 1137. *Reuss.* 403.

Diese Pflanze treibet kriechende Stängel, mit langen Ranken versehen, mit denen sie sich an die nahe stehenden Gewächse vesthält. Die Blätter gleichen dem Weinlaub, nur daß sie kleiner und weißer sind, und Traubenweise sitzen. Ihre **Beeren** haben mit den Hollunder-Beeren viel Aehnlichkeit. Anfänglich sind sie grün, wenn sie aber reifen, werden sie roth oder schwarz, und haben einen ekelhaften Saft, und einige eyförmige und spitzige Samenkörner. Die **Wurzel** von beyden Arten sieht wie eine dicke Rübe aus; sie ist weiß, sehr saftig, und von scharfen und bitterem Geschmacke. Wenn die Wurzel ganz frisch als ein Dekokt genommen wird, soll sie die wässerigen Feuchtigkeiten des Blutes abführen, und die Verstopfungen heben.

Vom Wasser-Dosten.

Der **Wasser-Dosten** *) ist eine Wasser-Pflanze, die an morastigen Orten wächset. Ihre Blätter gleichen den Hanf-Blättern, und sie hat eine zaserige Wurzel. Man sagt, daß sie ein gutes Mittel wider den Schlangenbiß sey, und daß ein Nies-Pulver, welches bey Krankheiten des Hauptes zu gebrauchen, davon verfertiget werde.

Von dem Hünerdarm.

Man hat zwo Sorten von dem **Hünerdarm** **), die eine davon ist eine Wasser- und die andere eine Landpflanze. Sie treibet viele dünne und kriechende Stängel. Ihre kleine länglichte längs dem Stängel

*) Eupatorium cannabinum. *Linn.* 1173. Dietr. 941. *Reuss.* 358. Hanfodermennig, Kunigundenkraut, Hirschklee.

**) Morsus Gallinae, Trissago. Vogelkraut. Alsine. *Linn.* 389. Dietr. 334. *Reuss.* 236.

gel je zwey und zwey gegeneinander stehende Blätter, haben einen grasichten Geschmack. Ausser daß die Vögel diese Pflanze lieben, so wird selbige auch noch in der Arzney so wie der Portulack, als ein erfrischendes anfeuchtendes und versüssendes Mittel gebraucht. Wider die allzustark fließende goldene Ader soll das Dekokt davon ebenfalls sehr gut seyn, und die Schmerzen derselben stillen.

Von den Krähenaugen.

Die Krähenaugen †) sind eigentlich der Kern einer mir unbekannten Frucht. Dieser Kern ist zusammengedrückt, rund und ohngefähr von der Größe einer Bohne, von gelblichter auch weißer Farbe. Er läßt sich in zwo Hälften theilen, von welchen eine jede einen Kern in sich schlüsset, der, wie wir so gleich sehen werden, von einer ziemlich schädlichen Haut umgeben wird.

Wenn man in Surinam mit einem neu angekommenen, oder mit jemand der diese Frucht nicht kennet, seine Lust haben will, so giebt man ihm zuerst von diesen abgezogenen Kernen zu kosten, die einen angenehmen Geschmack haben; alsdann giebt man ihm ohnvermerkt an deren Stelle, drey oder vier Kerne von den unabgezogenen. Kaum hat er sie genossen, so empfindet er, weil man ihm mit Fleiß ein Glas Wasser gleich darauf hat trinken lassen, ausserordentliche Beängstigungen mit Uebelkeiten und Erbrechen begleitet, die ihn über zwo Stunden lang quälen; den Zuschauern scheinet dieses sehr belustigend zu seyn; ich für meinen Theil aber, finde es im geringsten nicht. Diejenigen, welche die Frucht kennen oder vorher sind gewarnet worden, ziehen die Haut mit einer Messer-

†) Nux vomica. *Strychnos. Linn.* 271. Dietr. 224.

spitze erst ab, und speisen den Kern alsdenn, ohne obige Wirkungen befürchten zu dürfen: und haben solchergestalt die Spötter auf ihrer Seite.

Ehe ich dieses Hauptstück beschlüsse, muß ich noch zuvor von einer Pflanze reden, die ich in verschiedenen Gärten gesehen habe, und die wegen ihrer sonderbaren Eigenschaft, wenn man sie berühret, viele Aufmerksamkeit verdienet.

Von dem empfindlichen Kraut.

Ich meyne das **empfindliche Kraut**. *) Herr **Tournefort** in Institut. rei herbariae. S. 605 giebt verschiedene Arten von demselben an; ich will nur von demjenigen, welches ich gesehen habe, allhier handeln, weil ich die andern nicht kenne. Diese Pflanze wird vier Fuß hoch, als ein kleiner Strauch; und man könnte sie gar wohl die **lebende** oder **lebendige Pflanze** heissen, weil ihre Blätter, die länglich und den Linsenblättern ähnlich sind, so bald sie nur, es sey mit einem Stock oder mit der Hand, auf eine fast unbemerkbare Art, berühret werden, sich dergestalt gegen einander nähern, daß sie sich zusammen falten, und einige Minuten unbeweglich bleiben, alsdann aber sich wieder öfnen und ihre vorige Stellung wieder annehmen.

Bey Sonnen-Untergang scheinet diese Pflanze zu verwelken, als wenn sie abgestorben wäre; bey deren Aufgang aber, erhält sie auch ihre Lebhaftigkeit wieder; und je heller und unbewölkter der Himmel ist, desto besser scheint sie wiederum zu grünen und aufzuleben.

Ich kann diese Erscheinung keiner andern Ursache, als einer Art von Zuckungen, welche die Pflanze empfindet,

*) Herba *sensitiva*, Æschynomene, *Mimosa*, Sinnpflanze. *Linn.* 1501. Dietr. 1215.

pfindet, zuschreiben, die ohne Zweifel durch die wirkende Theile aus welchen sie bestehet, hervorgebracht werden, und die vermuthlich von einer so zärtlichen Eigenschaft sind, daß die geringste Erschütterung, die ihren Blättern durch das Berühren mitgetheilet wird, sie verdünnet und aufschwellen machet, und also die Fibern und Gefäße die sie enthalten, erweitert und verkürzet*).

Man hat mich versichert, daß die Blätter dieser Pflanze, gekauet, der Brust Erleichterung verschaffen, den Husten mäßigen, eine helle Stimme machen und die Rückenschmerzen lindern: weil ich aber keine Erfahrungen davon habe, so lasse ich es nur bey dem, was mir davon gesaget worden, bewenden, ohne es für eine zuverläßige Warheit auszugeben.

Dieses ist also alles, was ich in Ansehung der Kräuterkunde, so wohl selbst als durch andere, die mir darüber ihre Nachrichten mittheilen wollen, habe sammeln können. Mein Wunsch ist, daß diejenigen, welchen ihre Erhaltung lieb ist, über alles was ich von dieser Materie angeführet habe, ernsthafte Betrachtungen anstellen mögen. Ich bin versichert, dereinst Dank zu verdienen, daß ich ihnen die Mittel entdecket habe, die ihnen in so vielen Krankheiten, womit sie so häufig behaftet sind, heilsam werden können. Mögte doch die Absicht, die ich habe, bey allen Menschen einen Eindruck machen, daß sie meinen Wünschen gemäß, meine Bemühungen den Einwohnern dieser Kolonie nüzlich machten!

Sieben=

*) In Dieterichs Pflanzenreich, Th. 2. S. 1226. sind die Versuche angeführet, welche du Hamel in seiner Naturgeschichte der Bäume. Th. 2. Buch 4. Kap. 6. Art. 3. mit dieser Pflanze angestellet hat, um die Ursachen dieser wunderbaren Erscheinungen zu entdecken.

Siebenzehntes Hauptstück.

Beschreibung verschiedener Arten von Zimmerholz, und einiger Harze die aus demselben hervor fliessen.

Jedermann weis, daß man unter dem Worte Holz diejenige Materie verstehet, die uns das Innwendige der Bäume oder Staudengewächse verschaffet; die in der Schwere, Dichtigkeit und Härte, sich nicht allein nach den verschiedenen Gattungen der Bäume, sondern auch bey einer und eben derselben Gattung nach dem verschiedenen Erdreich und Boden, oder nach dem Klima richtet. Die Dichtigkeit des Holzes stehet jederzeit mit der Zeit seines Wachsthums im Verhältniß, denn je langsamer es wächßt, je härter wird das Holz.

Die verschiedene Eigenschaften des Holzes, wovon einige Sorten besser im Wasser, und andere im trockenen Erdreich dauren, machen sie zu verschiedenem Gebrauche geschickt; je härter sie auch sind, desto besser dienen sie zu allerhand Arbeiten. In Surinam fehlet es nicht an gutem Bauholz, welches ohne Unterschied genutzet werden könnte. Die Arten desselben werden aber ausserordentlich theuer, weil man eine unendliche Menge derselben findet, die so schwer zu bearbeiten sind, und insbesondere diejenigen Gattungen die man am nöthigsten braucht, und weil die Neger, die von Natur Faulenzer sind, durch obige Schwierigkeiten abgeschrecket werden, und nicht viel davon verarbeiten. Ich will ein Verzeichniß von allen denjenigen liefern, auf die es hier ankommt.

Von

Von dem Boltri *).

Der Boltri ist ein Holz von dunkelbrauner Farbe, das nicht allein hart und vest ist, sondern auch dem Wind und Wetter widerstehet. Man bedienet sich desselben durchgehends zu Balken, Sparren und um die Häuser damit zu decken, weil man im Lande weder Dachziegel, noch Schiefer findet, die auch übrigens bey dem Häuserbau zu schwer, und für das Klima zu heiß seyn würden. Wenn also das Holz zu obiger Absicht viereckicht gehauen worden, so schneidet man zwanzig bis zwey und zwanzig Zoll lange Stücke davon, und spaltet selbige zu halben Zoll dicken Brettern; mit diesen kleinen Brettern oder Schindeln, werden alle Gebäude in der Kolonie gedeckt. Sie dauren zwanzig Jahre durch, ehe man wieder neue brauchet. Das Tausend von diesen Schindeln, die man im Lande gemeiniglich Zingels nennet, wird zu dreyßig bis vierzig holländischen Gulden verkaufet. Man verfertiget dergleichen auch von einer andern Art von Holz, wovon das Tausend nur zwanzig Gulden kostet, sie dauren aber nicht so lange, als die erstern.

Von dem Lokus.

Der Lokus †) ist, so wohl der Schönheit als der Größe wegen, ohne Wiederrede, der König der Bäume; mit einem Worte, er ist der höchste und dickste Baum von allen Bauhölzern. Er ist sehr dicht, hart, von einem sehr schönen Korn (grain) und zimmetfarbig. Man schätzet ihn so sehr, daß nur Walzen zu den Zuckermühlen, und Hausgeräthe, als Schrän-

*) Ein eben so unbekannter, als unbestimmter Name.

†) An Hymenea Courbavil? *Linn.* 537. Dietr. 472. Der Heuschrecken- oder Lokustbaum.

Schränke, Büfets, Kabinette und dergleichen daraus verfertiget werden. Weil es sich so schwer bearbeiten läßt, ist es auch das theuerste unter allen Holzarten.

Aus diesem Baum fliesset ein Harz, welches die Spezereihändler gemeiniglich unter dem Namen von Gummi-Kopal *), von welchem ich im fünften Hauptstücke gehandelt habe, verkaufen. Wo man unter diesen Artickel nachsehen kann.

Von dem Letterholz.

Man hat zwo Sorten von **Letterholz** †), das sonst auch **Königsholz** heißet. Man glaubet, daß die eine Art davon, männlichen und die andere weiblichen Geschlechts ist.

Die erstere ist Jaspisschwarz auf einem Grunde von der Farbe des armenischen Holzes, und gleichet dem schönsten Marmor; die andere hat nur schwarze Flecken, die hin und wieder auf einem hellern Grunde als der vorhergehende, zerstreuet sind. Weil dieses Holz selten im Lande ist, so wird es sehr gesuchet; hiezu kommt noch, daß es sich schwer arbeiten lässet, weil es leicht Risse bekommt. Man nimmt nur den Kern von diesem sehr dicken Baum; dieser Kern ist aber nur zwölf bis funfzehn Zoll dick. Es werden verschiedene Tischlerarbeiten, imgleichen Spatzierstöcke daraus verfertiget, die durch die Länge der Zeit, die Schwärze des Ebenholzes erlangen, und einen unbeschreiblichen Glanz haben.

Von

*) Oder vielmehr Anime.

†) Lignum litterarum. Bois de Lettres. *de Bomare* Dict. II. 147. Bankr. Guian. p. 55. Epidendron scriptum. *Linn.* 1351. Dietr. 1026.

Von dem Eisenholz.

Das Eisenholz *) ist im Lande sehr gemein. Man hat zwo Sorten davon, die eine ist röthlich und die andere weiß; wenn es gesäget wird, siehet es wie gewässert aus und spielet verschiedene Farben. Der Baum von diesem Holze ist groß, gerade und dick; seine Rinde ist nur dünne, auswendig grau, und inwendig röthlich und von etwas zusammenziehendem Geschmacke. Es heißt, daß die Indianer sich der geraspelten Rinde zur Heilung verschiedener Krankheiten bedienen.

Dieses Holz führet den ihm beygelegten Namen mit größtem Rechte; weil es sehr schwer und so vest ist, daß die Aexte womit es gehauen wird, sehr gut gehärtet seyn müssen, wenn sie nicht von diesen Bäumen zurückprellen, oder zerspringen sollen. Daher auch die Neger, wenn sie dieser Arbeit überdrüßig sind, falsche Hiebe thun, wovon die Axt ohnfehlbar zerbricht. Suchet man also ein hartes Holz, so ist man versichert, es an diesem zu finden. Es wird nur zur Tischlerarbeit genommen, weil es in freyer Luft nicht ausdauert, und im Wasser nicht taugt, oder wenn es dem Regen ausgesetzet ist.

Von dem Purpur- oder Violetholze.

Das Purpur- oder Violetholz †) wird wegen seiner Farbe, die sehr schön, und mit vielen marmorähnli-

*) Erythroxylon areolatum. *Linn.* 612. Dietr. 538. Bankr. Guiana. p. 42. Bois de fer. Lignum ferri. *de Bomare* Dict. II. 142.

†) Bois de Palixandre, lignum violaceum. *Vallm. de Bom.* II. 150.

ähnlichen Adern gezieret ist, also genennet; wozu noch dessen susser und angenehmer Geruch kommt. Wenn es nur einigermaßen polirt ist, gleichet es dem Helfenbein; es wird daher auch sehr geschäzt. Man braucht es nur zu Verfertigung allerhand Hausgeräths, als Bufets, Tische, Schreibspinden und dergleichen. Der Baum von welchem dieses Holz kommt, ist ziemlich groß und dick. Es ist sehr schwer, und doch leicht zu verarbeiten.

Von dem Kanavatepiholz.

Das Kanavatepiholz hat beynahe die Farbe des weiblichen Letternholzes, es fehlen ihm aber die schwarzen Flecken und Marmoradern. Es unterscheidet sich abe: durch zweyerlei von vielen andern Hölzern. Erstlich wenn es gehauen oder zugeschnitten wird, giebt es einen den Gewürznägelein fast ähnlichen Geruch von sich. Zweytens wenn die grosse Dürre einfällt, verwelken die Blätter dieses Baumes, er schlägt aber bald darauf wieder aus. Worauf eine Blüte oder eine Art von purpurfarbiger Krone, deren Blätter sehr dunkelgrün sind, hervorkommt. Man bedienet sich dieses Holzes zu Sparren und Giebeln; und es ist übrigens nicht schwer zu bearbeiten.

Von dem Zedernholze.

Der Baum von dem wir das Zedernholz *) erhalten, ist sehr groß. Dieses Holz ist hart, leicht, bald röthlich, bald weißlich, und es wird wegen seiner Bitterkeit weder von den Würmern, noch von irgend einem

*) Pinus Cedrus? *Linn.* 1420. Dietr. 1106.

einem Insekte angegriffen. Dabey hat es auch noch einen sehr lieblichen Geruch. Das aus diesem Baum hervorfliessende Harz, ist helle und durchsichtig, wie arabisches Gummi und wohlriechend. Es befördert die Verdauung, ist erweichend, heilend und stärkend. Wann man Verschläge in den Zimmern machen und darin Thüren anbringen will, imgleichen zu kleinen Nachen oder Kähnen die im Lande Booten genennet werden, wird dieses Holz vorzüglich gebrauchet. Man verfertiget auch kleine Schränke, Kasten und Spinden daraus, weil die in denselben aufbewahrte Sachen für dem Ungeziefer sicher sind.

Von dem Kopieholze.

Das Kopieholz soll von dem wilden Kastanienbaum kommen; ich glaube, daß es vielmehr eine Art einer Bastart-Zeder ist, weil es in der Farbe, Schwere, und so gar in dem Korn mit dem vorhergehenden vollkommen übereinkommt. Nur ist es nicht so wohlriechend. Es werden Bretter von funfzehn bis zwanzig Fuß daraus geschnitten, mit welchen die Häuser an statt der Mauren, eingeheget werden.

Von dem Grönhardholze.

Da das Grönhardholz von grünlicher Farbe ist, so könnte man es mit Recht, Grünholz nennen. Es hat mit dem Purpurholz einerley Eigenschaften. Der Baum von diesem Holze hat das Bemerkenswürdige an sich, daß er seine Blätter zweymal im Jahre verlieret, und daß er eine orangenfarbige Blume oder Art von Krone träget.

Wenn dieses Holz in das Feuer kommt, entzündet es sich wie eine Fackel und giebt einen Schwefelgeruch von sich, welches beweiset, daß es viele schwefelichte Theile enthält. Es wird zu Balken und Sparren bey dem Bauen gebrauchet.

Von dem Brüynhardholze.

Das Brüynhardholz kommt mit dem vorigen fast überein, ausgenommen in der Farbe, die in das Bräunliche fällt. Auch gleichen sie sich in dem Korn und in der Schwere. Das leztere hat aber, wenn es im Feuer kommt, nicht den schwefelichten Geruch.

Von dem Beylholze.

Das Beylholz hat fast einerley Eigenschaft mit dem Boltriholze, ausser daß mehr schwarze Streifen darin befindlich sind. Im Gebrauch und in der Härte kommen sie völlig überein, und man findet es häufig in den Wäldern.

Von dem Wanneholze.

Das Wanneholz gleichet an Farbe, Korn und Leichtigkeit dem Zedernholz, es hat aber keinen Geruch. Man schneidet Bretter daraus, zu Zäunen, Thüren, kleinen Nachen, und mancherley Hausgeräth; es ist aber nicht wie das Zedernholz vom Wurmfraß befreyet.

Vom Sassafraßholz.

Das Sassafraßholz *) kommt von einem Baume, der das Ansehen einer Fichte hat. Seine Blätter

*) Lignum Sassafras, lignum Pavanum Indorum, Winanck Virginensium. Laurus, foliis integris & trilobis.

ter gleichen den Feigenblättern. Er ist von gelblichter Farbe, und hat einen Fenchelgeruch; von seinem Nutzen kann ich nichts zuverläßiges angeben.

Von dem Tapuripaholze.

Das Tapuripaholz ist sehr gemein. Man bedient sich dessen nur zum Bauen kleiner Gebäude, die nicht von Dauer sind. Es siehet weißlich aus und ist sehr leicht, dabey aber doch veste, übrigens aber wenig geachtet.

Von dem Koiri-Holze.

Das Koiri-Holz wird eben so wenig geschätzet als das vorhergehende, weil es so leicht ist, und dem Wind und Wetter nicht widerstehen kann, auch dabey eben so bald als jenes von den Würmern angegriffen wird.

Von dem Goyave-Holz.

Das Goyave-Holz †) gehöret in eben dieselbe Klasse mit den vorhergehenden, und mir sind seine Eigenschaften nicht bekannt. Den Baum, von dem es kommt, und dessen Frucht, habe ich bereits im zwölften Hauptstücke beschrieben.

lobis. Cornus mas odorata, folio trifido, margine plano. Fenchelholz. Laurus Sassafras. *Linn.* 530. Dietr. 461.

†) Psidium Guajava. *Linn.* 672.

Von dem Nußbaum-Holze.

Ich habe nicht nöthig, von dem Nußbaum-Holze eine Beschreibung zu geben, weil es bekannt genug ist; nur dies habe ich von ihm zu bemerken, daß der Baum im Lande sehr selten ist, und dabey das Besondere an sich hat, daß, ob er gleich ein sehr schönes Ansehen bekommt, und zu rechter Zeit blühet, er doch nicht, wie in Europa, Früchte träget. Es scheinet dieses wunderbar zu seyn, wovon man keinen Grund anzugeben weis; Er dienet daher auch zu nichts, als zum Bau-Holze.

Von dem Kattentri-Holze.

Das Kattentri-Holz kommt von einem wilden Baumwollenbaum, der zu der Höhe der größten Eiche wächst, und dessen Rinde über sechs Zolle dick wird. Er ist so ausserordentlich stark, daß er nicht seines gleichen in der ganzen Kolonie hat. Seine Blätter die sehr breit sind, verliert er alle Jahre; und alle drey Jahre trägt er eine Blüte, aus welcher die Frucht kommt, welche die Baumwolle enthält. Diese Baumwolle ist von graulicher Farbe, und die Kolibris bedienen sich derselben zu ihren Nestern. Dieses Holz, welches an Farbe dem Eichenholz gleichet, ist ziemlich dichte und schwer. Man verfertiget Hausrath, insbesondere aber Tische daraus.

Von dem Palmholze.

Das Palmholz kommt von verschiedenen Sorten der Palmbäume, und alle Arten derselben liefern gutes Bauholz; Es taugt aber nicht zum Hausrath; weil es sich wegen der vielen Splittern, nicht so glatt arbeiten lässet, als die anderen Gattungen.

Von dem Guiaba-Holze.

Man leget dem Guiaba-Holz den Namen von Farbeholz bey, weil es im Schwarzfärben alle andere Farbehölzer übertrift. Die Rinde desselben ist grau, mit einigen grünen Flecken untermischet. Die Blätter dieses Baums sind sehr groß und dick, und mir ist kein anderer Nutzen von ihm bekannt.

Von dem Gummi des Janipabas-Baumes.

Das Gummi des Janipabas *) fließet aus einem Baume, der dem Palmbaum sehr gleichet. Seine lange Blätter fallen alle Jahr im Monath December ab, sie wachsen aber bald wieder. Im März und April träget dieser Baum Blüthen, auf welchen eine gelbe Frucht von der Größe eines Balls folget, die einen sehr angenehmen Geruch hat. Aus dem Stamme dieses Baumes fließet dieses harzige Gummi hervor, welches grün, weichlich, sehr wohlriechend und etwas gewürzhaftig ist.

Man versichert, daß es die zähen Feuchtigkeiten sehr stark auflöset, die Nerven stärket, und die Gliederschmerzen lindert. Ich vermuthe, daß dieses Gummi dasjenige ist, welches den Namen Karanna, oder im Französischen *Caragne* führet.

Von dem Mabuja-Holze.

Der Baum, welcher das Mabuja-Holz liefert, ist nicht sehr häufig im Lande; jedoch wird er in den hohen Gegenden gefunden. Seine Wurzel ist schwarz, lang, ziemlich dick, vest und voll Knorren, härter

*) Genipa. *Linn.* 251. Dietr. 205. Genipabaum. Genipanier. *Vallm. de Bom.* Dict. V. 75. VI. 69.

härter und schwerer als das Eisenholz. Von diesem Holze oder der Wurzel verfertigen die Indianer ihre Keulen.

Aus dem bisher erzähleten lässet sich beurtheilen, ob die Surinamer sich wohl mit Recht über den Holz-Mangel beschweren könnten? Denn dieser ist nicht die Ursache von der dortigen Theurung des Holzes, sondern der hohe Arbeitslohn ist wohl hauptsächlich schuld, daß es nicht wohlfeiler zu haben; weil es erstlich in den Wäldern gefället, und hernach durch die Sklaven behauen werden muß, die ohnedem in dergleichen Arbeit sehr langsam sind; Ferner müssen alle Bretter mit der Hand gesäget werden, welches in der That weit mehr Zeit wegnimmt, als wenn man sich hiezu, wie in Europa geschiehet, der Schneidemühlen bedienet. Erwäget man endlich auch noch, daß die meisten von diesen Holzarten ungemein hart sind, so darf man sich über den hohen Preis der Häuser und der Miethen in diesem Lande nicht mehr wundern.

Ich beschlüsse hiemit diesen Artikel, den ich so umständlich als es mir möglich gewesen, abgehandelt habe, und wende mich nunmehro zu der Beschreibung der Pflanzungen, die ich ebenfalls so vollständig machen werde, als es die Wichtigkeit dieses Punktes erfordert. Denn in der That sind jene die Seele der Handlung in diesem Lande.

Ende des ersten Theils.

Erklärung

einiger unbekannten Artickel,

die

Topographische Charte

betreffend.

Alle Dörfer, die man auf der Charte angemerket findet, sind durch verschiedene Detaschements von der Besatzung abgebrannt oder zerstöret worden, welche die Regierung von Zeit zu Zeit dahin geschickt hat, um die Maron-Negers oder die davon gelaufenen aufzuheben oder fort zu jagen.

Der Weg von Oranien machet eine neue kleine Stadt aus, die von einer kleinen Anzahl weißer Familien bewohnet wird, um daselbst neue Wohnungen zu errichten, damit sie um so leichter

ein wachsames Auge auf die Feinde der Kolonie, nämlich auf die flüchtig gewordenen Neger, haben können.

Die Posten sind Oerter, wo starke Soldaten-Wachen befindlich sind, um die Feinde zu verfolgen.

Den Wacht-Posten haben einige Soldaten besetzet, um auf die Ankunft der Schiffe Acht zu haben, damit sie sogleich die in der Nähe liegenden Vestungen, durch einen Kanonen-Schuß davon benachrichtigen können.

Savanen bedeutet Wiesen oder Ebenen, auf welchen Gras zur Weyde für das Vieh wächst.

Allge-

Allgemeines Verzeichniß

Aller auf der Charte befindlichen Pflanzungen nach ihrer Ordnung numeriret, wobey zu bemerken, daß die mit einem * bezeichnete, keinen andern, als ihres Besitzers Namen haben, und daß diejenigen, die nur bloß eine Nummer ohne andere Anführung haben, verlassene oder unbebauete Pflanzungen sind.

Namen der an dem Surinam-Flusse liegenden Pflanzungen, von dessen äußersten Ende an, bis an die Vestung Amsterdam gerechnet.

N. 1 Neale. *
2 Wilkens. *
3 Talbot. *
4 Carelswoud. *
5 Bergendaal.
6
7
8
9
10
11
12
13 Beaumond.
14 la Providence.
N. 15 Porto-Bello.
16 Florentia.
17 Gloria.
18 D'Appas.
19 Steenenberg.
20 Rama.
21 Venetia.
22 d'Otan.
23 Carmel.
24 Cayan.
25 Bonne Esperance.
26 Geurahr.
27 Hebron.
28 Abocharansa.

N.29 Wayamoe.
30 Ryauerahr.
31 Moria.
32 Cadix.
33 Abr Bryeno. Bibar *.
34 Accadeel.
35 Jeweya.
36 — — —
37 Je prends.
38 Porfio.
39 L. d'Jacob.
40 Auka.
41 — — —
42 — — —
43 — ——
44 Retiro.
45 Quamaba.
46 la Diligence.
47 — — —
48 Ayo Boven.
49 Ayo Beneeden.
50 — — —
51 Surinamonbo.
52 Palmenisebo.
53 Mahanaem.
54 Florida.
55 Abroer.
56 l'Esperance.
57 Klyn Amsterdam.
58 Sucoht.
59 Waynpinica.
60 Bersaba.
61 Pomibo.
N.62 Guilgall.
63 Nahamoe.
64 la Confiance.
65 Watervlied.
66 Overburg.
67 Zandpunt.
68 Zurza.
69 Bovista.
70 la Simplicité.
71 Urapinica.
72 de Scanzo.
73 Liedenshoeck.
74 d'Ovale. *
75 Surigo.
76 de goede Fortnyn.
77 Roode Bank.
78 Strela Nova.
79 Goede Vreede.
80 Cabo Verdo.
81 Gosen.
82 la Recuperada.
83 Cartago.
84 Rak a Rak.
85 de goede Buurt.
86 de drie Gebroeders.
87 Acaribo.
88 Chatillon.
89 Gelderland.
90 Roorak.
91 Waaterland.
92 Klaverblad.
93 St. Eustachius.
94 Ste. Barbara.
95 Merveille.

N. 96 Magdeburg.
97 Laarwyk.
98 Vreeland.
99 la Rencontre.
100 Dombourg.
101 Boxel.
102 Do. Phaff. *
103 Edam.
104 Liege.
105 Geneve.
106 Ornamibo.
107 la Liberté.
108 Tout lui faut.
109 Mopentibo.
110 Peeperpot.
111 Dykveld.
112 Meersorg.
113 Wout Vlied.
114 Beekhuysen.
115 Jagt Lust.
116 Dordrecht.
117 Rust en Lusk.
118 Bellewarde.
119 Klevia.
120 Susanas Daal.

Pflanzungen an der Kreek Para.

N. 1 Houtuyn.
2 Vreedenburg.
3 Altona.
N. 4 La bonne Amitié.
5 Tortona.
6 la Concorde.
7 Nieuw Mocha.
8 l'Esperance.
9 Spyt-je Bakkes.
10 Onverdagt.
11 De Watering.
12 Oneribo.
13 Swermer.
14 De Vryheid.
15 Osembo.
16 Sorgvlied.
17 Onverwagt.
18 Mon Repos.
19 Overtoom.
20 Topibo.
21 Vollenhoven.
22 Nieuw Concordia.
23 Loefbeek.
24 Matavarica.
25 Wangunst.
26 Jagerburg.
27 Copinawabo.
28 Beaulieu.
29 What je Call.
30 Majacabo.
31 Leevenberg.
32 Societyts Land.
33 — — —
34 Sawacabo.
35 De oude Hoop.
36 Quacoc.

Pflanzungen an der Kreek Korropine.

N. 1 La Piquanterie.
2 Bonne Avanture.
3 Corpinibo.
4 Societyts Land.
5 l'Esperance.
6 Tout lui faut.
7 l'Imprevů.
8 Tonpoko Atambo.
9 J. V. Sandik. *
10 — — —
11 4de. —
12 3de. —
13 2de. —
14 1ste. —
15 La Liberté.
16 l'Harmonie.
17 La Prosperité.
18 Les 4 Enfans.
19 Myn Hoop.
20 Nieuw Bergerac.
21 Zell.
22 Bleckvlied.
23 — — —
24 — — —

Pflanzungen an der Kreek Tavaricoeroe.

N. 1 Vreeland.
2 Mon Retour.
N. 3 Mon Gagne-pain.
4 Mon Travail.
5 Gloria.
6 Brnynberg.
7 Sonder Sorg.
8 Le Desert.

Pflanzungen an der Kreek Paulus.

A. Eyland.
B. Puttersorg.
C. De Hoop.
D. Aurora.
E. Bleyendaal.
F. Mon Repos.
G. Belasoir.
H. Zand grond.
J. La Paix.
K. Erv. Voltelen. *
L. Paracabo.
M. Mev. Boreel. *
N. Nieuw Wiergevond.
O. Paraconba.

Pflanzungen an der Kreek Pararac.

A. B. C. D. — —

Pflan-

Pflanzungen an dem Flusse Kommewyne.

A. 1 Breukelwaard.
B. 2 Schoon Oord.
C. 3 Hooyland.
D. 4 Voßenburg.
E. 5 Tagerstelt.
F. 6 La Jalousie.
G. 7 Myn Hoop.
H. 8 Ostage.
J. 9 Schatsenburg.
K. 10 De Goud Myn.
11 Berlin.
12 Roosenburg.
13 Penoribo.
14 Cannawapibo.
15 Siparipabo.
16 Arent Lust.
17 Nieuwen Hoop.
18 Curcabo.
19 Blickveld.
20 Wried teyk.
21 Potribo.
22 Macriabo.
23 Mon Plaisir.
24 Malabathrum.
25 Bruynburg.
26 Rustveld.
27 Egmond.
28 Utrecht.
29 Concordia.
30 Berkshoven.
N. 31 Rustenburg.
32 Bethlehem.
33 Killesteyn Nova.
34 Berg op Zoom.
35 Hazard.
36 Des Tombesberg.
37 l'Esperance.
38 Roosenbeck.
39 Vlamenberg.
40 Fauquenborg.
41 Appe Cappe.
42 Wajampibo.
43 Claarembeek.
44 Nimmerdoor.
45 Cramaßibo.
46 Blaak-Kreek.
47 Goed accord.
48 D. Knegt. *
49 Jnkernombo.
50 Capibo.
51 Jmotapi.
52 Sirimotibo.
53 Cucracabo.
54 N. Ribanica.
55 Sorg. Hoven.
56 Ornamibo.
57 Groenveld.
58 Vermagt.
59 Den Berg.
60 Quaad gerugt.

Pflanzungen an der Kreek Kaßwinika.

A. Knopomonbo.
B. Erv. l'Espinaße. *
C. Eensamheyd.
D. J. en J. J. Fasch. *
E. Quapibo.
F. Waicoribo.
G. Onobo.
H. Wed. J. Marques. *
J. Prado. *
K. La Jaille. *

Pflanzungen an der Kreek Kommetaivane.

A. Slootwyk.
B. Saltzdaale.
C. Fortuyn.
D. Eendragt.
E. Sinabo.
F. Nieuw Sorg.
G. Welbedagt.
H. La Solitůde.
J. Oosterhuysen.

Pflanzungen an dem Flusse Kottika.

N. 1 Vloordinge.
2 N. Akenoribo.
N. 3 Nieuw Mocha.
4 Tweyffelagtig.
5 l'Avanture.
6 Nieuw Levand.
7 La Metraye.
8 De gekroonde Pauw.
9 Moolenhoep.
10 Beyenkorff.
11 Leeverpool.
12 Charlottenburg.
13 Beekvliet.
14 Rotterdam.
15 Stuttenborg.
16 Geertruydenberg.
17 Euphrata.
18 N. Eendragt.
19 Bellevůe.
20 Munikkendam.
21 Karrelsburg.
22 De Alia.
23 Kortgrond.
24 Louisenburg.
25 Bleyenhoop.
26 Lust en Rust.
27 Lunenburg.
28 Mocha.
29 Marseille.
30 La Paix.
31 29 La Jaille. *
32 Nieuw Java.
33 — — —
34 — — —
35 — — —

N. 36

N.36 — — —
37 Caßipore.
38 Wildbaan.
39 De Berg.
40 — — —
41 — — —
42 — — —
43 Vriendschap.
44 Suyd Duyn.
45 Nes en Camp.
46 Wildbaan.
47 Ysbrand. *
48 M. Overschilde. *
49 P. Grande. *
50 Alb. Lippert. *
51 De Vries. *
52 Wed. Dane. *
53 Glaperus. *
54 Erv. van Pisa. *
55 H. Holleboom. *
56 Boksteyn.
57 Landsknegt. *
58 Presentendes.
59 De Libanon.
60 De Znynigheid.
61 Va comme je te pouße.
62 Tweede Mocha.
63 Montferar.
64 De Vreede.
65 Elk het zyn.
66 Manheim.
67 Mon Tresor.

N.68 Annesburg.
69 Elstenhage.
70 Cuylenburg.
71 Selden Rust.
72 Contentement.
73 Vlugt en Trouw.
74 Arke.
75 Goed Succes.
76 Patience.
78 Brunswyk.
79 — — —
80 Court Vlugt.
81 Hamburg.
82 Saardain.
83 Lemmers. *
84 N. Clarenbeck.
85 Pietersburg.

Pflanzungen an der Kreek Pirika.

A. Sallem.
B. Concordia.
C. De Hoop.
D. Rietwyk.
E. Soribo.
F. Nieuw Timotibo.
G. Le Mat-Rouge.
H. Copoerica.
J. De Vreede.
K. Sapatone.
L. Korten Duur.

M. Bel-Air.
N. Schoon Naauwe.
O. Nienwelyk.
P. Carasana.
Q. Wayanoe.
R. Langenhoop.
S. Amsterdam.
T. Den Haag.
U. Bronwershagen.
V. Eendragt.
W. La Solitude.
X. Waterwyk.
Y. Do. Klein. *
Z. Rustenburg.

Pflanzungen an der Kreek Paramarica.

N. 1 Wed. Woudenberg. *
2 Kleinhausen.
3 La Perseverance.
4 Ulsman & Comp. *
5 Paddenburg.

Pflanzungen an der Mot Kreek.

A. W. Caffeau. *
B. De 3 Gebroeders.
C. Naaldwyk.
D. Java.
E. Queck Kouen.
F. Mirandibo.
G. W. Vißer. *
H. Misgunst.
J. Oostwaarts.
K. Toevlugt.
L. Stolkenburg.
M. Ryswyk.
N. Nacracabo.

Pflanzungen an der Kreek Hoer Helena.

Gegen Osten.

N. 1, 2, 3 La Favorita.
4 Byval.
5 Hoopwyk.
6 Vrouwen Lust.
7 Lief dens Hoop.
8 Laus Aukoer.
9 Paris.
10 Tulpenburg.

Gegen Westen.

N. 11 Perseverance.
12 Leever. *
13 Blokkenbos.
14 Practica.

N. 15

N. 15 St. Germain.
16 De Uitvlugt.
17 Kores-Berg.
18 Jans Lust.
19 Vries Hoop.
20 Stolkert. *
21 Huys Lust.

N. 19 Sylershoop.
20 Kerman en Son. *
21 J. Schaap. *
22 Is-Godefroy. *
23 Marienburg.
24 Guadaloupe.
25 Augsburg.
26 Fredriksdorp.
27 Belgraade.
28 Berlin.
29 Maastroom.
30 Johannesburg.
31 Rust en Werk.

Neue Pflanzungen an dem Kommewyna Fluß zur Rechten, wenn man herunter fährt.

N. 1 De Jonge Beyenkorf.
2 Sporksgift.
3 Klein Bellevue.
4 Purmerend.
5 Picardie.
6 idem.
7 Van der Wayen. *
8 Sorg en Hoop.
9 La Singularité.
10 Hegt en Sterk.
11 La Croix. *
12 Fredriksburg.
13 Het Vert ronwen.
14 Koksburg.
15 Killesstein.
16 Nut en Schadelyk.
17 Bronwers Lust.
18 Kronenburg.

Eben daselbst zur Linken.

N. 1 Nieuw Roeland.
2 l'Embarras.
3 Beninenburg.
4 De Nieuwe Grond.
5 Akkerborn.
6 Wel te Vreeden.
7 Beekforst.
8 Tirone.
9 Spiringshock.
10 Vriendsbelyd.
11 Ouders Sorg.
12 Weeder Sorg.
13 Katwyk.
14 Welgeleegen.
15 Mon Tresor.
16 Grand Plaisir.
17 Alkmaar.

N. 18

N.18 Sorg Vlied.
19 Vißers Sorg.
20 Leliendaal.
21 Nooit Gedagt.
22 Marienburg.
23 Geertruydenberg.
24 Smaldeel.
25 Zoelen.

Pflanzungen die an dem untern Theil der Kreeken, Paramarika, Kabur, Tokripata, Mapatika und Warop befindlich sind.

N. 1 St. Michel. *
2 Dadina. *
3 Steenge. *
4 Strube. *
5 Orrok. *
6 Roux. *
7 Steenberg. *
8 Heyne. *
9 Henstchel. *
10 Sommers. *
11 Ingelhooge. *
12 J. C. Veyra. *
13 Boch. *
14 De Jager. *
15 Van Son. *
16 Van der Saagh. *
N.17 Soting. *
18 Spiring. *
19 Commandeur. *
20 Du Tri. *
21 Pelwyk. *
22 Rees. *
23 Van der Meer. *
24 De Zonnebloem.
25 J. Bock. *
26 Grootveld. *
27 Du Vignon. *
28 Westphalen. *
29 Diering. *
30 Nepveu. *
31 Spiring. *
32 idem. *
33 Losner. *
34 Dolaas. *
35 Grootveld. *
36 Curtius. *
37 Van Nassau. *
38 Wiltens. *
39 De Vries. *
40 Polak. *
41 Abbekerk. *
42 P. Kock. *
43 Wolff. *
44 Meyer. *
45 Trantz. *
46 Krantz. *
47 J. A. André. *
48 J. Klein. *
49 C. W. Wittchouw. *

N. 50

N. 50 }
51 } Spaan. *
52 Potter. *
53 Maron. *
54 Reneval. *
55 Rynsdorp. *
56 Cornelia. *
57 Rynsdorp. *
58 Prado. *
59 Jacobs *
60 Reneval. *

Kleine Striche Landes, die um die Stadt Paramaribo herum liegen.

N. 1 Societyts Plantagie.
2 Lands Grond.
3 Pikorna. *
4 Van der Werf. *
5 Papot. *
6 V. d. Velde. *
N. 7 Siefferd. *
8 — — —
9 Mulder. *
10 Himenes. *
11 Non.
12 Bretkom. *
13 Charlot. *
14 Bylevald.
15 Sieffert. *
16 Bratkom. *
17 Roulleau. *
18 La Blache. *
19 Sauret. *
20 Bley. *
21 Haterman. *
22 De Crepi. *
23 Castillo.
24 De Britto. *
25 Roulleau. *
26 Holting. *
27 Adams Zoon. *
28 Britto & Comp. *
29 Colbach. *
30 Wolfgang. *
31 De Meester. *

Ver-

Verzeichniß

derjenigen Bücher, welche auf Kosten des Joachim Pauli, Buchhändler in Berlin und Stettin, gedruckt und verlegt, auch um beygesetzte Preise in Menge zu haben seyn.

Abhandlung vom Bau und Nutzen des türkischen Weytzens nebst einem Auszuge aus Herrn Kalms Beschreibung vom Mayskorne. 8. Berlin 757. 3 gr.

Andachten, häußliche, für Familien, einzelnen Persohnen und Kranken 8. Berlin 771. 10 gr.

Anmerkung von geschwinder Beförderung der Maulbeerplantagen. 8. Berlin 757. 1 gr.

Beyträge, berliner, zur Landwirthschaftswissenschaft 1 — 12tes Stück, oder 1ter Band complet, nebst Haupttitul und Register. gr. 8. Berlin 771 — 773. 2 thl.

— 2ter Band, 1 — 6tes Stück. gr. 8. Berlin 774. 1 thl.

Briefe, den Tod des Calas zu Toulouse betreffend, 8. 1 gr.

von Büffons allgemeine Naturgeschichte, 1ter Theil, dessen Inhalt ist, 1) Abhandlung von der besten Art, die Naturgeschichte zu erlernen und vorzutragen, 2) Abhandl. Geschichte und Theorie der Erde. Unterschiedene Versuche von der Theorie der Erde. 1ter Artikul, die Bildung der Planeten, 2) das Whistonische Lehrgebäude, 3) das Burnetische Lehrgebäude, 4) das Woodwardische Lehrgebäude, 5) Erklärung noch einiger andern Lehrgebäude, 6) Erdbeschreibung mit 5 Kupf. gr. 8. Berl. 771. auf Druckp. 20 gr.

Dasselbe Buch 1ter Theil, gr. 8. Berl. 771. auf Schreibpapier 1 thl. 4 gr.

— 1ter Theil, gr. 8. Berlin 771. auf Schreibpap. mit illuminirten Kupfern, 1 thl. 10 gr.

von Büffons allgemeine Naturgeschichte, 2ter Theil, dessen Inhalt ist, 1) über den Ursprung der Schichten und Erdlagen, 2) von den in dem Innern der Erde befindlichen Schalengehäusen und andern Seegeschöpfen, 3) von den Unebenheiten der Oberfläche der Erde, 4) von den Meeren und stehenden Seen, 5) von der Ebbe und Fluth, 6) von den Unebenheiten im Grunde des Meeres und von den Meerströhmen, 7) von den ordentlichen Winden, 8) von unregelmäßigen Winden, gewaltigen Sturmwinden, Wasserhosen und andern von den erschütternden Bewegungen des Mee-

rrs

res und der Luft entstehenden Naturbegebenheiten, gr. 8. Berlin 771. auf Druckpappier 20 gr.

Dasselbe Buch 2ter Theil, gr. 8. Berlin 771. auf Schreibpappier 1 thl. 4 gr.

— 2ter Theil, gr. 8. Berlin 771. auf Schreibpappier illuminirt 1 thl. 6 gr.

von Büffons allgemeine Naturgeschichte 3ter Theil, dessen Inhalt ist, 1) von den feuerspeienden Bergen und dem Erdbeben, 2) von den neuen Inseln, Höhlen, senkrechten Spalten rc. 3) von der Wirkung des Regens, von den Morästen, gegrabenen Hölzern und unterirrdischen Wässern, 4) von den Verwandelungen des Landes in Meer und des Meeres in Land, 5) Vergleichung zwischen Thieren und Gewächsen, 6) von der Hervorbringung seines Gleichen überhaupt, 7) von der Ernährung und Entwickelung, 8) von Erzeugung der Thiere, 9) Anzeige der unterschiedenen Lehrgebäude von der Erzeugung, gr. 8. Berlin 771. auf Druckpap. 20 gr.

Dasselbe Buch 3ter Theil, gr. 8. Berlin 771. auf Schreibpapier 1 thl. 4 gr.

— 3ter Theil, gr. 8. Berlin 771. auf Schreibpap. mit illuminirten Kupfern, 1 thl. 8 gr.

von Büffons allgemeine Naturgeschichte 4ter Theil, dessen Inhalt ist, 1) Erfahrungen über die Erzeugung, mit Kupfern, 2) Vergleichung der Leuwenhokischen Erfahrungen mit den Meinigen, 3) Betrachtungen über die vorhergehenden Erfahrungen, 4) von den unterschiedenen Erzeugungsarten der Thiere, 5) von Bildung der Leibesfrucht, 6) von der Entwickelung und dem Wachsthum der Frucht, von der Entbindung, 7) Wiederholungen. mit 7 Kupfern, gr. 8. Berlin 772. auf Druckpappier 20 gr. auf Schreib. 1 thl. 4 gr. illuminirt 1 thl. 14 gr.

— allgemeine Naturgeschichte 5ter Theil, dessen Inhalt ist, 1) von der Naturgeschichte des Menschen, 2) von der Kindheit, 3) von der Mannbarkeit, 4) das männliche Alter, 5) vom Alter und vom Tode, 6) vom Sinne des Gesichts, 7) vom Sinne des Gehörs, 8) von den Sinnen überhaupt, mit 3 Kupfern, gr. 8. Berlin 773. auf Druckpappier 20 gr. auf Schreibpap. 1 thl. 4 gr. auf Schreibpap. mit illuminirten Kupf. 1 thl. 10 gr.

Desselben 6ter, 7ter und letzter Theil mit vollständigem Register, gr. 8. Berlin 775 auf Druckp. 1 thl. 16 gr. auf Schrbp. 2 thl. 8 gr. auf Schrbp. mit illum. K. 2 thl. 20 gr.

von

von Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere 1ter Theil, dessen Inhalt ist, 1) von den Zahmen- und Hausthieren, 1) Naturgeschichte des Pferdes, 3) des Esels, 4) des Ochsen und der Kühe, 5) des Schafes und Widders mit 13 Kupf. gr. 8. Berlin 772. auf Druckp. 20 gr. auf Schreibp. 1 thl. 4 gr. illuminirt 2 thl.

von Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere 2ter Theil, dessen Inhalt ist, 1) Naturgeschichte der Ziege, 2) des gemeinen, zahmen, des siamischen und wilden Schweins, nebst Anhang zur Geschichte des Schweins, 3) Naturgeschichte des Hundes erster Anhang, nach Herrn von Daubenton, besondere Beschreibung der Hunderasen, 1) Hauptrasen, 2) Blendlingsrasen, 3) doppelte Blendlinge, zweyter Anhang, vom Nutzen und Schaden, den die Hunde stiften können, 4) Naturgeschichte der Katze. Erster Anhang nach Anleitung des Herrn Daubenton; besondere Beschreibung der Katzenarten, zweeter Anhang von der Schädlichkeit der Katzen, mit 28 Kupf. gr. 8. Berlin 773. auf Druckp. 20 gr. auf Schreibp. 1 thl. 4 gr. und illuminirt 3 thl. 12 gr.

von Büffons Naturgeschichte der Vögel aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern vermehrt durch F. H. W. Martini, 1ter Band mit 21 Kupf. Der Inhalt des 1ten Bandes der Vögelhistorie ist 1) Entwurf des ganzen Werks. 2) Abhandlung von der Natur der Vögel. 3) Anhang. 4) Von den Raubvögeln. 5) Naturgeschichte der Adler. 6) Der große Adler, Steinadler. 7) Der gemeine Adler. 8) Der kleine Adler. 9) Der Fischadler. 10) Der Balbüsard. 11) Der Beinbrecher. 12) Der Lerchengeyer. 13) Der Adler von Pondichery. 14) Der Heyduckenadler. 15) Der Brasilianische Adler Urubitinge. 16) Der kleine Amerikanische Adler. 17) Der Fischweyhe. 18) Der Mansfeni des du Tertre. 19) Von den großen Geyern. 20) Der Geyeradler. 21) Der braunfahle Geyer oder Greif. 22) Der große gemeine Geyer. 23) Der Hasengeyer. 24) Der kleine Geyer. 25) Der braune oder Malthesergeyer. 26) Der Egyptische Erdgeyer. 27) Der Geyerkönig. 28) Der Brasilianische Geyer. 29) Der Greifgeyer. 30) Von den Hünergeyern und Weyhen. 31) Der Hünergeyer. 32) Der schwarze Hünergeyer. gr. 8. Berlin 772. auf Druckp. 20 gr. auf Schreibpap. 1 thl. 4 gr. und illuminirt 2 thl. 12 gr.

TOPOGRAPHISCHE CHARTE von der KOLONIE SURINAM, welche in dem Theile des vesten Landes von dem Mittäglichen America, unter dem 6ten Grade mitternächtlicher Breite, und dem 19ten Grade 15 Min: der Länge gelegen ist.
worauf alle Wohnplätze und deren Nahmen, wie man sie in der unmittelbar nach dieser Charte folgenden Haupt Liste verzeichnet findet, numerirt sind;
nach derjenigen verfertigt, welche die Herren von der Gesellschaft in Surinam alldort haben aufnehmen lassen. Durch Herrn A. von Lavaux.

Verjüngt. Maasstab von 1300 Ketten auf 66 Rheinländ. Schuh.

Gericke Junior. Sculps. Berol. 1775.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fermin, Philippe

D. Philipp Fermins Reise, durch Surinam Aus dem Französischen übersetzt

Bd.: 1

Potsdam 1782

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.457(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449815-9
VD18 1546105X-001